Die Berufungen nach Altbayern unter dem Ministerium Montgelas

---

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät (1. Sektion)
der Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Rudolf Burkhard
aus Nürnberg

Buchdruckerei Hugo Alpers, Delitzsch
1927

Referenten:

Prof. Dr. Döberl

Prof. Dr. Oncken

Tag der mündlichen Prüfung:

12. Februar 1927

1. Kapitel.

Das altbayrische Geistesleben vor den Berufungen.

Das München des 18ten Jahrhunderts war eine Stadt von mittlerer Größe mit einem Grundriß, der noch fast der gleiche war wie vierhundert Jahre vorher, ein Gemisch von fürstlicher, geistlicher und bäuerlicher Stadt mit verhältnismäßig schwachem Bürgertum, spärlichem Gewerbe und gering entwickeltem Handel.

Es war eine Stadt, die für den Fremden aus dem Norden etwas Verträumtes hatte, etwas ähnlich Versonnenes wie Rothenburg ob der Tauber zur Zeit seiner Entdeckung, als ein Ludwig Richter auf der Wanderschaft dorthin kam. Es war einer der Brennpunkte in jenem großen, geschlossenen bayrischen Kulturkreis, der vom Lech bis zur Leitha reicht, „dessen Stärke Musik und Theater und dessen Schwäche reine Verstandeskultur ist." [1] Es war ein Garten voll barocken Lebens, in dem gar manche fremde Pflanze sproßte neben dem Einheimischen, dem Dinarischen[2] — um ein Wort unserer Tage zu gebrauchen — es war keine typisch deutsche Stadt, wenigstens keine eigentliche germanische. Denn unter Maximilian I., mehr noch unter Ferdinand Maria, war italienische Kultur hier eingezogen und vom Hof in seinen Kanälen ins Volk gedrungen, wo sie etwas umgewandelt wurde; seit Max Emanuel herrschte französischer Geschmack in ihrem Bereich.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts werden nun in den Bau, dessen Türen und Fenster fast nur nach romanischen Ländern weisen, die ersten Oeffnungen nach dem übrigen Deutschland gebrochen, zuerst schüchtern, dann kühner. Erst kommen von dort einige Gelehrte, dann zieht eine ganze Kolonie von Menschen aus einem anderen Kulturbereich mit z. T. ganz anderem Denken in Münchens Mauern ein, Pfälzer und Rheinländer. Ein kleines Stocken folgt, bis dann Montgelas die Arbeit mit neuem Eifer fortführt und die Rückseite des Palastes beinahe zu einer

[1] Nach A. v. Müllers unvollendeter Vorlesung. München von 1799—1918.

[2] Hans F. K. Günther. Rassenkunde des deutschen Volkes. München 1924.

Vorderseite umbildet. Spätere Geschlechter sollten das Werk vollenden. Es mag ja widersinnig klingen, daß da ein Schüler der Franzosen im Sinne der deutschen Einigungsbewegung wirkte, doch an der Tatsache selbst rüttelt das nur wenig. Das Mittel, wodurch diese Umwandlung gewollt, ungewollt vollzogen wurde, wodurch München erst eine Hauptstadt im modernen Sinne wurde, wodurch ihm mehr und mehr sein Charakter als herbstliche Barockstadt im guten und schlechten Sinne genommen wurde, das waren vor allem diese sogenannten „Berufungen", die sich über einen Zeitraum von nicht ganz hundert Jahren erstrecken. Die erste Hälfte dieses Säkulums, nämlich die Berufungen unter Karl Theodor und Montgelas, Vorspiel und erster Akt des vieraktigen Schauspiels, sollen unser eigentliches Thema sein.

Bevor wir uns aber dem Beginn dieser Auseinandersetzung zwischen Altem und Neuem, zwischen Einheimischem und Fremdem zuwenden, mag ein ungefähres Bild von der damaligen Hauptstadt an der Isar und ihrem Hinterlande entrollt werden, ein Bild von Altbayerns religiösem, künstlerischem und wissenschaftlichem Leben.[1])

Da erhebt sich nun eine gewisse Schwierigkeit; denn wir wissen wohl, wann die Geburtsstunde des alten München geschlagen hatte, wann es begonnen, sich vom übrigen Deutschland zu lösen und die Fäden nach den romanischen Ländern zu knüpfen, wann sein innerer Niedergang anhub und es verarmte. Aber wir können nicht mit eben dieser Schärfe sagen: Jetzt, in diesem Augenblick stirbt das alte München, das alte Bayern, beginnt ein neues München, ein neues Bayern. Denn die Geschichte dieses Landes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist ein stetes Schwanken zwischen Altem und Neuem, und erst mit Montgelas tritt volle Eindeutigkeit des Wollens an Stelle des vorherigen oft unsicheren Tastens. Wir müssen daher manchmal Dinge als Kennzeichen des alten München bringen, die sich erst unter Karl Theodor ereigneten.

Seit etwa 1569 war die Stadt an der grünen Isar Hauptstadt eines schier rein katholischen Landes. Damals war es, daß die Schranken aufgerichtet wurden, die das bayrische Land, das in den Tagen Walthers von der Vogelweide, Wolframs von Eschenbach Mittelpunkt deutschen Lebens gewesen war,[2]) auf ein paar Jahrhunderte vom übrigen Deutschland scheiden sollten. Diese Schranken hießen:[3]) Verbot des Lesens ketzerischer

---

Als Literatur zu diesem Kapitel sei vor allem auf die Darstellung in Doeberls Entw. verwiesen.

[1]) Loewe bringt in seiner Thierschbiographie (S. 51 ff.) eine ausführliche Schilderung des Altmünchner Stadtbildes; das alte Geistesleben ist im Vergleich damit relativ kürzer behandelt. Die Darstellung bei Heinrich Thiersch und Christian Meyer geht größtenteils auf Perthes zurück.

[2]) Doeberl. Entw. a. a. O.

[3]) Ebenda I. S. 449.

Schriften, Verbot protestantische Schulen zu besuchen und das Verbot als junger Kaufmann, als Handwerker, Geselle, Dienstbote protestantische Orte aufzusuchen. Fortan wurde Bayern ein Hauptstützpunkt des Ordens der Gegenreformation, der Jünger des spanischen Ritters Ignatius von Loyola. Von ihrem Geist erfüllt, ihren Ideen gehorchend, wandelte sich das Gesicht des bayrischen Stammes, des bayrischen Staates mehr und mehr. Dieses System der ausschließlichen Katholizität erreichte unter Kurfürst Maximilian I. einen staunenerregenden Höhepunkt, verlieh seiner Regierung den Eindruck herber Größe, fester Geschlossenheit und Folgerichtigkeit, um den ihn manch anderes Land beneiden mochte.

Darnach aber begann das stolze Denkmal innerlich morsch zu werden, wenn auch die Sonne zunächst ein schier unverändertes Bild beschien; es trat ein Niedergang ein, trotzdem nach dem dreißigjährigen Kriege die äußere Macht und das äußere Vermögen der Kirche zunächst bedeutend wuchs. Sie drückte auch ferner dem Lande und seiner Hauptstadt ihren Stempel auf. Man glaubte nach den Worten eines Zeitgenossen beinahe „nichts als Kirchen und Klöster zu sehen", wenn man durch deren Straßen wandelte. Beinahe ein Viertel oder ein Fünftel des Gesamtumrisses nahmen diese geistlichen Gebäude ein. Wundertätige Bilder waren allenthalben zu sehen, Sinne und Körper waren überall in den Dienst der Religion gestellt, und seltsame, märchenhafte Gebräuche sah des Betrachters Blick: so wenn am Karsamstag ein vornehmer Mann als Christus in der Jesuitenkirche im Grabe lag,[1]) wenn an Himmelfahrt eine Puppe in die Höhe gezogen wurde. Die Gebräuche blieben, aber der Glaube schwand. Schon die Art, wie damalige Beamte ihre Stellung auffaßten, als eine Nutzung anstelle einer sittlichen Pflicht, die Art, wie sie öfter anvertraute Gelder veruntreuten, die leichtfertige Art und Weise, wie der Staat seine Aemter vergab: „die Witwe so und so hat ein taugliches Subjekt zu stellen,"[2]) das alles zeugt davon, daß das Christentum in Bayern großenteils allmählich ein recht äußerlicher Firnis geworden war, daß es nicht mehr den ganzen Staat durchdrang wie unter dem Kurfürsten Maximilian I. Die alten Formen waren doch für manche hohl geworden, und dem Neuen, das die Zeit brachte, hatte man versäumt Rechnung zu tragen. Gleichwohl vereinte sich die nachlassende Glaubenskraft, der schwächer werdende Wille, das religiöse Ideal im Staate zu verwirklichen, mit einer starken Intoleranz gegen Andersgläubige. Vorübergehend allerdings, unter Max II. Joseph, versuchte man sich mit den Forderungen des Tages auseinanderzusetzen, ja man sah jetzt auch ausnahmsweise bei manchen Mitgliedern der neugegründeten Akademie über das Fehlen des katholischen Bekenntnisses hinweg. Aber für die meisten der damals führenden Köpfe, die doch

[1]) Thiersch's Leben a. a. O. I. S. 64.
[2]) Beliebter Ausdruck in den Akten. M. Kr. A.

meist Geistliche waren, bedeutete diese Aufklärung doch vielleicht mehr eine Frage der äußeren Kirchenorganisation, als eine Frage der Glaubenserneuerung. Gewiß waren auch vereinzelt Männer da, die es verstanden, neuen Wein in die alten Schläuche zu gießen, Männer wie etwa Sailer, doch sie drangen nicht durch.

Bei etlichen bildete sich sogar ein gewisser Haß gegen die Kirche; sie empfanden die Geistlichkeit als Drohnen und forderten Klosteraufhebung und dergleichen. Die volle Wucht dieser damals noch etwas zurückgehaltenen Gefühle wurde allerdings erst unter Montgelas sichtbar, also unter einer Aegide, wo man sie nicht ungern sah. Da schreckte man denn auch vor keiner Bosheit, Grobheit oder Unflätigkeit mehr zurück. So schrieb damals einer: [1]) „Der einzige Grund, warum man das Chorstift von Landshut nicht schon längst aufgelöst habe, sei der, weil man lieber einem alten Misthaufen seinen seit langer Zeit besessenen Platz gönne, wo er doch durch die Macht der Gewohnheit weniger stinke, als ihn in kleinen Haufen auf die Straßen der Stadt zerstreuen wolle." Doch muß man immer bedenken, daß derartige Aeußerungen weniger beim niederen Volk daheim waren, das wohl noch in seiner Mehrzahl mit fromm-treuem Blick zu seiner Kirche aufschaute, sich eine gewisse Anhänglichkeit durch das Jahrhundert hindurch bewahrt hatte und durch die antiklerikalen Maßnahmen des Ministeriums und seiner Werkzeuge im Innersten manchmal tief verletzt wurde. Wenn also Perthes gelegentlich der bisweilen sehr gleichgültigen Art, wie die Klosteraufhebung hingenommen wurde, schreibt: [2]) „Es ist eine für den Historiker, den Theologen und Staatsmann gleichbemerkenswerte Tatsache, daß solche Gleichgültigkeit und Feindschaft sich bei einem deutschen Stamme, wie dem bayrischen, entwickeln konnte, obschon oder weil derselbe zwei Jahrhunderte hindurch fast unbedingt unter der Herrschaft der Priester gestanden hatte": so ist das zu sehr verallgemeinert und im Ton von unnötiger Schärfe. Man denke nur an jene Szene im Jahre 1802, [3]) wo fromme Seelen es sich nicht nehmen ließen, die Franziskaner und Kapuziner auch fürder mit Speise zu versehen, als sie schon unter der Obhut des Staates standen, weil sie den Behörden nicht die Liebe zutrauten, die sie selbst den Brüdern gegenüber im Herzen trugen. Oder man vergegenwärtige sich jene tumultarischen Szenen desselben Jahres, als eine Prozession von der Polizei gesprengt wurde. Nein, das niedere Volk hing noch zum großen Teil leidenschaftlich an der Kirche und ihren Dienern, wenn es auch oft nur um des schönen Scheins willen war! Der alte Klerus erschien ihm doch oft in einem holderen Lichte als manche Aufklärer. Daß die aufklärungsfeindliche Regierung Karl Theodors in so weitgehendem Maße siegen konnte, das wurde unter-

[1]) Wahrscheinlich Feßmayer in „Nachtrag zur von Kanonikus von Güntner verfaßten Beantwortung des gegen das hiesige Kollegiatstift gerichteten Angriffs." Geisenhausen 1802, S. 12.
[2]) Perthes a. a. O. I. S. 431.
[3]) Regbl. 1802, 24. März.

stützt durch den Mangel an persönlicher Makellosigkeit, den so manche der Neuerer aufwiesen. Wir wissen das von Hübner,[1]) von Weishaupt u. a.

Wie sah jetzt ein Nichtbayer, ein Protestant, ein Ausländer die damaligen religiösen und kirchlichen Verhältnisse Altbayerns an? Nun Leute, die aus katholischen Gegenden in diesen Zeiten nach Bayern kamen und dort ihre treffenden und nichttreffenden Beobachtungen anstellten, waren sehr selten. Unter ihnen wieder fällt uns gleich einer in die Augen, der berühmte Buchhändler aus Berlin, der spätere Spott der Xenien, Nicolai, der im Laufe der achtziger Jahre des Jahrhunderts mit einer vielbändigen Beschreibung einer im Jahre 1781 vollführten „Reise durch Süddeutschland und die Schweiz" das lesende Publikum beglückte. Man hat die Glaubwürdigkeit dieses ersten „Berliners" in unserer Literatur, wie ihn Muncker[2]) einmal nannte, angezweifelt, halb mit Recht, halb mit Unrecht. Denn Nicolai war, wie die Geschichte mit dem Kemperlen'schen Schachtürken[3]) zeigt, dem so mancher bedeutendere zum Opfer fiel, ein sehr kritischer Beobachter.[4]) Seine statistischen Angaben sind im allgemeinen genau, genauer als die des Altbayern Westenrieder.[5]) Aber Nicolai war nur dann kritisch, falls das Dogma der Aufklärung außer dem Spiele stand. Von seinen Feinden, den Jesuiten, war er geneigt, das Schlimmste zu glauben, wenn es nur nicht ganz widersinnig klang. In den Einzelheiten ist sein Buch im wesentlichen richtig, jedenfalls haben sich keine hinreichenden Anhaltspunkte für das Gegenteil ergeben, im ganzen aber ist es eine schlechte Quelle; denn es ist eine ausgeprägte Parteischrift der Aufklärung.

In welch bissige Form dieser Spreeathener seine abfälligen Bemerkungen über Katholizismus und katholische Kirche zu kleiden liebte, davon ein paar Beispiele. Er schreibt im zweiten Bande, bei einer Schilderung der oberpfälzischen Bauern, deren Neigung zum Wohlleben durch die vielen Feiertage[6]) ihrer Kirche unterstützt werde:[7]) „Die benachbarten Protestanten sehen nicht

---

[1]) M. Kr. A. HR. 291/19 heißt es von Hübner, daß, wenn auch der gegen ihn erhobene Vorwurf der Vergewaltigung usw. sich nicht verifiziere, so habe sich doch herausgestellt, daß sein Lebenswandel „gar nicht erbaulich, viel minder einem Priester angemessen war." Aus der Zeit von 1779—1781.

[2]) Muncker a. a. O.

[3]) In Nicolais Reisebeschreibung findet sich auch eine Betrachtung über diesen Apparat.

[4]) Sein scharfes Auge entdeckte eine Reihe wertvoller minitiöser Züge, über die andere vielleicht hinweggeglitten wären. Es sei hier beispielshalber nur jener Stelle gedacht, wo er von der nachträglichen Bezahlung des Postgelds in Süddeutschland und dessen Vorausbezahlung in Norddeutschland erzählt (II. S. 338 Nicolai). Entwickelterer Geschäftsgeist im Norden, größeres Mißtrauen dort und harmloseres Entgegenkommen im Süden, das alles spricht aus einer solchen Bemerkung des emsigen Berliners.

[5]) Du Monlin Eckart a. a. O. S. 202.

[6]) Man zählte damals 124 Feiertage im Jahre.

[7]) Nicolai a. a. O. II 335.

völlig so feist aus, aber sind tätiger und anstelliger." Das Wort Westenrieders, daß der vierzigste Mann in München ein Geistlicher und der einunddreißigste ein Bettler sei, modelte der Berliner Buchhändler boshaft dahin um, daß es in München gerade so viel Geistliche als Bettler gebe.[1]) Die barocken Märtyrerbilder, denen er in München begegnete, waren ihm ein Abscheu. Daß der Barock im Leiden, im Schmerz eine Wollust empfand, eine Wonne, die aus den aufgeschlagenen, aufblickenden Augen der Heiligen spricht, das sah er nicht oder wollte er nicht sehen. Diese Bilder waren ihm ein Gegenstand des Aberglaubens, nicht der Kunstbetrachtung. Heftiges Mißfallen erregte in seinem Innern die Unduldsamkeit, der er anscheinend in den Weg kam. Bei Prozessionen wurden die Spottbilder von Juden, von Luther und Calvin mitgeführt. Eine kleine plastische Geschichte, die Nicolai allerdings nicht selbst erlebte,sondern sie von einem anderen erzählte, mag hier ihrer Lebendigkeit wegen angeführt werden. Sollte sie etwas übertrieben sein, so wäre sie doch noch ein Beweis dafür, mit welchem Vergnügen sich die Schüler „Nathans des Weisen" an der absprechenden Gläubigkeit, wie sie im damaligen Bayern zu finden war, weideten. Die Geschichte lautet folgendermaßen.[2]) Ein Reisender hörte einen Schulmeister in München in Gegenwart des Schulkommissarius folgendergestalt kathechisieren. Fr. Für wen ist Christus gestorben? A. Für alle Menschen. Fr. Auch für die Türken. A. Ja. Fr. Auch für die Lutheraner? A. Nein! Der Schulkommissarius korrigierte diese Antwort als unchristlich und unrichtig. Der Schulmeister aber versetzte: „Dös hot nixts z'sogen, d'Lutheroner, käma do' oll in d'Höll, tief unta Türken, gelt's Kindä?" Die Kinder schrien: Joa, joa! und der Schulkommissarius schwieg still, vermutlich aus Furcht beim Inquisitor haereticae pravitatis angegeben zu werden.[3]) Ebensolches Mißbehagen erregten bei dem Berliner Aufklärer das Wetterläuten, die mechanischen Religionsübungen und vor allem die Jesuiten, über deren angebliche Macht und Bestechungskünste er so mancherlei zu erzählen weiß. Der eigentliche moralische Gradmesser eines Landes aber war für Nicolai das Verhältnis der unehelich geborenen Kinder zu den ehelichen. Gewissenhaft führt er bei fast jedem Orte darüber Buch. Die Münchner Zahlen nun erfahren wir gelegentlich einer Schilderung Wiener Zustände;[4]) sie zeigen uns, daß die Isarstadt in seiner sittlichen Wertschätzung ganz tief stand. Denn aus ihnen ergibt sich, daß zu Leipzig und Jena allemal das siebte Kind ein uneheliches war, zu Göttingen das sechste, zu München aber schon das vierte.

---

[1]) Nach Muncker a. a. O. S. 178.

[2]) Nicolai a. a. O. VI. Bd. S. 626.

[3]) Von Bigotterie, die in Bayern herrsche, schrieb übrigens auch der österreichische Katholik Moll (1782 an Sterzinger. Briefsammlung der Akademie).

[4]) Nicolai a. a. O. 2. Bd. S. 341/42.

Wir wenden uns nun zum zweiten Punkt unseres Kapitels, zum künstlerischen Leben Altbayerns[1]) im 18. Jahrhundert. Bedurfte es einer Erneuerung? Stand es auf der Höhe der Zeit? Trautmann, der Verfasser der Kulturbilder Altmünchens, zitiert in diesem Buche einige recht gut hierher passende Worte Gurlitts: wir müßten uns, was das Norddeutschland des 18. Jahrhunderts beträfe, auf eine Umwertung der bisher geltenden Anschauungen gefaßt machen. „Man tut nicht gut, allein die geistigen Bewegungen im deutschen Volke als die höchsten zu preisen, welche die Denker und Dichter hervorbrachten, und darüber jene zu vergessen, welche die künstlerischen Kräfte befruchteten. Wenn man dereinst über die „Aufklärung" und ihr Kind „die Bildung" nicht mehr ganz im Sinne Lessings denken wird, kommt wohl auch die Zeit, in welcher das Dumpfe, Tiefe, Unergründliche, nur mit der Empfindung Begreifliche zur rechten Wertschätzung gelangen wird." Und in diesem Sinne war Bayern damals ein künstlerisch hochstehendes Land. Seine schöne Literatur war wohl unbedeutend, aber es besaß z. B. Werke der barocken Baukunst, denen der Norden, abgesehen vom Dresdner Zwinger, nichts an die Seite zu setzen hatte. Dieselbe Kirche, die vielleicht geistig nicht viel neu Erlebtes zu bieten hatte, arbeitete hier künstlerisch mit wundersamem Geschick der Propaganda. Welche Fülle von Gotteshäusern entstand nicht in jener ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in einer Zeit, als das Abstrakte in Bayern darniederlag. Da wirkte ein Effner, ein Gunezrhainer, ein Dominikus Zimmermann, ein Michael Fischer. Hier schufen die Gebrüder Asam ihre phantastisch-malerische Kirche in der Sendlingerstraße, jenes Juwel von Raum, in dem es einmal geglückt ist, „gerade diejenigen Eigenschaften des südöstlichen Barock zu schlackenloser Wirkung zu reinigen, die dem westlichen am fremdesten sind".[2]) Der Kirche gesellte sich der Hof, der Adel. Auch sie stellten die Kunst in den Dienst ihrer Sache, benützten sie dazu, die Mitwelt zum bewundernden, andächtigen Diener zu erziehen. Beide zusammen aber, Kirche und Hof, weckten auf diese Weise bei dem gemeinen Manne ein gewisses Kunstbedürfnis, wobei zweifellos die günstige, natürliche Veranlagung des Volkes auf halbem Wege entgegenkam. Doch München war nicht nur eine Stadt von malerischem Aeußern, von wohlig abgezirkelten und geformten Straßen und Gebäuden, es war auch eine Residenz voll Musik, war eine Stadt, die in ihren Mauern die italienische Oper pflegte und später sich einem Gluck, einem Mozart nicht versperrte. Hier erklang schon damals „Orpheus und Euridike" (1773), hier ging des Salzburgers vielversprechendes Frühwerk „La finta Giardiniera" über die Bretter. Schlechter war es freilich um das Schauspiel in dem durch die vielen Kriege verarmten Lande bestellt. Das Jesuitendrama lag in den letzten Zügen; der Hof folgte ausländischen Mustern und das niedere

[1]) In bisherigen Darstellungen z. B. bei Perthes wurde es gerne etwas übergangen.

[2]) Wilhelm Pinder. Deutscher Barock.

Volk hatte eine gewisse Vorliebe für das Derbe, das allerdings manchmal nicht des Künstlerischen entbehrte: Weihnachts- und Passionsspiele, Hütten- und Marionettenspiele bildeten seine Erbauung.[1]) Aber immerhin nannte München einen Törring[2]) sein eigen, den Verfasser der Agnes Bernauer, die eine nicht unwichtige Stelle in der Entwicklung des damaligen Götz'schen Ritterstücks einnahm. Doch freilich — es war auch zugleich die Hauptstadt eines Landes, das mit keinem einzigen seiner Söhne unter den großen Namen der zweiten Blüteperiode unserer Literatur vertreten ist.

Denn diese Literatur baute sich großenteils auf Abstraktem, auf Philosophie und Wissenschaft auf, also auf Dingen, die dem bayrischen Volke an und für sich weniger lagen, ja deren ungeheure Entwicklung es infolge seiner Absperrung kaum kannte. Daß die Tatsache des literarischen Vorsprungs im Norden bisweilen stark ausgeschlachtet wurde, ist richtig. Doch wenn Nadler von dem deutschen Klassikerkanon als einer „Geschichtsklitterung aus Eitelkeit, Bequemlichkeit und einem Quentchen Fälschergeschick" spricht,[3]) die aus den Deutschen ein wohlverteiltes Ganzes von Königen und Bettlern gemacht hätte, so greift das beinahe ebenso daneben. Die führenden Köpfe Altbayerns waren sich des Vorsprungs, den der Norden hier aufzuweisen hatte, auch selbst wohl bewußt. Nur so ist ihr schier krampfhaftes Bemühen zu verstehen, durch literarische Produktion sich auszuzeichnen. Solche literarische Betätigung mit dem bewußten Zweck des Wettstreits mit dem Ausland begegnet uns zunächst um die Jahrhundertwende in der Gründung der Gesellschaft „Der vertrauten Nachbarn am Isarstrom", dann zwanzig Jahre später im „Parnassus Boicus".

Diesen Vorgang des Strebens nach einer Hebung des bayrischen Geisteslebens hat Nadler in folgende etwas pointiert übertriebene, dafür aber umso wirksamere Worte gekleidet:[4]) „Drei Männer bereiteten die Erneuerung Bayerns vor: Amort, Hieber, Kandler; drei führten sie durch: Osterwald, Sterzinger, Braun; drei machten sie für das neue bayrische Schrifttum fruchtbar: Andreas Dominikus Zaupser, Anton Bucher, Lorenz Westenrieder. Sieben von ihnen waren Geistliche und die zwei anderen waren zeitweilig Benediktiner gewesen."

Amort,[5]) Hieber[6]) und Kandler,[7]) die ersten drei, sie trugen das Benediktinergewand. Augustiner und Benediktiner waren im damaligen Bayern diejenigen Orden, die im Gegensatz zu den

[1]) Legband a. a. O.

[2]) Der andere damals in München lebende Verfasser eines berühmten vaterländischen Ritterstücks, des Otto von Wittelsbach, nämlich Babo, war ursprünglich Pfälzer.

[3]) Nadler a. a. O.

[4]) Ebenda S. 75.

[5]) Physiker und Geograph, der vom Gegner des Kopernikus zu dessen Verteidiger wurde. Goebel a. a. O. S. 41.

[6]) Berühmter Prediger.

[7]) Bibliothekar.

Jesuiten für geistige Reformen geneigt waren. Wie schüchtern die Ansätze jedoch waren, wie gering anscheinend die Leistungen, dafür zeugt ein Wort Goebels über Hiebers Anteil am Parnassus Boicus, jene von Gottsched[1]) einmal so verhöhnte Zeitschrift: „Was Hieber über „Universalhistorie" schreibt, verrät Mangel an der nötigen Sachkenntnis für ein solch schwieriges Thema, ist außerdem ganz von theologischen Konstruktionen und Vorurteilen beherrscht und nur in so fern von Interesse, als es uns beweist, wie wenig selbst ein Mann wie Hieber über den allgemeinen Zustand der Wissenschaften im damaligen Bayern zu erheben vermochte."[2])

Blicken wir auf das zweite Dreigestirn, auf Osterwald, den geistlichen Ratsdirektor, auf Sterzinger, den Bekämpfer des Hexenglaubens auf Braun, den Begründer des deutschen realistischen Schulwesens, so merken wir, daß wir die magische Zahl, mit der hier ein so verblüffendes Spiel getrieben wird, eigentlich verdoppeln müssen. Ickstadt, Linprun und Lori, das sind die Namen, die nach Einreihung verlangen. Ickstadt, der Ingolstädter Dozent aus Wiesbaden, der seinen Vorlesungen die Bücher protestantischer Autoren zu Grunde legte, Linprun, der Bergrat, und Lori, der vielgereiste Jurist, alle drei aber Begründer d e s Institutes, das zum ersten Male wirklich eindringlicher Forschung dienen sollte, der Akademie der Wissenschaften zu München (1759).

In packenden Worten, aus denen Scham und Selbstbewußtsein in bunter Mischung hervorleuchten, schildert uns der Bauernsohn aus Gründel bei Steingaden die damalige „Barbarey" seines Vaterlandes.[3]) Sogar die Russen und die im Ansehen der Gelehrsamkeit so arg verachteten Schweden hätten durch Gründung einer Akademie bewiesen, auf was für eine Art die Schande der Dummheit von der Nation abgewendet werden könne! Vier Kurfürsten besäßen bereits in Deutschland eine Akademie. Es bliebe nun nichts übrig, als sie nachzuahmen. Die früheren gelehrten Gesellschaften in Bayern habe man leider verkümmern lassen, jetzt habe man zur Schande noch den Schaden; denn man müsse sich Ausländern anvertrauen. Die Werke eines Hund, Gewold, Herwart und Adlzreiter würden im Inland nach dem Gewicht den Käsekrämern verkauft, so daß Protestanten wie Leibniz und Gundling sich zur Besorgung von Neuauflagen gezwungen gesehen. Das bayrische jus publicum habe ein württembergischer Landschaftskonsulent, die bayrische Bistums Historie aber ein österreichischer Jesuit veranlassen müssen. Dazu komme, daß Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Chemie auf den Schulen kaum

[1]) Brief Gottscheds an Lori vom 23. Heumond 1759 (Briefsammlung der Akademie d. W.) „Um Gotteswillen! Gedenken doch Euer Hochwohlgeboren dieses Parnassus in den Schriften der Gesellschaft nicht mehr, wenn Sie nicht alle Ihre Bemühungen bei dem größten Teil von Deutschland lächerlich machen wollen.

[2]) Goebel a. a. O.

[3]) M. Kr. A. HR. 289 Nr. 8/III. Die Denkschrift ist zwar nicht unterschrieben, aber die Korrekturen stammen, wie sich durch Vergleich feststellen läßt, von Loris Hand.

betrieben würden. Es sei daher kein Wunder, daß das Apothekenwesen so darniederliege, daß das Fabrikwesen für unmöglich ausgeschrien werde, daß die Landwirtschaft allen eigensinnigen Bauern preisgegeben sei. In der Landvermessung sei man nicht über Apian hinausgekommen. Mechanik und Ingenieurkunst betrieben hierzulande nur Ausländer oder Inländer, die im Ausland gelernt. Doch alle diese Mängel seien nur besonderen Umständen zuzuschreiben, nicht aber der Nation an sich, die gewiß bei ihren Anlagen bald zeigen werde, daß die Bayern zu den Wissenschaften ebensogut aufgelegt seien wie andere Völker. Ein andermal schrieb er:[1]) „Wir wollen die Gelehrsamkeit im mittäglichen Deutschland von dem Joch der Monopolisten in die gebührende Freiheit setzen und die Ehre der katholischen Gelehrten retten helfen, die man den Spöttereien unserer Landsleute gegen Norden lange genug preisgegeben." Diese Worte kehren in ähnlicher Form, je nach dem Empfänger etwas abschattiert, in den verschiedenen Briefen wieder, die er damals in Sachen der Akademie an in- und ausländische Gelehrte sandte.

Wir wenden uns zum letzten Dreigestirn historischer Namen, zu den drei Männern, deren gemeinsames Kennzeichen der literarische Kampf gegen jesuitische Bevormundung war. Bucher, der Humorist, und Zaupser, der Dichter der Ode auf die Inquisition, gehörten schon als einstige Schulkameraden zusammen; etwas abseits davon steht der später ja in andere Bahnen lenkende Westenrieder, der Verfasser des „Engelhof". „Den ersten guten Roman in Bayern" hat ein damaliger Berliner Kritiker dieses Werk genannt, in dem der Geistliche seinen Landsleuten Goethe und Rousseau vermittelte,[2]) aber sich nicht damit zufrieden gab, sondern aus eigenem hinzufügte. In dem Leben und Leiden des jungen Hofmeisters schilderte er die Nöte und Sorgen seiner eigenen Heimat, den Druck der Bürokratie, die Anmaßung des ungebildeten Adels, stimmte er ein in den literarischen Chor, der das harte Schicksal der Kindesmörderin beklagte. In Wochenblättern, Beschreibungen, Abhandlungen, Dichtungen suchte er die Geistesbildung seiner Landsleute zu heben. Freilich ist zu bedenken, daß nicht alles gleich wertvoll ist; denn der Mann war ein Vielschreiber, der oft am Abend noch nicht wußte, worüber er am nächsten Tage sich auslassen würde.[3]) Dennoch besaßen seine Schriften einen ziemlichen Wert, weil sie von etwas erfüllt waren, was auch die größte Gelehrsamkeit nur z. T. ersetzen kann — weshalb später so mancher gelehrtere Mann in München scheiterte, weil er dies eben nicht besaß — nämlich Liebe. Daß dieser geistliche Rat mit allen Fasern seines Herzens an seiner Vaterstadt hing, ihr in guten

---

[1]) An Dobler in Kremsmünster 1759; Briefsammlung der Akademie der Wissenschaften.

[2]) Vogt und Koch. Geschichte der deutschen Literatur, Leipzig 1904, S. 263.

[3]) Nadler a. a. O.

und bösen Stunden mahnend als ihr Gewissen zur Seite trat, das macht die Erzeugnisse seiner Feder wertvoll, wertvoller als sie es ihrer bisweiligen Ungenauigkeit nach verdienten.

Ganz ähnlich wie sein Landsmann Lori entwarf er in seiner Geschichte der Akademie der Wissenschaften in trüben Farben ein Bild von dem Geistesleben Süddeutschlands und Bayerns im besonderen um die Mitte des Jahrhunderts. Es ist die Schilderung eines Zurückblickenden, in der jedoch noch die ganze Erregung früherer Tage nachzittert, das ganze Schamgefühl über den Vorsprung des Nordens. Westenrieder stand den Ereignissen nicht wie ein unparteiischer Historiker gegenüber, sondern wie Doeberl sagt, „wie einer, der mitten im Kampfe steht und dem die Uebel, die er aus der Nähe sieht, stets größer erscheinen als dem entfernten Beobachter."[1]) In jener Geschichte der Akademie schrieb nun dieser getreue Eckard seines Volkes unter anderem folgendes: „Im südlichen Deutschland vereinigten sich gerade so viel Umstände (sc. wie sich im Norden zur Förderung der Wissenschaften zusammenschlossen), alles Verbessern der Gelehrsamkeit zurückzuhalten. Hier hatten ganze Orden und Gesellschaften den Unterricht der Jugend übernommen und beinahe nach nichts weiter getrachtet, als jene in der katholischen Religion zu befestigen und alles, was hierin einer Gefahr ähnlich sah, zu entfernen. Man erinnerte sich noch immer lebhaft an die gräßlichen Auftritte und Unruhen, welche im 16. Jahrhundert durch Neuerungen im Religionswesen veranlaßt wurden, und wollte schlechterdings, daß alles in dem Zustand von Ruhe beharren sollte, in welchem von dieser Seite das Vaterland seit einigen Menschenaltern erhalten worden war. Jede, auch noch so kleine Verbesserung, hieß man eine Neuerung, und mit jeder Neuerung verband man den Begriff einer Gefahr. Man fürchtete sich vor jedem ungewöhnlichen Laut und argwöhnte überall ein verborgenes Gift. Man dachte nur immer an die Ausartung der Dinge und hatte die Ueberlegung nicht mehr zu denken, daß, wenn der Mißbrauch des Forschgeistes und der Gelehrsamkeit Schaden anrichten, der Mangel an Forschen und an den ersten unentbehrlichen Kenntnissen noch weit mehr Unheil nach sich ziehe. Allein diese eingeschränkte Denk- und Vorstellungsart überlieferten sich nun einmal die öffentlichen Lehrer von Jahr zu Jahr, und sie selbst wußten zuletzt kaum mehr als ihre Schüler, welchen sie wahrlich nichts geflissentlich vorenthielten, sondern das, was sie wußten, gerade so, wie sie es von ihrem Lehrer erhalten hatten (was freilich wenig war), mitteilten. Die Kultur der deutschen Sprache hatte sich sogar bis auf die Schön- und Rechtschreibekunst verloren. Die Sprachen der Römer und Griechen wurden zwar gelehrt, aber ohne alle Kritik, ohne alle Hinweisung auf die Sachen und den Geist, der in den Schriften der Griechen und Römer lebt, und zum Scharfsinn und zur Größe führt. Das, was man humanistische Literatur nannte,

[1]) Doeberl. Entw. II a. a. O.

weckte und bildete keine Dichter, Redner oder nur erträgliche Schriftsteller. Die Metaphysik lehrte durch unbegreifliche Worte, daß viele Dinge, die wir (weil sie zur Zeit nicht zu unserer Glückseligkeit gehören) nicht begreifen, unbegreiflich sehen, und die Physik, welche ohne vergängige Mathematik gelehrt wurde, beschränkte sich auf einige Versuche mit der Luftpumpe oder der Elektrisiermaschine, welche Dinge damals noch unter die größten Seltenheiten gehörten. Die Naturgeschichte, die Erdbeschreibung und Staatengeschichte wurden ganz mißkannt. Auf die Theologie und Rechtsgelehrsamkeit wurde, aber ohne Geschichte und Kritik, die größte Mühe verwendet, und wer einmal die drei bis vier Jahre, welche man dazu verwenden mußte, um die Universität jener Wissenschaften in sich aufzunehmen, überstand, der glaubte alles überstanden und das Ende alles Wissenswürdigen erreicht zu haben. So war es um das Jahr 1750 mehr oder weniger im ganzen Süddeutschlande."

In diese Welt hinein, auf dieses geistige Fundament war also am Geburtstage des Kurfürsten im Jahre 1759 die Münchner Akademie der Wissenschaften gegründet worden. Keinerlei Besoldung sollten ihre Mitglieder beziehen, nur die nötigen Räume sollten ihnen zur Verfügung gestellt werden. Keine Schranke der Nation und des Glaubens sollte mehr geduldet werden, doch kam man hier nicht viel über Ansätze hinaus.

Wir wollen hier nicht näher eingehen auf die Angriffe, welche die junge Akademie zu erdulden hatte, Angriffe, aus denen der Neid der Ingolstädter Hochschule spricht, der Gegensatz der Jesuiten einerseits und der Benediktiner und Augustiner anderseits,[1]) die Angst vor der Durchbrechung der geistigen Abschließung des Landes, Dinge, die in der Zerstörung der akademischen Druckerei durch einen Pöbelhaufen gipfelten. Wir wollen nur auf etwas hinweisen, das zwar einer etwas späteren Zeit angehört, aber mehr als alles andere dafür zeugt, mit welcher Engherzigkeit in jenen Tagen manche Gegner des Neuen fochten. Heinrich Braun, der Leiter der damaligen bayrischen Mittelschulen, der geistige Vater der öffentlichen Volksschulen dieses Landes, hatte bei seinem Bestreben nach Sprachverbesserung die Worte des Credos „Ich glaube in Gott" umgeändert in „Ich glaube an Gott."[2]) Sofort erhob sich ein wütendes Geschrei über diesen „lutherischen" Kathechismus und eine langjährige Fehde war die Gefolgschaft seines Sprachpuritanertums. Nicht minder gefährlich als diese Gegnerschaft der Anhänger des Bestehenden sollte für das Gedeihen des wissenschaftlichen Lebens die Tatsache werden, daß Kurfürst Karl Theodor das von seinem Vorgänger für die Schulen bestimmte Vermögen des Jesuitenordens, der 1773 aufgelöst worden war, zur Gründung einer bayrischen Zunge des Malteserordens verwendete, um mit dessen stattlichster Pfründe seinen natürlichen Sohn, den Fürsten von

[1]) Heigel. Die Münchner Akademie von 1759—1909 a. a. O.
[2]) Prantl. Volksbildung a. a. O. S. 552.

Bretzenheim, auszustatten. Nicht, daß dadurch die Lehrer schlechter geworden wären, es übernahmen eben künftig Geistliche den Unterricht, und Geistliche waren ja bei dem Mangel an geeigneten Lehrkräften schon vorher das Beste gewesen, was man auf diesem Gebiete hatte. Es war mehr der Mangel des nervus rerum, der sich nun bemerkbar machte, und die etwas drückende Gewißheit, daß nun für längere Zeit die Versuche, an Stelle der etwas veralteten Methode der Jesuiten etwas anderes und womöglich Besseres zu setzen, unterbunden waren.

Sie war nicht mehr ganz zeitgemäß, diese Lehrweise der Jesuiten, aber anscheinend doch besser als ihr Ruf. Wir haben dafür unter anderem zwei Zeugen: Ringseis und Neumayr. Während Ringseis als „Ultramontaner" etwas mit Vorsicht zu benützen ist, haben wir in dem andern einen völlig unverdächtigen Zeugen; denn hier spricht einer, der von Montgelas als Mitarbeiter zu seinem Reformwerk ausersehen wurde, der also eher Grund gehabt hätte, die neue Methode zu loben. Er tat dies nicht, sondern betonte, daß die alten vielgeschmähten Jesuitenbüchlein, wie sie zu seiner Zeit im Unterricht üblich waren, doch bedeutend anregender gewesen seien, als das, was später an ihre Stelle trat: sie zeigten mehr Verständnis für das, was die Jugend zu fesseln, zu begeistern vermöchte, als die neueren. Er belegt das mit einem treffenden Beispiel. In dem alten Frag- und Antwortbüchlein für Geographie konnte man etwa die Frage lesen: „Welches ist der höchste Berg der Welt?" und die Antwort darauf lautete: „Der Monte Pico auf der Insel Teneriffa." Das war doch entschieden interessanter als die moderne, mehr praktische Frage in dem neuen Büchlein: „wo man die besten Krebse in Bayern esse," mit der zugehörigen Antwort: „In der Altmühl unweit Kehlheim."[1]) Die Schwäche dieser gelehrten Orden lag in ihrem einseitigen Gedächtnisdrill und ihrem Mangel an wirklicher Forschung. Das Zurückbleiben in der wissenschaftlichen Behandlung der klassischen Philologie wurde auch von Ringseis anerkannt,[2]) doch wußte er auch dem seine gute Seite abzugewinnen und zwar in Worten, die etwas an Savonarola erinnern. Er wies darauf hin, daß mit dem Guten, Schönen und Wahren der antiken Welt auch deren sittliche Verkommenheit mit eingesogen wurde; ebenso wurde von ihm die ungenügende Pflege des Deutschen unter diesem Schulsystem zugegeben. — Placidus Heinrich in Regensburg, der Verfasser eines Werks über Phosphoreszenz der Körper, schrieb im Jahre 1816[3]) über die Jesuiten und ihre Bildung, daß aus allem, was er bisher gelesen habe, hervorzugehen scheine, daß die guten Patres im Mathematischen zwar immer zurückgewesen seien, in den neueren Zeiten ihres Daseins in Bayern aber noch mehr als früher. Er suchte dies an Hand einiger Namen wie P. Pickel, Boscovich, Hell, Triesnecker darzulegen, schloß aber dann mit

[1]) Heigel. Neumayr a. a. O.
[2]) Ringseis a. a. O. I.
[3]) Moll II. Abt. S. 284.

der sehr bezeichnenden Bemerkung: „Dennoch leben wir jetzt in Zeiten, daß man die Sozietät oder ein Aequivalent wieder zurückwünschen wollte." Daß Westenrieder später noch manchmal mit Wehmut an die Zeiten zurückdachte, in denen das Bildungsmonopol ein geistliches war, ist bekannt. Daß für einen so rücksichtslosen Aufklärer wie Hübner der Orden Jesu ein horridus ordo[1]) war, ist klar. Es ist aber nicht minder wahr, daß die Namen seiner Gesinnungsgenossen in Altbayern, mit denen er in der allgemeinen Literaturzeitung als Mitarbeiter aufwartete oder aufwarten wollte, heutzutage fast sämtlich unbekannt sind, ein Schelle, Bernard, P. Aloys, ein Gäng, Vierthaler, Dr. Steinhauser, Hartenfeil, Zauner, ein Will, Roemer, Schrank.[2]) Sollte man daraus schließen, daß die Partei Hübners keine „Köpfe" zählte? Als Abschluß solcher altbayerischer Urteile über das Geistesleben ihres Landes mögen die Worte folgen, die Johann Helfensrieder, ein ehemaliger Professor zu Ingolstadt, im Jahre 1786 an den Naturwissenschaftler Moll im Salzburgischen schrieb, anläßlich der Anregung zu einem physikalischen Tagebuche:[3]) „Leider Gottes sieht's noch in unserem Vaterlande allzu dunkel aus. In eine dergleichen periodische Sammlung sollten eigentlich nur neue Erfindungen, neue Bemerkungen mit gründlichen Beweisen kommen. Aber die Erfinder und Bemerker sind Pflanzen, die auf unserem Boden noch nicht recht gedeihen wollen: sunt rari nantes in gurgite vasto. Als dann Moll ihn tröstete, ihm zusprach, die Leute, die er suche, seien schon da, da ließ er sich überzeugen. Ob diese Ueberzeugung allerdings nicht eine holde Täuschung war, das können wir als Nichtnaturwissenschaftler nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit beantworten. Wir glauben, daß seine erste Aeußerung doch der Wahrheit näher lag.

Schlimmer waren die Urteile des Auslands, das z. T. überhaupt jedes Denken auf bayrischer Erde ableugnete. Friedrich der Große meinte: „Bayern ist in Deutschland die Provinz von größter Wichtigkeit und dem wenigsten Geist. Es ist das irdische Paradies von Tieren bewohnt."[4]) Aehnlich wie der Spötter von Sanssouci drückte sich Schiller in den Xenien aus: „Aus Juaviens Bergen ström' ich das Erzstift zu salzen, / Lenke dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht." Nicht viel anders mochte sich das Kurfürstentum im Kopfe Wielands malen. Als der spätere Staatsrat Neumayer damals auf einer Wanderschaft mit einem Freund nach Weimar kam und den Graziendichter aufsuchte, da wurde er zunächst zu wiederholten Malen abgewiesen. Als Wieland jedoch dann hörte, daß sie aus Bayern gekommen seien, um den Verfasser des Agathon kennen zu lernen, da ließ er sie lächelnden Gesichtes ein. „Da hat uns sicher unser Glaube geholfen und vielleicht auch unser Vaterland; denn Reisende literarischen

[1]) Ebenda S. 337.
[2]) Ebenda S. 335.
[3]) Ebenda S. 290.
[4]) Du Moulin-Eckart a. a. O. S. 175.

Gewerbes aus Bayern, das die Sachsen schwerlich zu den Reichen in partibus eruditorum rechneten, mochten damals wohl rarae aves gewesen sein."[1]) Verhältnismäßig glimpflich kam das wissenschaftliche Leben Münchens bei Nicolai weg; der Berliner Buchhändler fühlte sich zu sehr geschmeichelt durch die Aufnahme in die Akademie, die ihm hier zu Teil geworden war, um durch scharfe, abfällige Urteile sich undankbar zu zeigen. An Westenrieders statistischen Angaben flickte er etwas herum, vor allem aber schrieb er ihm ins Stammbuch, daß es so schön gewesen wäre, wenn er in seiner Beschreibung der bayrischen Hauptstadt auch manchen von den gegenwärtig dort lebenden Gelehrten gebracht hätte, statt so mancher nur mittelmäßiger Künstler. Dieses Zurücksetzen des Gelehrten hinter den Künstler ist nun bezeichnend sowohl für Westenrieder — wir erinnern an einige Stellen im 9. Band seiner Beiträge — als für den bayrischen Stamm überhaupt und besonders für die Regierung Karl Theodors, unter der es Gnadengehälter für Künstler, wenn auch manchmal nur kleine, nur so regnete. Schließlich mag noch ein nichtdeutsches Urteil angeführt werden, ein rückblickendes Wort der Mme. de Stael aus ihrem Buche: De l'Allemangne: „La Franconie, la Suabe et la Bavière, avant la reunion illustre de l'Academie actuelle à Munic, étaient des pays singulièrement lourds et monotons."

---

[1]) Heigel (Neumayr) a. a. O. S. 21.

2. Kapitel.

Die Mannheimer in München.

Wenn wir in dem „Churbayrischen Hof- und Staatskalender", aus der Zeit unmittelbar vor der Vereinigung Altbayerns mit der Pfalz, herumblättern, so finden wir darin verhältnismäßig wenige französische Namen, etwa La Rosée, Ladron. Wir stoßen auch nicht auf allzu viel italienische, am ehesten noch unter den Mitgliedern der kurfürstlichen Kapelle. Jedenfalls begegnen uns solche in bedeutend spärlicherem Maße, als wir sie etwa in der Zeit Ferdinand Marias gefunden hätten, damals wo die Kurfürstin, die Gönnerin der Italiener, ihren Gemahl einmal gebeten haben soll, er möge doch die Deutschen an seinem Hofe völlig abschaffen.[1]) Die überwiegende Mehrzahl der Namen aber war in jenen letzten Jahren Max III. Joseph gut altbayrisch. Das fremde Element, das zur Durchsäuerung des Teiges allerdings oft nur wenige Vertreter brauchte, war damals in München zahlenmäßig ziemlich schwach.

Sehen wir uns jedoch einen solchen Staatskalender aus dem Jahre 1798, also dem letzten Jahre Karl Theodors, an, so ist die überwiegende Zahl der Namen freilich immer noch altbayrisch, aber die Zahl der französischen und italienischen ist doch etwas größer geworden. Daneben tauchen Namen mit niederländischem Klang auf und dazwischen finden sich — man kann das meist auf den ersten Blick nicht gleich erkennen — zahlreiche pfälzische Namen. Denn inzwischen sind die „Mannheimer" nach München gekommen. „Mannheimer", so hat sie das bayrische Volk genannt, mit einem Worte, das wie die meisten dieser Benennungen wissenschaftlich nicht genau ist. Denn manche von ihnen stammten vom Niederrhein, manche, vor allem unter den Künstlern, waren fast international. Aber in irgend einer Beziehung zu dieser Stadt standen sie doch fast sämtlich. Die einen von ihnen kamen 1777—78 mit der Hofhaltung des Kurfürsten Karl Theodor herüber, die anderen wurden von ihm berufen.

Eine möglichst vollständige Zusammenstellung darüber findet sich am Schlusse dieses Kapitels in der beiliegenden Tabelle.

---

[1]) Heigel, Theodor. Italianismen in der Münchner Mundart. S. 265 in „Neue historische Vorträge und Aufsätze", 1887.

Diesen „Mannheimern", die in der nächsten Umgebung des Kurfürsten die tonangebenden Leute waren, gehörte zunächst der berüchtigte Beichtvater Karl Theodors, Ignatz v. Frank an,[1]) während der nicht minder einflußreiche und verrufene Oberlandesregierungsrat Kaspar von Lippert, der mit diesem Geistlichen gewöhnlich in einem Satz genannt wird, bayrischen Stammes war. Von gewinnenderer Art scheint ein anderer Pfälzer jenes engeren Kreises gewesen zu sein, der spätere Schwiegervater des Kurfürsten, Graf Leinigen-Guntersblum. Denn er, der Vorsitzende des geheimen Ausschusses, der von Karl Theodor zur Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ruhe gebildet wurde, wird in dem „Versuch einer Galerie churpfalzbayrischer Staatsdiener" (1791), jener Schmähschrift auf Betschard, ausdrücklich als gerechter Richter bezeichnet. Jenem intimsten Kreise gehörte unter den Zugewanderten wohl noch der Fürst Ysenburg an, der Präsident des Hofkriegsrates.

Pfälzer war auch der Kabinettssekretär Stephan Freiherr von Stengel, der Mann, der sich besonders für die Trockenlegung der zahlreichen bayrischen Moore einsetzte.[2]) Er ist der Verfasser eines diesbezüglichen Mandates, das alle bisherigen Verordnungen zusammenfaßte. Er bildete denn auch die Hauptveranlassung dafür, daß zu solchem Zwecke ausländische Kolonisten, vor allem wieder Pfälzer, nach Altbayern gezogen wurden. Auch an der Annäherung der Münchner und Mannheimer Akademie hat er, der Mitglied beider Akademien war, seinen Anteil. Doch seine segensreiche Wirksamkeit sollte eine begrenzte sein. Denn infolge einer Intrige wurde er, wie Vehse sich in seiner mit Klatsch gespickten „Geschichte der Höfe der Häuser Bayern, Württemberg, Baden und Hessen" ausdrückt, „plötzlich orientalisch gestürzt und als Unterkanzler ins Oberland versetzt."[3])

Aus Düsseldorf stammte der Finanzminister Franz Karl von Hompesch, mit dem fast gleichzeitig (1778)[4]) sein Freund, der bergische Beamte und Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi und dessen Gehilfe Johann Heinrich Schenk vorübergehend in die Isarstadt gezogen wurden, um dort ihre Kräfte dem bayrischen Mautwesen zu widmen. Jacobi suchte hier im Sinne der neuen Freihandelslehre von Adam Smith zu wirken.[5]) Hompesch selbst hatte die undankbare Aufgabe, die Summe von sechs Millionen Gulden flüssig zu machen, die nach dem Teschener Friedensschluß an Kursachsen als Allodialerbschaft gezahlt werden mußte. Er verdoppelte deshalb die vorgefundene Herdstättenanlage, verminderte Gehälter, zog Wartegelder ein und

[1]) A. D. B. Artikel von Heigel.
[2]) Doeberl. Entw. II S. 306.
[3]) Vehse a. a. O. S. 202.
[4]) Nach dem Eisenhart'schen Artikel in der A. D. B. (13. Bd. S. 66) könnte man annehmen, daß Hompesch bereits 1775/76 nach München kam, während Roth im Vorwort zu Jacobis Briefen vom Anfang des Jahres 1779 spricht (I. S. XVII), indes die „bedächtliche Versetzungsgeschichte der pfälzischen Residenz . . ." M. Kr. A. MF. 412/7½ auf den Beginn des Jahres 1778 deutet.
[5]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 126.

suchte sonst noch auf verschiedene Weise Ersparungen zu machen. Dadurch lud er den Haß des Volkes auf sich, das nun beim Kartenspiel das „Zwicken" in „hompeschen" umtaufte. Darauf hin wurde der Finanzminister vom Kurfürsten nach Düsseldorf zurückgeschickt. An seine Stelle kam der ehemalige kurpfälzische Referendär in Kameralgegenständen, Joseph Sebastian von Castell, der als geheimer Staatsrat die Leitung des Finanzministeriums übernahm.[1])

Mannheimer war auch ein anderer Minister, der Konferenzminister und spätere Justizminister Freiherr v. Hertling,[2]) der auf die Stelle des am 27. Okt. 1790 verstorbenen Aloys Wiguläus, Freiherrn v. Kreittemayer berufen wurde. Vorübergehend wirkte in München auch der pfälzische Minister Graf von Oberndorf.[3])

Berufener aus der Zeit Karl Theodors war ferner Thomson von Rumford, ein geborener Amerikaner.[4]) Der in seinen Urteilen etwas scharfe Varnhagen van Ense meinte einmal von ihm, daß er ihn in Düsseldorf und Mannheim, wo man ihm den Verfall des Heerwesens zuschrieb, nie so habe loben hören, wie in späterer Zeit und an späteren Orten.[5]) In München galt Rumford für den Mann, der das Heerwesen reorganisierte, wenn er auch die Soldaten vielleicht mehr zu Bauern als zu Kriegern erzog. Hier suchte er in energisch durchgreifender Weise dem Bettel zu steuern, errichtete er ein Armenhaus und ließ er seine berühmten, billigen Suppen verteilen. Hier in Bayerns Hauptstadt zeigte er durch seinen Kanonenbohrversuch, daß Kraft sich in Wärme umsetze, und hier schuf er sich schließlich ein bleibendes Denkmal durch die Anlage des „Englischen Gartens".[6])

Ein weiterer an hervorragender Stelle stehender „Mannheimer" war Kasemir von Häffelin, der Vizeprobst des Kollegialsstifts zu U. l. F., der zu Minfelden in Zweibrücken das Licht der Welt erblickt hatte, ein, gelinde gesagt, wundersam geschmeidiger Mann. Ursprünglich Minervale des Illuminatenordens, half er nach dessen Verbot, wie er sich selbst rühmte, mit zu seiner Unterdrückung.[7]) Unter Montgelas wirkte er ganz im Sinne dieses Ministers als bayrischer Gesandter zu Rom. Beim Sturz des Ministeriums stellte er sich sofort auf die Anschauungen der neuen Regierung um, ja er ging über sie noch hinaus.

Besonders groß war die Zahl der K ü n s t l e r, die damals von Mannheim nach München übersiedelten, aus jener Stadt, voll von lebhaftem Kunstbetrieb, jenem „Paradies der Tonkünstler," wie sie Jacobi einmal in einem Brief an Wieland nannte.[8])

---

[1]) Lipowsky a. a. O. S. 135.
[2]) M. Kr. A. HR. 248/318.
[3]) Vehse a. a. O. S. 195.
[4]) A. D. B. 29. Bd. S. 643. **Artikel von Heigel.**
[5]) Varnhagen a. a. O. I. S. 28.
[6]) Im Jahre 1796 wurde durch ihn der später so berühmt gewordene Ingenieur Reichenbach aus Mannheim nach München berufen.
[7]) A. D. B.
[8]) Jacobi (Roth) I. 8. Juni 1777 a. a. O.

Da wäre vor anderen zu nennen der Abbe Vogler, der Begründer der modernen Harmonielehre, der Komponist von „Castore e Polluce," ein hoffärtiger und anmaßender Mann. Er blieb nur zehn Jahre, ging dann nach Schweden, wo er als katholischer Geistlicher mancherlei Anstoß erregen sollte.[1]) Dann muß der berühmte Violinspieler Christian Cannabich genannt werden, des weiteren der Musiker Franz Paul Grua, den Mozart allerdings anscheinend nicht gar hoch einschätzte; denn als er eine Messe von ihm gehört hatte, schrieb er an seinen Vater: „Von dieser Gattung kann man leicht täglich ein halbes Dutzend komponieren."[2]) Aus der Stadt des weltberühmten Diminuendo kam auch der herkulisch gebaute und doch so lenksame Kapellmeister Winter, der Tonsetzer des „ununterbrochenen Opferfestes", der Mann, bei dem die mutwillig-ausgelassene Bettina Brentano später Musikunterricht nehmen sollte.[3])

Als Theatermaler und Architekten zeichneten sich unter den „Mannheimern" die Mitglieder der Familie Quaglio[4]) aus — eigentlich waren sie Italiener; auch Mathias Klotz[5]) wäre hier zu nennen. Als Hofkupferstecher, um die Münchner Rembrandtbilder zu kopieren, wurde aus Düsseldorf der Lehrer der Anamenten an der dortigen Zeichnungsakademie, Ernst Heß,[6]) berufen. Unter solchen Zugewanderten in der Schar der bildenden Künstler müssen auch Kobell und Kellerhoven genannt werden.

Das Gebiet der Bretter, die die Welt bedeuten, betreten wir mit dem Theaterdirektor Marchand und seiner Truppe. einem Manne, dem Goethe in „Wahrheit und Dichtung" ein ehrendes Angedenken gesetzt hat.[7]) Ein Theaterdichter tritt uns unter den Pfälzern in dem Intendanten der Hofbühne Marius von Babo entgegen, dem Verfasser des bayrischen patriotischen Dramas „Otto von Wittelsbach" und des Münchner Sitten schildernden Lustspiels „Fräulein Wohlerzogen."[8]) Hofschauspieler war der Pfälzer Piloty.[9])

Den Abschluß der Künstler mag der Gartenarchitekt Sckell bilden, der zunächst allerdings nur vorübergehend in Bayern weilte, erst später in München dauernd ansässig wurde. Er war es, der dem „Englischen Garten" die letzten Reste des Zopfcharakters nahm, ihn zum wirklichen Naturpark umschuf.[10])

Pfälzer waren ferner der Direktor des Medizinalkollegiums v. Harrer,[11]) der Leibarzt Fischer[12]) und der Leibchirurg Anton

---

[1]) A. D. B.
[2]) A. D. B.
[3]) Bettina a. a. O.
[4]) A. D. B.
[5]) M. Kr A. HR. 282/115.
[6]) M. Kr. A M. F. 233/150 (anno 1782).
[7]) Doeberl. Entw. a. a. O. II. S. 310.
[8]) Legband a. a. O. S. 108.
[9]) Artistisches München.
[10]) A. v. Müller a. a. O.
[11]) Schöppler a. a. O. S. 8.
[12]) M. Kr. A. MF. 233/131.

Winter,[1]) der die Münchner chirurgische Schule nach dem Vorbild der Landauer und Mannheimer weiter ausbaute,[2]) sowie der Leibmedikus der Churfürstin, Algardy.[3]) Nicht vergessen soll der viel bekrittelte Hofnarr Pranger werden. — Aus Kaiserswerth am Rhein, wo er Propst gewesen, kam der angeblich der deutschen Sprache unkundige[4]) Bibliothekar, Stanislaus v. Roccatini. Um zu Schließheim eine Schule für Feldbau und Viehzucht zu errichten, wurde der geheime Rat Johann Nepomuk Graf von Yrsch von Karl Theodor aus Mannheim nach Bayern berufen.[5]) Durch ihn erhielt besonders der Rapsbau und die Anpflanzung von Klee auf den Brachen einen starken Aufschwung. Pfälzer von einiger persönlicher Bedeutung waren schließlich die frequentierenden Mitglieder der Münchner Akademie Niclas Malliot de la Treille und der geh. Rat Karl von Maubisson.[6]) Außerdem gehörten zu der neuen Kolonie zahlreiche Hofbedienstete und Offiziere.

Die Gesamtzahl der Pfälzer im damaligen München war so groß, daß diese sich im Jahre 1786 einen eigenen Boten zur Besorgung ihrer Korrespondenz nach Mannheim und zurück aufstellten. Dessen Haus, das am Saumarkt (jetzigen Altheimer Eck) gelegen war, und auf seiner Fassade ein Bild der kurpfälzischen Residenzstadt trug, bildete bald den Treffpunkt aller Rheinpfälzer in München. „Es mag wohl ein lebendiges Bild gewesen sein," so lesen wir in den Mannheimer Geschichtsblättern,[7]) „wenn in der Stadt die Kunde laut wurde, der Mannheimer Bote sei angekommen. Dann mag bei der Lebhaftigkeit und dem Redebedürfnis der „Pfälzer Krischer", die ihre Briefe, mündlichen Grüße, Pakete und Neuigkeiten aus der Heimat in Empfang nahmen, hier ein Lärm geherrscht haben, daß die behäbigen Münchner Bürger und Anwohner am Saumarkt erstaunt vor die Türe traten, um zu sehen, was denn los sei."

Was bedeutete nun die Uebersiedlung dieser Rheinländer und Pfälzer nach München, wenn wir sie in ihrer Gesamtheit historisch betrachten? Sie stellt zunächst einmal einen Zustrom fremden, neuen Lebens dar. Ob das nun höher geartet war oder nicht, auf alle Fälle mußte es doch anregend wirken. Z. T. bedeutete es aber tatsächlich das Einströmen eines feineren, höher entwickelten Kulturstils. Das macht sich gesellschaftlich in dem Eindringen geschmeidigerer Formen bemerkbar. Dieser geschultere Geschmack findet vor allem in der Musik und im Theater ein wohlvorbereitetes Feld zur Befruchtung. Rein äußerlich macht sich diese Beeinflussung in der Hofmusik z. B. schon dadurch bemerkbar, daß, wie aus dem Hof- und Staatskalender zu ersehen

[1]) Ebenda Nr. 135.
[2]) Doeberl a. a. O. II. S. 304.
[3]) M. Kr. A. MF. 233 Convol. VII. Zu ersehen aus einem dortigen Gesuch vom 16. November 1780.
[4]) Behauptung Hardts. M. Kr. A. HR. 292/1.
[5]) Lipowsky a. a. O. S. 150.
[6]) Lipowsky a. a. O. S. 149.
[7]) A. a. O. 1908 S. 188.

ist, erst unter Karl Theodor weibliche Stimmen in die Chöre sich mengen, erst unter ihm die Kapelle um die Klangfarbe des weiblichen Organs bereichert wird, während vorher anscheinend Knaben, Kastraten oder Falsettsänger die Sopran- und Altpartien übernahmen. Die Uebersiedlung bedeutete staatlich das Eindringen von Reformideen und z. T. auch deren Durchführung; denn es lag ja auf der Hand, daß diese Fremden, die mit den Verhältnissen des alten Bayern nicht so verknüpft waren durch Tradition oder persönlichen Nutzen, leichter geneigt waren, Mißständen mit rauher Hand ein Ende zu bereiten. Daß die neue Regierung dadurch sich nicht eben das Wohlwollen der interessierten altbayrischen Kreise zuzog, ist klar: man denke nur an die Feindseligkeit, mit der die Moorbesiedlung aufgenommen wurde, oder vergegenwärtige sich den Unwillen der Münchner Gewerbetreibenden im Jahre 1788, als Karl Theodor den Gedanken der freien Konkurrenz aufgriff und den Vororten gestattete, Brot und Fleisch in die Hauptstadt zu liefern.[1]) Auch später unter Montgelas bildeten die Pfälzer eine Kerntruppe der Reformen. Wenngleich durch die Reaktion in den späteren Jahren Karl Theodors manch schöner Ansatz wieder vernichtet wurde, manch zarte Blume wieder zugrunde ging, so kann man doch wohl sagen: ohne jene Lockerung des schweren altbayrischen Bodens durch die Mannheimer wäre Montgelas mit seinem Pflug noch auf ganz andere Schwierigkeiten gestoßen.

Mit welchen Gefühlen traten nun diese Neubayern ihrem Wirtsvolk gegenüber? Die Mehrzahl von ihnen hatte wohl die Empfindung eines gewissen Unbehagens, eine Empfindung, die sie mit ihrem Herrn, dem Kurfürsten, teilten. Dieser verachtete die Altbayern, ging nach München wie in die Verbannung[2]) und gab dort, so oft er einen Pfälzer zur Audienz ließ, sein besonderes Wohlgefallen und Vergnügen zu erkennen.[3]) Als er die Erbschaft antreten sollte, da herrschte allseitige Trauer, da zog Niedergeschlagenheit bei denen ein, die zurückbleiben sollten,[4]) und bei denen, die mit ihm nach Altbayern herüber sollten; da malten sich beide als verlockendes Gemälde in ihrem Kopf den Augenblick aus, wo sie sich wieder zu Mannheim vereinen würden. Der Augenblick trat im Jahre 1785 denn auch wirklich ein. Der Edle von Rotenstein erzählt uns von der Stimmmung der Hofleute, als sie das Paradies ihrer Träume wieder sahen:[5]) „Sie freuen sich alle, die ich noch gehört habe, ihres lieben Mannheim wieder. — Der Himmel und die Sitten der Nationen sind ihnen in

---

[1]) Lipowsky a. a. O. S. 186.

[2]) Aehnlich behaupteten der Leibarzt Fischer (18. Juli 1799) M. Kr. A. MF. 233/131, der Kanzlist Leers /10. Juli 1799 M. Kr. A MF. 299/28, er war 1796 von Mannheim nach München versetzt worden und andere, daß sie n i e um eine Berufung nach München nachgesucht hätten.

[3]) Nach Doeberl Entw. a. a. O. II. S. 296.

[4]) Vgl. die Klage des pfälzischen Präsidenten von Venningen. M. Kr. A. MF. 412½.

[5]) Mannheimer Geschichtsblätter XIII. S. 211.

Bayern zu rauh. Wie sollte es auch anders? Mannheim hat einen hervorstechenden Zusatz von französischer Lebensart und französisch und bayrisch steht gegen einander wie Ost und West." 1788 erschien der Kurfürst abermals in der Stadt am Rhein und zwar diesmal mit seiner ganzen Residenz, seinem ganzen Hofstaat, nachdem kurz vorher heftige Auftritte zwischen ihm und dem Münchner Magistrat vorgefallen waren. Solche Streitigkeiten zwischen der pfälzischen Regierung und ihrem Anhang auf der einen Seite und der altbayrischen Bevölkerung auf der anderen gehörten ja nicht zu den Seltenheiten. Bald waren sie ernsterer Natur, bald erschöpften sie sich wieder in bloßen Disputen über das Alter von Geschlechtszweigen der Ludewinger und Rudolfinger, bald waren es Sticheleien über den Dialekt, über die Kleidung, über den Volkscharakter.[1]) Das bayrische Wesen erschien dem Durchschnittspfälzer als roh. Der Kabinettssekretär von Stengel[2]) empfand es als peinlich unangenehm, wie gering die Abschließung der Stände hier in München war, wie z. B. Graf und Perückenmachersgeselle im Biergarten am gleichen Tische miteinander saßen. Er erzählt auch von dem gegenseitigen Mißtrauen und Sich-Verleumden der Autochthonen, berichtet, wie gleich in den ersten Tagen bei den zeremoniellen Visiten beinahe jeder ihn vor dem im Vorzimmer wartenden Nachmann warnte, wie ein Geist des gegenseitigen Verfolgens und sich in den Wegstellens unter den Einheimischen herrschte, eine Vernichtungswut gegen das Talent. Da manche dieser Beobachtungen fast wörtlich sich in den Briefen von späteren Berufenen wie Jacobs und Feuerbachs wiederfinden, so gewinnen sie den Anschein einer gewissen Richtigkeit.

Wie sich der Minister Hompesch dem bayrischen Volke gegenüber einstellte, zugleich aber auch was er von dem herrschenden System dachte, das können wir aus einem Brief entnehmen, den er am 1. Januar 1788 aus Bollheim im Bergischen an den geheimen Ratgeber des Kurfürsten Eisenreich richtete.[3]) Da wir den Zusammenhang nicht genau kennen, nur ahnen, so bringen wir das Schreiben in seiner ursprünglichen Form. Hompesch schrieb: „Ich bin mit feurigen Schritten geeilt, da mein gnädigster Landesherr mich berufen einer Nation zu dienen, die ich vor allen anderen hochschätze und liebe; ebenso schnell aber habe ich mich wieder entfernt und in meine Einsamkeit zurückgezogen, sobald ich wahrgenommen, daß ich mit dem besten Willen nicht imstande sein würde, der schmeichelhaften Erwartung der guten Bayern zu entsprechen. Ein Mann von so tiefer Einsicht und großem edlen Sinn und Herzen als Sie, werden mein Betragen bei dieser Gelegenheit, wo Ehre und Nachruhm auf dem Spiele standen, nicht mißbilligen können, und dieses tröstet mich über

---

[1]) Zschokke a. a. O. 8. Bd. S. 71 ff.

[2]) Heigel, Theodor. „Neue Denkwürdigkeiten vom Pfalzbayrischen Hofe" in „Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte", München 1890.

[3]) M. Kr. A. HR. 248/337.

alles, was mein neuer politisch-komischer Auftritt sonst Unangenehmes für mich haben könnte. Ich wünschte recht von Herzen, daß die nach meiner Abreise von seiner kurfürstlichen Durchlaucht in [Angriff] genommenen Maßregeln und Einrichtungen zum Wohle des Staates ausschlagen mögen: Wenn nur das Gute geschieht, so gilt es gleich, durch wen es befördert wird. Gott segne unser liebes Vaterland und erhalte mir darin noch Freunde von Ihrem Wert und Verdienst, mit diesen werde ich jederzeit bereit sein, für das allgemeine Beste zu handeln und zu sterben; nur mit Schurken kann und werde ich mich nie gesellen lassen." Ob er damit den Kreis des Pater Frank meinte, der den Kurfürsten in seiner Abneigung gegen Bayern bestärkte, das bayrische Geistesleben durch seine Spezialkommission im gelben Zimmer des Schlosses drangsalierte und durch Entfernung rechtlicher Männer und Alleinherrschaft strebte, das können wir, wie gesagt, nicht mit Bestimmtheit angeben. Daß Hompesch ein solcher rechtlicher Mann war, der sich wirklich bemühte für das Land etwas zu leisten, und daß es ihm dazu auch nicht an Talent fehlte, das wird fast allgemein bezeugt, nicht zum wenigsten von der Regierung dessen, der Karl Theodor nachfolgte.[1]) Daß der später berufene Hofmaler Mannlich diesen Minister jedoch als einen bezeichnete, „den Gott in seinem Zorn dem Lande geschickt habe," das mag nebenbei erwähnt werden.

Einen interessanten Einblick in die Psychologie eines echten damaligen Pfälzers gewähren die bei Luise von Kobell abgedruckten Stellen aus Briefen ihres Ahnen Ferdinand, des Hofmalers. Es handelt sich zunächst um Zeilen, die er seinem Son Aegid, dem späteren Staatsrat, nach München sandte, dann um Blätter, die er seinem Sohn Innocenz schrieb, als er selbst vor den herannahenden Franzosen nach München geflüchtet war. Was wir aus den Briefen an Aegid bringen, mag im ersten Augenblick vielleicht für den Historiker bedeutungslos erscheinen, ist aber um eines Vergleichs willen, den wir anstellen wollen, wichtig. Kobell warnt nämlich in schalkhaften Worten seinen Sohn, der die Absicht zu heiraten hat, vor dem allzu sinnfrohen Lebensdrang der Bayern. Den gleichen Vorwurf macht nämlich auf der anderen Seite der Altbayer Westenrieder dem Pfälzer, aber — und das ist das Auffallende — in stark vergröberter Weise. Kobells Zeilen stellen, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, eine Plänkelei dar, Westenrieds Worte, die wir in seinem Tagebuch lesen, können kaum anders denn als ein Schimpfen bezeichnet werden. Der Pfälzer schreibt an seinen Sohn, was werde, denn eintreten, wenn er, der Kanzlist, der 9—10 Stunden im Tage auf einem Büro zu arbeiten habe, wirklich heirate. Da müsse es ja jeder jungen Frau vor Langeweile unerträglich werden und *gar erst einer Bayerin*. Bald würden die Scharwenzler kommen und sein häusliches Glück zerstören helfen. — Wichtiger noch werden Ferdinand Kobells Briefe für uns,

[1]) M. Kr. B. HR. 248/337.

wenn sie sich mit dem in München selbst Geschauten und Erlebten beschäftigen, während wir hier ja vielleicht nur einen Abklatsch allgemein volkstümlicher Anschauungen haben, die oft dann noch sich weiterpflanzen, wenn sie längst veraltet sind, wie z. B. der dicke Engländer des 18. Jahrhunderts, der John Bull, noch heute in Witzblättern fortlebt.

Einen Niederschlag solch eigener Anschauungen aus nächster Nähe haben wir denn auch vom Jahre 1793 ab, dem Jahre, in dem Ferdinand Kobell selbst nach München übersiedelte. Mit welchen Gefühlen nahm er nun diese Ortsveränderung auf, welchen Eindruck machten auf ihn die altbayrischen Verhältnisse? „Wie einer Erlösung hatte er der neuen Heimat entgegengesehen, aber es erging ihm wie einem alten Baum, dem das Versetzen nicht mehr behagt, und der nur schwer Wurzel fassen kann.“[1]) Wohl gefiel die Stadt dem kunstsinnigen Mann, der englische Garten und besonders der Hirschpark bildeten seinen täglichen Spaziergang — aber warum hauptsächlich: weil er sich hier an den Schloßpark von Mannheim gemahnt fühlte. Das Heimweh regte sich in ihm,[2]) „dem er so oft einen rührenden Ausdruck in seinen Briefen an den in Mannheim zurückgebliebenen Sohn Innocenz gab. Denn schwer empfand er den Unterschied in der Lebensauffassung und in der Lebensweise. Die warme Anhänglichkeit, die er für die Pfalz fühlte, sein Leid über das damals zerklüftete und zerrissene Deutschland fanden nur wenig Verständnis und geringen Widerhall bei den Altbayern. „Was liegt ihnen am Rhein,“ so schrieb er wenige Monate nach seinem Umzug, „wenn nur der Inn, die Isar und die Donau fortlaufen, wie sie bisher getan. Bacchus kennt diese Gegend nicht und seit der Schöpfung ward auf solcher kein Thyrsusstab geschwungen, und kein Bacchanale gefeiert. Nie reifte da eine Rubintraube und nie strömte aus ihr der Götterssaft, der süße Wein, in den gelben Becher! Ach welch ein Land ist dagegen unser Vaterland! Manchmal besucht mich Frau Hypochondria mit ihrem braungrauen Gesicht.“ Mit leichten Abänderungen kehrten diese Klagen wieder. Die Hälfte der Bayern denke an gar nichts Politisches und die andere beschäftige sich nur mit der Frage, ob Bayern an Oesterreich verkauft werde oder nicht. Das drohende Schicksal im Westen aber lasse sie kalt. „Hier dauern Konzerte und Maskenbälle fort und in jedem Eckchen fiedelt der Bierzapfler eine Geige und drehen sich die andern im Walzer. Die Menschen fiedeln sich zu Grabe. Ich lege dir hier zwei Flugschriften bei, die unglaublich dumm und ungezogen sind und öffentlich von den Bänkelsängern verkauft werden. Das passiert die Zensur, und Wieland, Kotzebue und noch manch anderen Geistes unsterbliche Werke sind verboten.“[3])

Wie das Streben derjenigen Mannheimer, die guten Willens waren sich in die neue Umwelt einzufügen, das Denken

[1]) Kobell a. a. O.
[2]) Kobell a. a. O. S. 42.
[3]) Kobell a. a. O. S. 47.

ihrer altbayrischen Mitmenschen zu dem ihren zu machen, von der Regierung geradezu gehemmt wurde, dafür spricht der Dichter Babo. In seinem „Otto von Wittelsbach" war er beinahe zum Sprachrohr bayrischer Ideale geworden. Als dann diese Ritterstücke ob ihrer Spitze gegen Oesterreich von dem österreichfreundlichen Karl Theodor verboten wurden, da hörte er überhaupt auf von bayrischer Größe zu singen, und gleich seinen ersten Stücken, die nichts davon gewußt hatten, wußten auch seine letzten nichts mehr davon zu künden.[1])

Wir sehen also, daß es durchaus nicht alle Pfälzern an dem guten Willen fehlte sich in altbayrische Verhältnisse zu versenken, sie kennen zu lernen. Dennoch wurden jene in dem Tagebuch eines bedeutenden und dazu typischen damaligen Münchners, nämlich Westenrieders, sozusagen in Bausch und Bogen verworfen, in ihrer Gesamtheit als „höllische Mannheimer" hingestellt. Wir sind kaum geneigt, an der Echtheit Westenrieder'scher Gefühle zu zweifeln, wohl aber manchmal an ihrer vollen Berechtigung im sachlichen Sinne. Es ist doch bedenklich, daß dieser Mann, von der zweiten Regierungshälfte Max' III. Josephs abgesehen, sein ganzes übriges Leben lang ein Mann der Opposition war, dem man nichts recht machen konnte. Nehmen wir an, daß etwa zwei Drittel seiner Vorwürfe objektiv begründet waren, so bleibt doch immer noch ein gutes Drittel, bei dem wir das nicht sagen können. Man kann diesen Teil mit Westenrieders „mehr als philoktetischem Leiden"[2]) oder sonstigen Umständen menschlich entschuldigen. Für den Historiker aber bleibt dieses Drittel doch immer etwas, was man bei der Beurteilung der Schriften Westenrieders abziehen muß, um sich ungefähr der Wahrheit zu nähern. In diesem Sinne sind denn die folgenden Aeußerungen dieses Altbayern, die uns seine Stellung zu den Pfälzern schildern, zu würdigen.

Wir beginnen mit dem trüben Niederschlag, den seine Stimmung im Jahre 1795 in seinem Tagebuch fand.[3]) Es war erzählt worden, daß ein Franziskaner zum Fürsten Ysenburg gekommen sei, um ihn von einer drohenden Verschwörung wider den Kurfürsten zu benachrichtigen. Als der Franziskaner gegangen war, da hatte der Fürst nach dem Guardian geschickt und fragen lassen, wer der Mönch gewesen. Da hatte er nun zu seinem Staunen erfahren müssen, daß um die fragliche Zeit kein Conviktualis ausgegangen sei. Sofort hatte sich die Vermutung erhoben, der angebliche Franziskaner sei ein Sendling, ein geheimes Werkzeug der Pfälzer gewesen, dazu bestimmt, den Kurfürsten wider die Altbayern aufzuhetzen . Dazu schrieb nun der bayrische Historiker: „Gleich sieht diese Sprache den Pfälzern wirklich; denn solche Kniffe und Pfiffe sind eigentlich die wahre Sphäre, in welcher das Talent der Pfälzer glänzen

[1]) Legband a. a. O. S. 408.
[2]) Thiersch.
[3]) Westenrieder a. a. O. S. 55.

kann; nicht in Wissenschaften (wozu sie keine Anlage haben), nicht in anderen reellen Bestrebungen, sondern in geheimen Wickeleyen, Schwärzereien, Niederträchtigkeiten und im H—— besteht ihre Stärke. Der Bayer weiß nicht einmal, was eine Verschwörung sagen will." Ein andermal[2]) meinte Westenrieder, jene Herren dächten an gar nichts anderes als neue Titel und Aemter für sich zu erfinden und ihrem Kurfürsten zu seines Landes Nachteil zu schmeicheln und um den Bart zu gehen; da würden eine Menge neuer Adliger gemacht, die Gerichtsbehörden übermäßig besetzt, mit Titeln Schacher getrieben, die Juden und die Kaffeehäuser entsetzlich vermehrt, das Lumpen, Tanzen und Spazierengehen zur Blüte gebracht. Ihren Höhepunkt erreichte diese seine Gesinnung, in der er sich mit seinen Altbayern eins wußte, ihren Höhepunkt und ihre Wandlung, beim Tode Karl Theodors. Denn nun mischten sich auf einmal in die hohlen Fagottöne des dumpfen Hasses und der Furcht, die tänzelnden Flötentöne der Schadenfreude, das Gefühl des Aufatmens. Ein wohliges Gefühl durchströmte ihn, wenn er von der Freude sprach, die dieses Ereignis auslöste, wie man sich in den Wirtshäusern freudig zutrank, sich taumelnd die Gläser zerstieß einander die Gesinnung zu bekräftigen, wie man die verhaßten, nun kleinlauten Mannheimer hänselte und neckte.

*

Ein neuer Herrscher kam, Max IV. Joseph aus Zweibrücken, und mit ihm eine zweite Welle dieses pfälzisch-rheinischen Zustroms, wieder eine Fremdenkolonie. Wie groß sie war, das ahnen wir, wenn wir die Schülerlisten des Wilhelmgymnasiums um 1810 herum durchblättern und sehen, wie stattlich doch die Zahl derer war, die zu Zweibrücken oder Mannheim das Licht der Welt erblickt hatten. Ihre Eltern waren Leute vom Hof, Beamte, aber auch Handwerker: Schneider, Perückenmacher. Die nächste Umgebung des neuen Fürsten bestand zum nicht geringen Teil aus Männern, die er aus Zweibrücken mitgebracht hatte.[2]) Zu diesen gehörte vor allem der Kabinettssekretär Ringel,[3]) der frühere Privatsekretär Montgelas', des Mannes, der im Ausland sein Glück gesucht hatte, weil ihm in seiner bayrischen Heimat sein Illuminatentum die Wege versperrte, und der nun angeblich mit einem einzigen Paar seidener Strümpfe wieder in München einzog,[4]) aber — möchte man fast hinzufügen — mit einem Sack voll Plänen und Entwürfen. Hierher gehörte Schmidt, der Kabinettsprediger der Kurfürstin, für den in der fast ganz katholischen Stadt keine Wohnung aufzutreiben war, weil man fürchtete, der Blitz möge in dem Hause einschlagen, das ihn beherberge. Er erhielt daher in der Residenz ein

[1]) ebenda S. 58.
[2]) Vergleiche Mannlich a. a. O. S. 503.
[3]) Lang. Memoiren.
[4]) Lang. Memoiren.

Domizil angewiesen. Hier muß ferner Mannlich, der Galeriedirektor, genannt werden, der einst durch einen Zufall dem Kurfürsten das Leben rettete und später dreimal, auf dem Karlsberg, zu Mannheim und Schließheim ihm die Gemäldesammlung durch Mut und List vor dem Feinde schützte.[1]) Da wäre ferner Besnard, der Leibmedicus und spätere Direktor des Medizinalbüros (seit 1808)[2]) vielleicht auch sein Kollege, der Leibarzt Johann Fischer aus Nassau-Weilburg zu nennen. Da wäre außerdem der ehemalige Hofmeister Rheinwald, der im Kabinett tätig war und sich angeblich auch als altdeutscher Sprachforscher auszeichnete. Von seinem Aeußern, seinem Geschäftsbetrieb entwirft uns der Ritter Lang das übliche boshafte Bild.[3]) Gleichzeitig mit den Obengenannten kamen die geheimen Referendäre Nicolas von Stengel, Hartmann, Schenk, Rivet, Zentner und später etwa Zyllenhardt und der jüngere Hompesch aus kurpfälzischen Landen nach München.

Doch lassen sich diese Männer, wie die ihnen folgenden Düsseldorfer Künstler besser an anderer Stelle, nämlich im Gesamtrahmen der eigentlichen Montgelas'schen Berufungen behandeln. Hier mag vielleicht nur ein Wort einfließen über die Art, wie sich diese zweite Auseinandersetzung zwischen Altbayern und Pfälzern vollzog. Auf der einen Seite scheint es, daß auch sie nicht reibungslos vor sich ging, auf der andern aber gewinnen wir doch den Eindruck, daß sich keine übermäßigen Hindernisse mehr auftürmten bei dem Versuch, eine Brücke zum bayrischen Wesen zu schlagen. Es dünkt uns, als ob die Altbayern, die wohl durch eine längere Reinzucht (cum grano salis genommen) für Stammesverschiedenheiten noch empfindlicher geworden waren, als es ihnen an und für sich schon im Blute lag, doch durch die Kolonie, die unter Karl Theodor herüberkam, schon etwas abgestumpft worden seien, daß mit dem spöttischen Jauchzen über die „Mannheimer" beim Tode dieses Fürsten doch das Fortissimo dieser pfälzerfeindlichen Bewegung erreicht war und daß es darnach allmählich abklang. Mannlich, der Hofmaler, meinte zwar noch, daß „jeder Fremde, der um diese Zeit nach München kam, besonders, wenn er nicht katholisch war, auf wohlwollende Gesinnung von seiten seiner neuen Mitbürger völlig verzichten mußte,"[4]) aber andern scheint das Einleben nach sicheren Zeugnissen doch etwas leichter geworden zu sein.

---

[1]) Mannlich a. a. O., siehe ferner Heigel (Mannlich) a. a. O.
[2]) Regbl. 1808 S. 2224.
[3]) Lang, Memoiren a. a. O. Nicht zu vergessen ist der Prinzenerzieher Sambuga. Funk a. a. O. Bayerland. Elsässer war der franzosenfreundliche Hofmarschall v. Gohren. Rheinhardstöttner XV.
[4]) Mannlich a. a. O. S. 513.

Beilage zu Kapitel II.

Tabelle der unter Karl Theodor nach München gekommenen Mannheimer.

Name	Geburtszeit, Ort	Aufenthaltsort u. Stellung vor der Berufung oder Uebersiedlung	Jahr der Uebersiedlung
Babo Joseph Marius	1756, Ehrenbreitstein, Sohn eines aus Bayern stammenden kurtrierischen Hauptmanns	Sekretär am Nationaltheater in Mannheim	1778 od. 84
Rudolf v. Bäumen		kurpfälzischer wirkl. Regierungsrat	?
Cannabich Christian	1731 zu Mannheim Schüler v. Stanitz und Jomelli	Musikdirektor der Mannheimer Kapelle seit 1755	1778
Cannabich Karl (Sohn d. Chr.)	1771 zu Mannheim		
Fischer Lorenz v. (Philipp)		Lehrer der Hebammenkunst zu Mannheim Nebenbei Mannheimer Stadt- u. Oggersheimer Schultheiserei-Physikus	
Frank Pater			
Grua Franz Paul	1754 Mannheim		1778
Grua Peter			
Häffelin Kasimir v.	1737 zu Minfelden (Zweibrücken)	Kabinettsantiquarius	
Harrer v.		Hofarzt zu Mannheim bezw. Schwetzingen 1765 bis 1768	1778
Hertling v.		wirkl. Geh. Rat zu Mannheim	1790
Hertling Friedrich		Hofgericht in Mannheim	
Heß Ernst		Düsseldorf, Lehrer der Ornamente	1782

Stellung und Gehalt in München	Spätere Laufbahn in dieser Stadt, Hauptwerke	Wie lange in München, bezw. wo gestorben?
zunächst Schriftsteller, hält philosophisch-literarische Vorlesungen. Nach M. Kr. A. M. F. 517/1146 erhielt er im Jahre 1784 den Charakter eines geh. Sekretärs	1790 Studiendirektor, 1793 wirklicher geh. Sekretär, 1793 Zensurrat, 1799 Theaterkommissär, Theaterintendant b. 1810, 1807 ordtl. Mitglied der Akademie. Schlußgehalt als Theaterintendant 2500 fl. Verfasser der Stücke: Otto v. Wittelsbach u. Frl. Wohlerzogen.	† 1822 zu München
geh. Konferenzsekretär (Hof- und Staatskalender 1785)		
in gleicher Stellung	Komponist von „Angelika" und „Elektra", Operetten.	† zu Frankfurt auf einer Reise
1784 Hofmusikus in München	1796—1800 mit Bewilligung des Hofes in Frankfurt. 1800 zurückgefordert. 1801 Musikdirektor.	† 1806
Leibarzt, 3000 Gulden u. Naturalien M. Kr. A. MF. 233/131	1799 wurde er mit halbem Gehalt pensioniert und wollte dann nach Mannheim zurück.	
Beichtvater d. Kurfürsten		
Kapellmeister für Vokalkunst	Komponist der Oper „Telemacco" 1831 entlassen.	† 1833 zu München
Violinist in der Hofkapelle (Hof- und Staatskalender 1798)		
Vizeprobst des Kollegialstiftes zu U. L. F.	Vizepräsident des geistlichen Rats 1783. Später nach Md. 1043/205 III Oberbibliothekar.	Seit 1803 Gesandter in Rom
Direktor des Medizinalkollegiums zu München	Schöppler a. a. O. S. 8, 9	† 1792 zu München
Konferenzminister, 4000 fl. und Pferdefourage M. Kr. A. HR. 248/308	1796 erhielt er die Oberstlehenprobststelle zur Nutzung. 1799 Justizminister mit 16000 Gulden Gehalt (M. Kr. A. HR. 248/337)	
Im Jahre 1793 bewarb er sich um die Stelle eines wirklichen adligen Regierungsrats i. Neuburg u. erhielt sie. Das Gesuch ist München unterzeichnet (M. Kr. A. MF. 522/1339) Ob er dort ein Amt bekleidete, wissen wir nicht.		
Hofkupferstecher (M. Kr. A. MF. 233/150) 400 fl. später 800 fl.	Er sollte die Münchner Rembrandtbilder stechen.	

Name	Geburtszeit, Ort	Aufenthaltsort u. Stellung vor der Berufung oder Uebersiedlung	Jahr der Uebersiedlung
Hompesch Franz Karl v.		Herzogtum Berg Bollheim	1778
Kellerhoven Moritz	1758 Altenrath (Herzogtum Berg)	Schüler Krahes Berg	1784
Klotz M.		Theatermaler zu Mannheim	1784
Kobell Agid auch Egid geschrieben	1772 Mannheim	Geh. Kanzlist zu Mannheim	1791 (?)
Kobell Ferdinand (Vater des E.)	1740 zu Mannheim	Mannheim	1793
Kobell Franz Karl (Bruder d. Ferdin.)	1749 zu Mannheim	er weilte mit einem Stipendium Karl Theodors zum Kunststudium in Italien	1780
Kobell Franz Xaver (Sohn d. Ferdin.)	1779		1796
Kobell Innocenz (Sohn d. Ferd.)		blieb zunächst in der Pfalz	
Kobell Wilhelm (Sohn d. Ferd.)	1766 zu Mannheim	kurfürstl. Kabinettsmaler	1793
Lamine Peta Simon	geb. zu Mannheim (Stiele. Geschichte der kgl. Akademie d. bild. Künste, S. 34)	Schüler des Mannheimer Meisters Verschaffelt	
Fürst Leiningen-Guntersblum (Vehse a. a. O.)			
Marchand			

Stellung und Gehalt in München	Spätere Laufbahn in dieser Stadt, Hauptwerke	Wie lange in München, bezw. wo gestorben?
Finanzminister. Das Berufungsjahr ist etwas strittig. Siehe S. 19 dieser Arbeit.	1799 Konferenzminister mit 16000 Gulden und 4000 fl. Tafelgeld	† zu München 1800
Hofmaler, seit 1808 an der Akademie d. Künste. Lebensgroßes Porträt Max I. Er kopierte in der Gemäldesammlung. Dafür erhielt er am 11. Aug. 1802 550 Gulden angewiesen. Als Subsistenz erhielt er zunächst je 250 fl. auf vier Jahre H. R. 282/108 Noch im selben Jahre erhielt er dann 500 fl.	1795 war ein im Kniestück angefertigtes Porträt der Kurfürstin mit 30 Luisdor honoriert worden. M. K. A. HR. 282/109.	† 1830 zu München
gleiche Stellung, 300 fl. M. Kr. A. H. R. 282/115		
geh. Sekretär H. R. 224/125	1799 geh. Konferenzsekretär mit 3000 fl. Gehalt, später Regentschaftsrat in Griechenland, dann wirklicher Staatsrat in München.	bis zu seinem Tode 1847
Galleriedirektor	Wollte nach Mannheim zurück, doch der Tod zerschnitt seinen Plan.	† 1799 zu München
Hofmaler, 250 fl. (H. R. 282/Nr. 119) M. Kr. A.		
in diesem Jahre wurde ihm der Accitz zur Münchner Geh. Kanzlei gestattet (M. Kr. A. H. R. 244 Nr. 126)	Später geh. Sekretär. Schließlich Generalsekretär beim Ministerium des Innern und Referent.	
Rat am Apellationsgericht (Kobell, Unter Königen)	Nach dem Regierungsblatt war er einmal in Neuburg und wurde von dort am 4. September 1804 nach München als Hofgerichtsrat versetzt.	
Mannheimer Gesch. Bl. 1909 S. 19	Malte vor allem in der Manier Wonvermanns	
Vorsitzender des geh. Ausschusses zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Sicherheit		
Theaterdirektor		

Name	Geburtszeit, Ort	Aufenthaltsort u. Stellung vor der Berufung oder Uebersiedlung	Jahr der Uebersiedlung
Maubisson v.		Geheimer Rat	
Quaglio Giovanni	1772 zu Laino (Italien) Sohn des Lorenz Quaglio	Mannheim, Schüler des Roman Boos	1793
Quaglio Guilio	1764. Bruder des Lorenz	Architekt	
Quaglio Guiseppe	Neffe des Lorenz 1747 zu Laino geb.		
Quaglio Lorenz v.	1730 Laino	Mannheim seit 1750	1778
Reichenbach	1772 zu Durlach in Baden	Mannheim. Durch Rumford gewonnen, studierte dann auf Kosten Karl Theodors in England bei Watt Maschinenbau und höhere Mathematik in Edinburgh	1796
Rumford v. Graf eigentlich Benjamin Thomson	1753 Woburn (Massachusetts)	London, Pfalz u. Berg	1784
Sckell Clarus Ludwig v.	13. Sept. 1750 zu Weilburg, aus einer alten Gärtnersfam. stammend	Schwetzingen	1789
Stengel Stephan v.		Mannheim	1778
Stengel Georg (Sohn d. Steph.)			
v. Stengel Franz Joseph		Probst zu St. Andreas in Köln	
Niclas Malliot de la Treille			

Stellung und Gehalt in München	Spätere Laufbahn in dieser Stadt, Hauptwerke	Wie lange in München, bezw. wo gestorben?
frequent. Mitgl. d. Akad.	Lipowsky, a. a. O. S. 149	
Nachfolger Pinchettes als Hofmaler 650 fl. H. R. 282 M. Kr. A.	Professor der Zeichen- u. Kriegskunst an der Militärakademie. † 1813 als Hauptmann der Nationalgarde	
Nachfolger Lorenz v. Quaglios als Hofarchitekt		
Hoftheatral- und Architekturmaler 650 fl. H. R. 282 1801, Hoftheaterarchitekt	Festdekorationen in der alten Reitschule 1783.	
Hofarchitekt	Kurfürstlicher Rat geadelt. Sein Werk sind die Dekorationen zu Abbe, Vogelers Oper „Castor und Pollux", ebenso zum Trauerspiel „Agnes Bernauer" von Törring.	
Zeughaus 1800 Hauptmann	1811 Salinenrat. Nach der A. D. B. auf den Antrag Utzschneiders, nach M. Kr. A. MA. 1383/886 auf eine Anregung des Ministers Hompesch aus dem Jahre 1808. Erfinder einer Kreisteilmaschine; leitete die Sohle von Reichenhall nach Rosenheim. 1811 Mitglied der Akademie.	† 1826 zu München
Generallieutenant	Organisierte das Armenhaus und reorganisierte d. Militär. Kanonenbohrversuche, Rumford'sche Suppe.	ging nach Paris
Gartenintendant. Zunächst nur vorübergehend in München weilend, von 1804 ab dauernd	Sein Hauptwerk ist die Umgestaltung des englichen und später die des Nymphenburger Gartens. Außerordentliches Mitglied der Akademie.	† 1822, nach Wolf a. a. O. 1823 wahrscheinlich zu München
Kabinettssekretär	Sein Werk ist besonders die Trockenlegung der Moore. 1797 Oberlandesregierungsvizekanzler 1799 Staatsreferendar über die Finanzen mit 5000 Gulden neben Naturalien. M. Kr. A. HR. 252/552	
1791 erhielt er vermöge der Verdienste seines Vaters jährlich 600 fl., um sich im Salinen- u. Kameralwesen auszubilden. (M. Kr. A. H. R. 252/554)	Später Oberfinanzrat (Hof- und Staatskalender 1812).	
Domizellar des Hofstifts Freising	1787 erhält er den wirklichen geh. Ratscharakter. M. Kr. A. HR. 495/414.	
frequentierendes Mitgl. der Akademie, Lipowsky a. a. O. S. 147		

Name	Geburtszeit, Ort	Aufenthaltsort u. Stellung vor der Berufung oder Uebersiedlung	Jahr der Uebersiedlung
Vogler (Abt) Georg Joseph	1749 zu Pleichach Vorstadt von Würzburg	Kapellmeister i. Mannheim dort seit 1772	1778
Winter Anton		Mannheim oder Schwetzingen	1778
Winter Peter	1754 zu Mannheim Sohn eines Brigadiers d. kurpfälzischen Garde	Dirigent der französischen Truppe am Mannheimer Hof	1788
Yrsch, Graf v. Johann Napomuk			
v. Ysenburg			

Stellung und Gehalt in München	Spätere Laufbahn in dieser Stadt, Hauptwerke	Wie lange in München, bezw. wo gestorben?
in Begleitung des Hofes in gleicher Eigenschaft (A. D. B.) nach anderen Angaben erst 1784 nach vorhergehenden Reisen. (Mannheimer Geschichtbl. 1901/S. 18)	Begründer der mod. Harmonielehre. Komponierte den Kaufmann von Smyrna (1771), Castore e Polluce 1786, baute die Orgel in der St. Peter-u. Michaelskirche um	1788 ging er nach Schweden, kehrte jedoch später vorübergehend nach München zurück 1806
Leibchirurg	Nach Schöppler wurde er 1799 Generalstabschirurg u. Direktor aller Militärspitäler a. a. O. S. 9. 1799 in den Ruhestand versetzt. (M. F. 233/135)	
pfalzbayrischer Kapellmeister an Stelle des abgehenden Vogeler	Komponist der Armida, der Helena und Paris, des „unterbrochenen Opferfestes" (1796), der „Calypso", sowie der Schlacht v. Vittoria (1813).	
Administrator der kurfürstlichen Domänen zu Schleißheim	(Lipowsky a. a. O. S. 150)	
Präsident des Hofkriegsrates		

Die Angaben stammen, soweit nichts anderes vermerkt ist, im wesentlichen aus der Allgemeinen Deutschen Biographie (A. D. B.)

3. Kapitel.

Die Beweggründe und der Gang der Montgelas'schen Berufungen

Wir haben keine Denkschrift gefunden, die uns des langen und breiten auseinandergesetzt hätte, warum unter dem neuen Kurfürsten, dem späteren Könige Max Joseph I., und seinem Minister Montgelas mit einer gewissen Vorliebe Nicht-Altbayern und Nichtkatholiken in die einflußreichsten Stellungen und Aemter der Hauptstadt und des benachbarten Landshut gezogen wurden, wie uns ja auch kein Memorandum zu Hilfe kam, das uns belehrt hätte, weshalb man unter Karl Theodor geflissentlich Pfälzer und Rheinländer im Bereich der Frauentürme ansiedelte. Wir mußten es dort aus einzelnen Aeußerungen und Taten erschließen; wir müssen hier das Gleiche tun, müssen versuchen, die verstreuten Mosaiksteine zu sammeln und sie zu einem möglichst lückenlosen Bilde zusammenzufügen.

Aus dem wirren Knäuel von Beweggründen und Ueberlegungen, der in eines modernen Menschen Brust bei jedem Entschlusse wirkt und webt, können wir etwa folgende Hauptfäden herausziehen: Die Berufungen sollten das darniederliegende Land heben und ihm Glanz verleihen; sie sollten einen Bruch mit dem bisherigen System der Absperrung, der ausschließlichen Katholizität bedeuten und schließlich dazu beitragen, die neugewonnenen Gebiete mit dem altbayrischen Stammland zu verschmelzen.

Um das Land zu heben, mußte viel Altes reformiert werden. Man erwartete nun, daß Nichtbayern leichter geneigt sein würden, alte Zustände zu beseitigen, alte Privilegien aufzuheben, da sie nicht zu deren Nutznießern gehörten und durch keinerlei Bande mit solchen verknüpft wären. In dem Akt über die Berufung eines neuen Leiters für das Wasser-, Brücken- und Straßenbauwesen,[1]) z. B. findet sich ein Promemoria, in dem dieser Gedanke klar und deutlich ausgesprochen ist. Es war eine folgerichtige Fortführung dieser Ueberlegung, wenn man zur Besiedlung der Moore, deren Austrocknung von den alt-

[1]) M. Kr. A. MF. 597/1724.

bayrischen Anwohnern aus selbstsüchtigen Gründen bekämpft wurde, nach dem Vorbilde Karl Theodors Pfälzer, also Nichtbayern, berief und zwar unter sehr günstigen Bedingungen.[1])

Um das Land zu heben, bedurfte es eines tüchtigen Beamtentums. Das altbayrische war aber den neuen Anforderungen sowohl ethisch, wie seiner ganzen Vorbildung nach großenteils nicht gewachsen. Wer in Bayern des 18. Jahrhunderts ein Amt erhielt, der betrachtete es im Durchschnitt als reine „Nutzung", nicht aber als eine ethische Verpflichtung. Untätigkeit und Mißbrauch der Amtsgewalt war die häufige Folge solcher Auffassung. Ganz erstaunt fragte der an dem Montgelasschen Reformwerk hervorragend beteiligte Georg Friedrich von Zentner im Jahre 1803 den preußischen Beamten Lang, „auf welchem Wege man in die preußischen Beamten diese Art von Amtsgeist und Diensteifer gebracht habe,"[2]) wie er sie im Ansbachischen antraf.

Man erwartete von den auswärtigen höheren Beamten im allgemeinen auch eine bessere Vorbildung, ein größeres Wissen, einen freieren weiteren Blick, als ihn diejenigen Altbayern sich erwerben konnten, die entweder ohne regelrechte Vorbildung, einfach durch Heirat der Witwe des Vorgängers, zu ihrem Amt gekommen waren oder bei ihrer Ausbildung auf die darniederliegende einheimische Wissenschaft des 18. Jahrhunderts angewiesen waren; das Studium im Ausland gehörte ja zu den Seltenheiten.

Es mag nun sein, daß man besonders bei Berufungen an Hochschulen und Akademien manchmal nicht eigentlich den Mann von größerem, tieferem Wissen und freierem Blicke suchte, als vielmehr bloß dessen Namen. Wir werden aber hier nicht so weit gehen dürfen, wie Wagner, der Biograph und Herausgeber der Briefe des Anatomen Sömmering, es tut, der nur dem Grafen von Thürheim, durch dessen Hände die Berufungen an die Universität Würzburg gingen, „allgemeines wissenschaftliches Interesse zuspricht,[3]) während er im übrigen fälschlich von der „aus zerrütteten Elementen und aus flacher Weltanschauung aufgebauten Gesinnung" der höchsten Kronräte spricht, einer Gesinnung, die nach seiner Meinung „keine Volksbildung und höhere wissenschaftliche Entwicklung hervorrufen konnte, um das dauernde Wohl der Nation und des Staates zu begründen."[4])

Daß das Verlangen nach Glanz bei der Berufung bedeutender Männer mitsprach, das läßt sich ja wohl nicht leugnen. In diesem Sinne stimmen wir Wagner zu, wenn er schreibt:[5]) „Es war eine förmliche Jagd nach Zeleboitäten,

[1]) Regbl. 6. März 1802. Man sicherte ihnen Militärfreiheit für die erste Generation ihrer Kinder zu und versprach ihnen Zehendtfreiheit.
[2]) Lang a. a. O.
[3]) Sömmering a. a. O. II. S. 120.
[4]) Ebenda S. 121.
[5]) Ebenda S. 124.

und man scheute die höchste Summen nicht, wenn sie nur zu haben waren. Der Glanz des jungen Königreichs, hervorgerufen, geschützt von dem französischen Machtherrn, sollte überall hell hinstrahlen in die übrigen deutschen Lande, welche durch denselben gewaltigen Sohn der Revolution eben eine so harte Demütigung erlitten hatten."

Die Berufungen sollten ferner einen klaren Bruch mit dem bisherigen System bedeuten. Bis dahin war Bayern, wenn man von den Pfälzern absieht, ein stammesmäßig und konfessionell einheitliches Gebilde. Das wurde nun durch die Erwerbung fränkischer und schwäbischer Gebiete anders. Diese Umwandlung unter dem Druck politischer Mächte traf aber nicht einen innerlich unvorbereiteten Staat, denn der Gedanke der kirchlichen und stammesmäßigen Ausschließlichkeit war in den maßgebenden Kreisen geistig schon längst erschüttert. Die aufklärerischen Ideale des Weltbürgertums und der Toleranz, die sich allmählich mit dem liberalistischen Verlangen nach freier Konkurrenz verquickten, hatten die alte Auffassung zermürbt. So tauchte die Aufhebung der mehrhundertjährigen Absperrung schon seit etwa 1750 als ideelle Forderung auf.

Begünstigend für die restlose Durchführung der neuen Auffassung wirkte unter Montgelas ferner die Tatsache, daß gleich Karl Theodor auch der neue Herrscher Max Joseph selbst kein Altbayer war und daß überdies sowohl dessen erste, wie auch dessen zweite Gemahlin nicht der katholischen Kirche angehörten.

Aus dem Zustrom von Vertretern anderer Stämme erhoffte man Anregung, Anregung wie sie die Pfälzer gebracht hatten, und wie man sie vorher in romanischen Ländern gesucht hatte. Wie ein Sauerteig sollten die Fremden auf die Masse des bayrischen Volkes wirken. Um nun aber solche Angehörige der neugewonnenen Provinzen in größerem Maße nach Altbayern ziehen zu können, mußten, da jene meist protestantisch waren, die alten Gesetze über die ausschließliche Katholizität fallen. Die Toleranzgesetze, die an deren Stelle traten, bedeuteten eine Vorbedingung und zugleich kraftvolle Förderung der nunmehr durch keinerlei Schranken gehemmten, sich bis nach Norddeutschland ausdehnenden Berufungen. Die Geschichte der für uns hier so wichtigen höchsten Entschließungen mag im folgenden skizziert werden: Den Auftakt erleben wir schon im Jahre 1800. Es ist dies die Amberger Entschließung vom 10. November dieses Jahres, in der es hieß, „daß in Zukunft bei der Ansässigmachung in sämtlichen heroberen Staaten die katholische Religionsgemeinschaft nicht ferner als ein wesentliches Bedingnis anzusehen sei."[1] Eine Fortführung des hier Begonnenen waren dann die Worte, mit denen der Münchner Magistrat, der sich der Ansässigmachung eines protestantischen Weinhändlers aus Mannheim widersetzte, auf die Kniee gezwungen wurde: „Nach reifster Ueberlegung und mit der Gewißheit, daß das Recht auf meiner

[1]) Doebel Entw. II S. 406/7; ferner Regbl.

Seite ist, befehle ich hiermit dem Münchner Magistrat, spätestens morgen abends 6 Uhr dem Handelsmann Michel aus Mannheim das Bürgerrecht zu erteilen, widrigenfalls ich mich genötigt sähe, die strengsten Mittel zu ergreifen; für den geringsten Exzeß haftet jedes Magistratsmitglied persönlich."[1]) Das war am 19. Juli 1801. Ihren vorläufigen Abschluß fand dann diese Toleranzpolitik des Kurfürsten in dem Religionsedikt von 1803. Der Erzbischof von Salzburg warnte aus wohlverständlichen Gründen vor dem Gedanken der freien Konkurrenz auf Grundlage religiöser Duldung. „Ja", schrieb er an den Kurhof,[2]) „wenn wir unsere Meinung auch hierüber frei sagen sollen, so scheint uns selbst dies noch sehr zweifelhaft und problematisch zu sein, ob der Vorteil, welchen man durch die erwähnte Konkurrenz auf einer Seite zu erringen hofft, nicht wieder auf der anderen Seite durch weit größere Nachteile vereitelt werde. Wie stellen uns nämlich, so weit wir die Menschen zu kennen glauben, die Sache so vor: Beginnt einmal das gegenwärtige Edikt in Erfüllung zu gehen, dann werden sich Neuankömmlinge von verschiedenen Religionsbekenntnissen, insofern sie im Deutschen Reiche geduldet sind, allmählich in Bayern niederlassen; werden sich von Zeit zu Zeit immer mehr anhäufen und ausbreiten; werden, wenn ihre Zahl nach und nach anwächst, die freie öffentliche Ausübung ihrer Religionen, gleiche Rechte mit anderen Bürgern, und andere dergleichen Begünstigungen, allenfalls selbst durch eine mächtigere Dazwischenkunft, zu erwerben suchen; werden zum Nachteil der ursprünglichen, katholischen Einwohner so manche Gewerbs- und Erwerbszweige an sich reißen; werden sich gelegentlich vielleicht sogar manche Sarkasmen über die katholischen Gebräuche und also auch Kränkung des dermaligen Religionszustandes erlauben. Daß nun daraus Haß, Zwietracht, wechselseitige Abneigung und Erbitterung, Animositäten und verschiedene Leidenschaftsausbrüche beinahe unhintertreiblich zum größten Nachteil des Staates entspringen müssen, läßt sich ohne tiefen Blick in die Zukunft leicht(lich?) voraussagen, weil der Pöbel unter den Protestanten ebenso, wie unter den Katholiken, aller Belehrung und Aufmunterung zur wechselseitigen Achtung und Liebe ungeachtet, doch immer Pöbel bleiben wird." Die Warnung des Kirchenfürsten blieb erfolglos, im Gegenteil, man trat unter Max I. in der Folge, wenn auch sachte, sogar an das Problem der Judenemanzipation heran. Erst unter Ludwig I. kam man wieder etwas von der Parität ab. Unter dessen Regierung können wir des öfteren in den Akten die formelhafte Wendung finden „Konfessionswechsel und Gesuch um eine Stellung." Es ist dies ein Ausdruck, der in merkwürdigem Gegensatz zu dem steht, was Max I. 1803 im Regierungsblatt verkündet hatte: „Auch bei künftiger Besetzung der Staatsämter werden wir jederzeit nur auf den Würdigsten ohne Unterschied der im Deutschen Reiche eingeführten

[1]) M. Kr. A. GR. 1256/11 (Abschrift).
[2]) Ebenda.

drei christlichen Konfessionen den landesherrlichen Bedacht nehmen." Was hier klar und deutlich verkündet wurde, war der Gedanke der Parität; was daraus praktisch bei der Besetzung höherer Stellen wurde, das war eine gewisse Bevorzugung von Protestanten, eine Bevorzugung, die manchmal so auffällig wurde, daß man von dem Versuch reden konnte, die Bavaria Sancta auf diese Weise zu dekatholisieren.[1])

Die Berufungen sollten schließlich eine Verschmelzung der neuerworbenen Landesteile in die Wege leiten. In einer Weisung an das schwäbische Generalkommissariat vom 25. Jan. 1805 heißt es ausdrücklich:[2]) „Übrigens ist es keineswegs unsere Absicht, daß in jeder Provinz nur die Eingeborenen derselben zu Aemtern angestellt werden sollen; sondern es ist vielmehr nützlich und zweckmäßig, wenn diesenfalls zwischen unseren Gesamtstaaten keine Scheidewand gezogen ... wird." Die Berufungen nach München nun, die Berufungen von Vertretern sämtlicher Provinzen in eine Stadt, sie sollten diese Aufhebung der Scheidewände in besonders eindringlicher Form zur Anschauung bringen. Wenn hier Pfälzer, Schwaben, Franken und Altbayern nebeneinander wirkten, so sollte das den engen Zusammenschluß ihrer Provinzen um einen Mittelpunkt symbolisch darstellen. Es ist daher auch wohl kein Zufall, daß man im Jahre 1808, als es galt, einen neuen Obersthofmeister zu ernennen, keinen Altbayern wählte, sondern um das größere Reich zu versinnbildlichen, zu einem Vornehmen der neuerworbenen Gebiete griff, nämlich dem Fürsten Karl von Oettingen-Wallerstein.[3])

Die Berufungen in die Hauptstadt dienten auch dem Gedanken der Zentralisation. Um dessentwillen entblößte man die Provinzen von wertvollen Kräften.

Wer sollte nun berufen werden? Welche Ueberlegungen waren dabei maßgebend? Die Antwort auf die erste Frage lautet: Es sollten in der Hauptsache Verwaltungsbeamte, Gelehrte, Künstler, Schulmänner und daneben auch etliche Offiziere berufen werden. Was war dabei entscheidend? Spielte die Frage des Alters eine Rolle? Nein; wenn ja, dann in dem Sinne, daß jüngere Männer bevorzugt wurden. Der Chirurg Walther war im Jahre seiner Berufung erst 22 Jahre, der Anatom Tiedemann 24, der Philologe Thiersch 25, der Physiker Ritter 28, der Kriminalist Feuerbach 29; Gehlen, der Chemiker, zählte 32 Jahre, Breyer, der Historiker, 33, Röschlaub, der Pathologe, 34, Gönner, der Jurist, 35. Nur ganz wenige der Berufenen waren älter als 50 Jahre.

Ein sehr großer Teil von ihnen kam von Hochschulen und Akademien. Selbst Verwaltungsbeamte wie Zentner, Gönner, Feuerbach, Niethammer waren vor ihrer Berufung zu administrativer Tätigkeit Hochschulprofessoren. Die Mehrzahl jener Verwaltungs- und Ministerialbeamten stammte aus der

[1]) Ringseis a. a. O. I.
[2]) M. Kr. A. MA. 1553/13.
[3]) Regbl. 1808 S. 1733.

Pfalz und den Rheinlanden. Das war auch die Heimat der meisten damals nach München übergesiedelten Künstler, während Württemberg, Mittel- und Norddeutschland vorwiegend Philologen und sonstige Gelehrte stellte. Bei der Berufung von Medizinern scheint Bamberg eine gewisse Rolle gespielt zu haben.

Da das Verlangen, unmittelbar praktische Erfolge zu erzielen, dem ganzen Zeitcharakter gemäß bei den Berufungen andere Beweggründe doch wohl überwog im Gegensatz zur Zeit Ludwig I und Max II, so wurden bei Berufungen von Gelehrten solche Männer, deren Wissenschaft sich unmittelbar in den Dienst der drängenden Tagesforderung stellen ließ, wenigstens im Anfang des Ministeriums Montgelas bevorzugt. Ein Niederschlag davon findet sich in der Stiftungsurkunde der neubegründeten Akademie der Wissenschaften. Es heißt hier,[1]) daß man zwar den Zweck dieses Institutes nicht durch unmittelbare Anwendbarkeit der wissenschaftlichen Forschungen bedingen wolle, daß aber „diejenigen den größten Dank verdienten, welche die angemessensten Mittel, besonders zur Verbesserung der Agrikultur, zur Belebung der Industrie und vor allem zur Vertilgung der noch herrschenden, dem Kunstfleiß nachteiligen Vorurteile vorschlagen und ihnen Eingang zu verschaffen trachten würden." In leicht abgewandelter Form kehren diese Gedanken in einem königlichen Schreiben[2]) an den Salinenrat Reichenbach wieder. Diesem wurde darin das allerhöchste Wohlgefallen ausgedrückt ob einer Erklärung, daß er sich fortan "mehr den allgemein nützlichen als den spekulativen Gegenständen widmen wolle." Wer gegen jene Neigung der Regierung, Männer der Praxis zu bevorzugen, anführen wollte, daß ja ein Mann der reinsten Spekulation, nämlich der Philosophie, von ihr zum Präsidenten der Akademie erwählt wurde, der sei auf Moll, den Sekretär der naturwissenschaftlichen Klasse dieses Instituts, verwiesen. Diese schrieb einmal:[3]) „Wer übrigens daraus, daß seit 1807 beharrlich ein Mann aus der philosophischen Klasse an die Spitze der Akademie gestellt worden, sich zu dem Schluß berechtigt glaubt, die spekulative Philosophie sei ein Schoßkind der Regierung, wüde ins Blaue geschossen haben. In der staatsverwaltenden Maschinerie muß man den Hebeln nahestehen und die Aufschlagwasser wohl kennen, um klar zu sehen." Also der Zeitgenosse.

Bis zum Jahre 1803 wurden nur Männer aus der Pfalz und aus den Rheinlanden nach München berufen. Im Jahre 1803 begann man dann Staatsdiener aus den durch den Reichsdeputationshauptschluß neuerworbenen Gebieten an die Isar zu ziehen. Als dann im Frieden von Preßburg (26. Dezember 1805) das Gebiet der alten Bischofstadt Würzburg von Bayern

[1]) Denkschriften der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München f. d. J. 1808. Konstitutionsurkunde III.
[2]) 5. November 1815 M. Kr. A. MA. 1383/886.
[3]) Moll a. a. O. II. S. 494. Anmerkung zu einem Briefe Oppels.

wieder abgetreten werden mußte, da setzten die Bestrebungen ein, die Leute, welche der bayrische Generalkommissär von Thürheim inzwischen von auswärts an die Universität des Julius Echter von Mespelbrunn geholt hatte, der neuen Regierung zu entreißen. Auf diese Weise kamen der Philosoph Schelling, der Zentralschulrat Niethammer der Jurist Hufeland, der Landwirtschaftslehrer Medicus, der Mathematiker Stahl entweder unmittelbar oder mittelbar an die Isar. Aehnlich erging es dem Forstmann Zyllenhardt. Es war dies ein Verfahren, das damals auch von anderen Staaten geübt wurde; so bekam der Geodät Soldner aus dem von Preußen abgetrennten Ansbach einen Ruf nach Berlin, ging auch dorthin, wurde allerdings dann von hieraus wieder nach Bayern und zwar nach München verpflichtet. Man suchte sich eben damals bei dem steten Schwanken des Besitzstandes die wertvollsten Kräfte nach Möglichkeit zu erhalten, damit, wenn auch nach außen, in jener stürmischen Zeit die Gestalt des Staates gar mannigfach sich wandelte, der innere Wert doch ungefähr erhalten blieb. Im gleichen Sinne wirkten die Berufungen aus dem 1806 verlorenen Herzogtum Berg. Künstler wie Peter und Robert Langer, wie Brulliot und Karl Heß gelangten damals so in die bayrische Hauptstadt. Zwischendurch gingen nach Außerbayern Rufe an die Münchner Akademie der Wissenschaften, an das Münchner Lyceum, sowie an die Landshuter Universität. Diese Rufe verstärkten sich, als die Akademie im Jahre 1807 eine neue Konstitution erhielt und nahmen nun vor allem die Richtung nach Gotha, Jena und Göttingen. Die Mehrzahl der unter Montgelas nach Altbayern berufenen Gelehrten lehrte irgendwann einmal an der Jenaer Universität. Als im Jahre 1809 nun die Universität Altdorf aufgehoben wurde, da wurden deren Mitglieder großenteils von gelehrten Instituten Münchens und Landshuts aufgesogen. Der Theologe Martini sowie die beiden Mathematiker Späth und Leonhard wurden nach München berufen, der Literarhistoriker Siebenkees und der Lehrer der Geburtshilfe Feiler nach Landshut. Die letzten Berufungen in diesem Sinne erleben wir, als Würzburg und Aschaffenburg nach den Befreiungskriegen dem bayrischen Staate zugesprochen werden.

Wenn wir unsere Arbeit daraufhin durchsehen, in welchem Jahre die Zahl der Berufungen und Ansiedlungen von Nichtbayern oder Neubayern am größten war, so stehen die Jahre 1805 und 1806 an erster Stelle, an zweiter finden wir 99, 03, 07, 08, 09. Im darauffolgenden Jahre fällt die Zahl auf die Hälfte, hält sich so eine Zeit lang, bis dann die der Neubayern immer kleiner wird und die der Ausländer schließlich fast in einem Nichts mündet. Die Jahre 1805-06 sind die ersten Jahre des Anschlusses an Frankreichs, jenes neuen Kursus, der eine erhöhte Reformtätigkeit, eine erhöhte innere und äußere Umgestaltung des Staates mit sich brachte. Daher wohl die größere Zahl der Berufungen. Die Verminderung von 1809 auf 1810 um die Hälfte, läßt sich zum einen Teil auf die damals wogenden

Streitigkeiten zwischen Einheimischen und Berufenen zurückführen, die es ratsam erscheinen ließen, mit dem Aufpfropfen von Reisen etwas einzuhalten. Erhielt doch um diese Zeit Jacobi, der Präsident der Akademie, bei seinen Anstellungen an der Hofbibliothek die Weisung, nur in Ausnahmefällen zu Ausländern zu greifen.[1]) Zum anderen Teil läßt sich jene Verminderung auf ein wohl schon damals einsetzendes, später mit dem Kürzen von Tagegeldern immer klarer sich offenbarendes Bestreben nach Einsparungen sich zurückführen. Denn die Berufungen waren eine kostspielige Sache, einerseits, weil höhere Gehälter in solchen Fällen geboten werden mußten, als sie bei Einheimischen üblich waren, anderseits, weil es galt, die manchmal recht erklecklichen Umzugskosten zu ersetzen.

Die ersten Protestanten, die unter Montgelas nach München kamen, waren der Geheime Referendär Schenk aus Düsseldorf und der Kabinettsprediger der Königin, namens Schmidt, zwei Männer, die bereits 1799 in die bayrische Hauptstadt gelangten. Stärkeren Umfang nahmen die Berufungen von Nichtkatholiken seit dem Religionsedikt von 1803 an. Im Jahre 1812 lebten in der Isarstadt im ganzen 3,94 Prozent Protestanten neben 0,72 Prozent Juden, während das benachbarte Freising noch 100 Prozent Katholiken zählte.[2])

Es erhebt sich nun die Frage: „Durch wen gingen diese Berufungen? Wer hatte im einzelnen Falle seine Hand im Spiele? Hompesch, der Veteran aus Karl Theodors Zeit, veranlaßte 1799 die Berufung des Oekonomierats Schenk aus Düsseldorf.[3]) Dieser wiederum zog 1805 seinen Freund, den Philosophen Jacobi, nach München.[4]) Jacobi hinwieder war der Mann, der bei der Uebersiedlung der norddeutschen Gelehrtenkolonie seine Hand im Spiele hatte, wenn er sich auch in diese Rolle mit Georg Friedrich von Zentner teilen mußte. So kamen der Numismatiker Schlichtegroll, die Philologen Jakobs und Thiersch, der Bibliothekar Hamberger und andere in die bayrische Hauptstadt. Auch die Berufung des Philosophen Köppen in das benachbarte Landshut ging auf den Einfluß Jacobis zurück. Auf Empfehlung des Anatomen Sömmering wurde der Marburger Privatdozent Tiedemann[5]) Professor für Anatomie und Zoologie an der Universität Ludwigs des Reichen, wurde schließlich Köck,[6]) ein Zeichner medizinischer Atlanten, nach München berufen. Durch Feuerbach kam Breyer, durch diesen wiederum Ast nach Landshut.[7]) Der aus Pommern stammende Generaldirektor des Wasser-, Brücken- und Straßenbaudepartements veranlaßte die Anstellung ehemaliger Unter-

[1]) M. Kr. A. MR. 1043/205 VIII. 9. Juni 1809.
[2]) Bayerns Bevölkerung in konfessioneller Entwicklung seit den letzten hundert Jahren. Dr. Michael Mayer, München 1917. Diss. S. 28.
[3]) Roth a. a. O.
[4]) Jacobi (Roth).
[5]) Sömmering a. a. O. II 117.
[6]) Ebenda II 183.
[7]) Funk. Romantik a. a. O.

gebener, Schüler und mit Vorliebe Verwandter[1]) in seiner Behörde. Dem Könige selbst verdankte der Hofmaler Mannlich, v. Hartmann, der spätere Leiter der Sektion für Stiftungsangelegenheiten[2]) sowie der Reformator des bayerischen Forstwesens von Zyllenhardt[3]) seine Berufung. Montgelas endlich war die unmittelbare Veranlassung für die Berufung des Universitätsprofessors Zentner,[4]) für die Wiebekings[5]) und wahrscheinlich noch für die vieler anderer.

Neben den Alt- und Neubayern, den sonstigen Deutschen und neben den durch die stete Geldnot zu nicht unbedeutendem Einfluß gelangten Juden[6]) war in der ganzen Zeit das französische Element in starkem Maße in München vertreten. Bei Beginn des Ministeriums Montgelas war dies in Form von Emigranten der Fall; diese wurden zwar in der Folge bis zu einem gewissen Grade abgestoßen,[7]) aber seit Abschluß des militärischen Bündnisses mit Frankreich hub wieder ein lebhafter französischer Zustrom an. Dieses Mal waren es vorwiegend Sprachlehrer, Tanzmeister, Spione und Offiziere, die in die bayrische Hauptstadt kamen. Dieser französische Einfluß wirkte, wie Luise von Kobell erzählt, hier noch lange nach, als das Bündnis mit Frankreich längst gebrochen war.

München wurde eine moderne Stadt, die keine einheitliche Bevölkerung mehr kennt. Das fremde Element war 1814 in München schon so stark, daß Schleich, der Präsident des Isarkreises, am 12. Juni schreiben konnte: „Durch das Zusammenwohnen so vieler Menschen in einem gegebenen Raume und überdies aus so vielen Teilen des Reichs und Deutschlands, und daher von einer um so schärferen Verschiedenheit an Charakter, Bildung, Sitte und Gewohnheiten (sc. werden) die wechselseitigen Einwirkungen und Reibungen und als Folge davon die Geschäfte vermehrt und vervielfältigt."[8])

---

[1]) Siehe Schreiben Pigenots 9. November 1810. M. Kr. A. MA. 1655/1893 Ueber die Berufung der Inspektoren Neurohr und Gries, sowie des Direktors Rousseau siehe M. Kr. A. MF. 597 Nr. 1724.

[2]) Montgelas (Freyberg) S. 559.

[3]) Keiper a. a. O.

[4]) Montgelas (Freyberg) S. 558.

[5]) M. Kr. A. MF. 597/1724.

[6]) Müller (München) a. a. O. S. 131. Bankier Seeligmann stellte eine Macht dar.

[7]) Regbl. 1799 1800.

[8]) M. Kr. A. MA 1343/4478.

4. Kapitel.

Die Berufungen in die Zentralbehörden.

Vier Gruppen von Stellen waren es vor allem, die mit Berufungen bedacht wurden: die beiden Akademien, die der Wissenschaften und die der bildenden Künste, das Münchner Lyceum mit seinem Unterbau, dem späteren Wilhelmsgymnasium, und schließlich die Zentralstellen des Landes. Ordnen wir diese Empfangsstationen zeitlich, so marschieren die letzten an erster Stelle; denn fünf geheime Referendaire verschiedener Ministerien waren es, die im Jahre 1799 den Reigen der Berufungen eröffneten.

Diese Zentralstellen waren gerade damals in einem Wandel begriffen. Was Montgelas vorfand, das waren Konferenzministerien, die großenteils nach örtlichen Gesichtspunkten aufgebaut waren, Ministerien, deren Wurzeln bis zum herzoglichen Rat des 13. Jahrhunderts zurückreichten. Was er daraus durch ein Dekret vom 25. Februar 1799 schuf, das waren Fachministerien.[1])

An deren Spitze traten nun v. Hompesch, v. Hertling, von Morawitzky und Montgelas selbst: also zwei uns bereits bekannte „Mannheimer", ein „Zweibrückener" und nur einer, der als Altbayer bezeichnet werden kann, nämlich Topor Graf von Morawitzky.[2])

Aus der Pfalz und den Rheinlanden wurden nun im selben Jahre in diese Ministerien fünf Referenten oder geheime Referendaire, wie der damalige Ausdruck lautete, berufen:[3]) v. Zentner Schenk, Niclas von Stengel, Hartmann und Rivet. Zentner, der ehemalige Heidelberger Professor, kam in das

[1]) Doeberl Entw. II. S. 385/86.

[2]) Churpfalzbayrischer Hof- und Staatskalender; außerdem siehe M. Kr. A. HR. 248/337. Dieser Akt bietet Aufschluß über die Gehälter jener Männer: Hompesch und Montgelas erhielten je 16 000 Gulden und 4000 Gulden Tafelgeld, Morawitzky und Hertling die gleiche Summe, aber ohne Tafelgelder.

[3]) M. Kr. A. MF. 451[1]1/3 Umzugskosten der berufenen geh. Referendairs.

[4]) M. Kr. A. HR. Fasz. 251 Nr. 476.

geistliche Departement, Schenk, der Düsseldorfer, wurde Finanz-, Niclas von Stengel, der Mannheimer, Justizreferendär; Hartmann, der Hofkammerrat, kam in die Sektion für Stiftungsangelegenheiten, eine Unterabteilung des Finanzministeriums, Rivet in das Ministerium des Aeußern.

Derjenige unter diesen Berufenen, der den Hauptanteil an den Montgelas'schen Reformen nehmen sollte, zur rechten Hand des Ministers wurde, war Georg Friedrich von Zentner. Dieser Mann war zu Straßheim bei Heppenheim an der Bergstraße, wo seine Eltern einen stattlichen Einzelhof besaßen, im Jahre 1752 geboren,[1]) war also, wie so manche der Reformer, ursprünglich kein Adliger. Er hatte dann auf dem Jesuitenkolleg zu Heidelberg studiert, die Magisterwürde erworben, hatte sich eine zeitlang in Metz aufgehalten, um seine französischen Sprachkenntnisse zu vervollkommnen, und war dann nach Göttingen gesandt worden, dem damaligen Hauptsitz der historisch-publizistischen Studien, wo er sich unter Pütter, Böhmer, Selchow, Achenwald und Gatterer ausbildete. Hier, in der Stadt an der grünen Leine, bemühte er sich, wie Thiersch später von ihm erzählte,[2]) die auf Recht, auf Ueberlieferung gebaute Wissenschaft des öffentlichen Rechts sich zu eigen zu machen, „überzeugt, wie er noch in späteren Jahren erklärte, daß sie bei längerem Bestand der überlieferten Ordnung hinlänglich Kraft gewonnen hätte, die allerdings zahlreichen Gebrechen derselben der Einsicht der Verständigen zu enthüllen und durch ihre Heilung dem Despotismus und der Anarchie in gleicher Weise vorzubeugen." Es mag ja sein, daß dies tatsächlich damals eine Zeitlang die theoretische Meinung Zentners war — praktisch hat er jedenfalls später in Bayern in anderem Sinne gehandelt. Wahrscheinlicher aber ist es fast, daß ihm jenes geschichtslose, aufklärerische Denken mit seinem Drang nach radikalen Umgestaltungen, jenes Denken, das in der hannoverschen Universität in einer Art von Vorahnung von Justus Mösers „Patriotischen Phantasien" bekämpft wurde, während es in Frankreich seiner höchsten Blüte entgegenging,[3]) ihm innerlich doch näher lag. Wenige Jahre nach seinem Aufenthalt in Göttingen und zwar im Jahre 1777 wurde Zentner im Alter von 25 Jahren Professor des Staats- und Fürstenrechtes an der Universität Heidelberg. Dort wurde er gar bald in den Kreis der Politik gezogen. Arbeiten über publizistische Fragen und Streitsachen der Pfalz bei den Reichsgerichten, brachten ihn dem Kurfürsten näher und empfahlen ihn als einen für politische Arbeiten vorzüglich geeigneten Kopf. Bald darauf wurde er dauernd in die

---

[1]) A. D. B. Bd. 45 S. 67 ff.

[2]) Thiersch (Zentner) a. a. O. S. 9.

[3]) Gemessen an den französischen Enzyklopädisten waren die Göttinger Professoren sehr gemäßigt. Vergleichen wir die protestantische Universität, an der damals ein Lichtenberg lehrte, aber mit den damaligen süddeutschen Universitäten, so war sie noch immer sehr rationalistisch. Das übersieht Thiersch.

Staatsgeschäfte gezogen. 1792 folgte er der Kommission von Pfalzbayern zur Kaiserkrönung nach Frankreich und wurde bei dieser Gelegenheit in den Ritterstand erhoben. Schließlich sollte er noch Gelegenheit erhalten, aus nächster Nähe Zeuge des sich steigernden Verfalls des römischen Reiches zu werden. Er wurde zu den Basler Friedensverhandlungen abgeordnet und als Legationsrat der kurbayrischen Gesandtschaft zum Friedenskongreß in Rastatt beigegeben. Damit war seine mehr als zwanzigjährige akademische Laufbahn faktisch beschlossen; nunmehr erfolgte am 24. März 1799 seine Berufung nach München, seine Ernennung zum Geheimen Referendär bei dem geistlichen Departement mit einem Gehalt von 3000 fl. und bald darauf auch bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten.[1])

In welcher Weise hat er nun die Erwartungen derer erfüllt, die ihn berufen, was hat er in seiner Münchner Stellung geschaffen? Sein erstes Werk war die Reform der Universität Ingolstadt, bei der ziemlich sachte vorgegangen wurde, mehr auf Heilung dringlicher Einzelschäden gesehen wurde, als auf eine Durchtränkung mit neuem Geist. Sie erschien deshalb dem Philologen Thiersch in seiner Gedächtnisrede vom höheren Standpunkt aus ungenügend.[2]) In Zentners Denkschrift hieß es z. B., die Lehrer haben sich allzeit fleißig vorzubereiten, nicht mehr auf die alte, schleppende Art vorzutragen" usw. Die Uebersiedlung der Hochschule nach Landshut brachte dann eine radikalere Reform. Das zweite Werk Zentners war der Entwurf zur Umgestaltung der Akademie der Wissenschaften vom 31. März 1800,[3]) ein typisches Beispiel aufgeklärt-absolutistischen Denkens, auf das wir in anderem Zusammenhang zurückkommen werden.

Von Zentner stammte ferner die Instruktion von 1802 über die Aufhebung der Klöster, welche in der Residenzstadt mit großer Humanität für die Ordensmitglieder durchgeführt wurde. Daß die Säkularisation infolge mangelnder Tauglichkeit der Ausführungsorgane anderswo manchmal rücksichtsloser ausfiel und im ganzen nicht den vollen erwarteten Gewinn brachte, ist bekannt. Nach Ringseis soll der Exminister Montgelas die Schuld an der Maßregel der Klosteraufhebung dem Kronprinzen gegenüber völlig auf Zentners Schultern abgewälzt haben.[4]) Ist dem so, dann gebührt dem ehemaligen Heidelberger Professor auch der volle Anteil an dem Guten, das die Säkularisation brachte.

---

[1]) M. Kr. A. MA. 1393/1218.
[2]) a. a. O. Anhang Nr. 16.
[3]) Registratur d. Kult.-Min.; teilweise abgedruckt im Doeberls Entw. II. S. 424.
[4]) Ringseis a. a. O. I; ähnlich Görres, siehe Kosch a. a. O. S. 195 Anm.

Aus Zentners Feder floß weiterhin die Fideikommißpragmatik vom Jahre 1804.[1]) „Diese Fideikommißpragmatik hat," wie Doeberl sagt, „die patrimoniale Auffassung vom Staate mit beseitigen helfen. Der König wird nunmehr geradezu verstaatlicht." Aber nicht nur der Herrscher sollte dem „Leviathan", dem allgewaltigen aufgeklärten Staatsabsolutismus, geopfert werden, sondern auch die Kirche. Auch sie sollte keine Sonderstellung mehr einnehmen. Dahin zielte Zentners Bildungspolitik. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht ein von ihm ungefähr um dieselbe Zeit verfaßtes Reskript (28. September 1804), worin er sich gegen die bisher übliche Auffassung wendet, daß die Schule in ihrem vollen Umfang ein annerum religionis sei; die öffentliche Erziehung und Bildung müsse vielmehr als eine „Polizeianstalt" behandelt werden. Also auch hier ein ausgeprägtes Streben, alles unter die Gewalt des Staates zu bekommen.

Unter Zuziehung des Philosophen Jacobi entwarf Zentner dann die Konstitutionsurkunde der neubegründeten Akademie der Wissenschaften; auf seine Anregung erfolgten viele Berufungen von Ausländern, von Protestanten an dieses Institut und die unter seinem Kuratorium stehende Universität Landshut,[2]) die er ihres geistlichen Charakters zu entkleiden strebte, allerdings nicht durchweg mit glücklichem Erfolg. Der Romantiker Savigny sagte sogar, das Beste, ja das einzig Gute, was sich von Anstalten und Einrichtungen damals in Landshut befunden habe, sei in den „Resten der alten geistlichen Verfassung" gelegen.[3]) Aehnlich Merkle, der die Landshuter Jahre als die „eigentlichen Not- und Kriegsjahre der Hochschule[4]) bezeichnet. Fest steht jedenfalls, daß infolge der mangelnden Lehr- und Lernfreiheit, die wiederum ein Aufluß der wohlmeinenden und doch so absolutistischen Bevormundung war,[5]) das wissenschaftliche Leben trotz z. T. hervorragender Dozenten nicht recht gedeihen wollte. Es herrschte eine Bevormundung, die sich bis auf das Tragen von Schnurrbärten[6]) und das Führen von Hausschlüsseln[7]) erstreckte. Als die Gebrüder Ringseis einmal in den Straßen der kleinen Stadt nächtlicher Weile das „Sanctissima" ertönen ließen, soll sie Zentner wegen Singens abergläubischer Lieder vor sich zitiert haben.[8]) Doch

---

[1]) Mitarbeiter waren Hellersberg, Johann Adam von Aretin und natürlich Montgelas. Ludwig Doeberl a. a. O. S. 24.

[2]) M. Kr. A. MA. 1393/1218.

[3]) A. D. B. Artikel über Savigny Bd. XXX, abgedruckt auch bei Loewe (Thiersch) S. 277.

[4]) Merkle a. a. O. S. 121.

[5]) Wenn Loewe S. 114 seiner Thierschbiographie ohne Hinzufügung einer Kritik die Thiersch'schen Worte abdruckt: „Die Freiheit der akademischen Lehre (wurde) geschirmt," so ist das sehr irreführend. Es sei nur an die Fälle „Zimmer" und „Mannert" erinnert.

[6]) Stetten'sche Polizeiberichte. M. Kr. A.; Regbl.

[7]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 70.

[8]) Ringseis a. a. O. I S. 72.

das nur nebenbei. — Als im Jahre 1808 durch die Konstitution das geistliche Departement eine Unterabteilung des neuerrichteten Ministeriums des Innern wurde, da wurde Zentner mit einem Gehalt von 5000 fl. zum Vorstand der Sektion für Unterricht und Kultus ernannt, wo er besonders den philologischen und philosophischen Studien sein Augenmerk zuwandte.

Denselben Standpunkt der unbedingten Staatssouveränität, den Zentner in der Innenpolitik einnahm, vertrat er auch nach außen gleich seinem Herrn, dem Minister Montgelas. Als der Wiener Kongreß über eine deutsche Verfassung sich beriet, da betonte der ehemalige Heidelberger Professor, daß Bayern, das Ansprüche habe, sich in die europäischen Staaten einzureihen, stets bestrebt sein müsse, den günstigen Augenblick abzuwarten, um aus der Reihe der halbsouveränen Staaten herauszutreten, getreu der Politik, die Montgelas bis jetzt getrieben, einer Politik, deren errungene Vorteile man nicht aufgeben dürfe. Es war dies um dieselbe Zeit und am selben Orte, wo ein Altbayer Johann Adam von Aretin darauf hinwies, daß man einem deutschen Bunde Opfer bringen müsse.[1])

Bei der im selben Jahre tagenden Kommission für eine bayrische Verfassung führte Zentner das Referat und erntete für die klare und gewandte Weise, in der er dies tat, den Beifall Ritter Langs in dessen Memoiren. Das will umso mehr bedeuten, als der mephistophelische Spötter beinahe alle übrigen Mitglieder dieser Kommission, besonders den Grafen Preysing, beinahe wie halbe „Trottel" hinstellt, und zweitens, weil der Verfasser der Memoiren „Aus der bösen alten Zeit" auf Zentner an und für sich nicht gut zu sprechen war. Als späterem Minister warf er ihm in diesen Herzensergießungen einer schönen Seele vor, daß er das Handwerk des Quieszierens und Pensionierens so gut wie einer getrieben und den unverhohlenen Grundsatz ausgesprochen habe, daß Angestellen und Vorrücken im Staatsdienst lediglich als Gnade des Ministerialdivans, nicht als Lohn des Verdienstes oder Palme der Würdigkeit zu betrachten seien.[2])

Das Gemeindeedikt, das der Rheinländer mehrere Jahre darauf verfaßte, bedeutete dann einen Wandel, der sich in ihm vollzogen hatte, eine Abkehr von dem bisherigen System starr rationaler Zentralisierung. Die einzelnen Glieder des Staates sollten wieder größere Selbständigkeit erhalten. Montgelas und Zentner hatten sich entzweit, angeblich, wie der Gestürzte später in seinen Erinnerungen[3]) behauptete, ob eines Defizits bei der Landshuter Universitätsverwaltung, das Zentner verschuldet hatte, und aus dem subjektiven Gefühl persönlicher Vernachlässigung. Aus Zentners und seines Kollegen Hartmanns

[1]) Doeberl Entw. II S. 455.

[2]) Lang Memoiren a. a. O. Diese Auslassungen über die Selbstherrlichkeit Zentners finden sich im Anschluß an ein Gespräch mit diesem aus dem Jahre 1803, damals, als Lang noch in preuß. Diensten stand.

[3]) Montgelas (Freyberg) a. a. O. S. 558 ff.

Munde stammten, so schrieb der einst Allmächtige voll Bitterkeit, die Vorwürfe über Zurücksetzung verdienter Beamter durch den Minister, die den Weg in der Schmähschriftenliteratur des Tages fanden. Wie fast allen seinen Gegnern warf der Exminister auch ihm persönliche Verschwendung vor. Gewiß, das Gefühl mangelnder Wertschätzung mag eine Rolle bei dem Berufenen gespielt haben, ebenso bedeutsam war aber wohl die Meinungsverschiedenheit in den politischen Ansichten, die sich mit der Zeit zwischen dem Meister und dem Gehilfen herausgebildet hatte. Am meisten spricht dafür, daß Zentner nach dem Sturze Montgelas' einer der Hauptmitarbeiter an der Verfassung war, der sich dieser Minister so sehr widersetzt hatte;[1]) kam ja unter ihm nicht einmal die Konstitution von 1808 wirklich zur Ausführung.

Kaum viel weniger glänzend wie die Laufbahn Zentners, kaum minder steil in die Höhe führend, wenngleich kürzer war diejenige Johann Heinrich Schenks. Dieser war geboren zu Düsseldorf am 17. April 1748 als Sohn eines Unteroffiziers, trat zunächst in die Fußstapfen seines Vaters, verließ aber dann die Militärdienste, da er als Nichtadliger nie Offizier werden konnte.[2]) Diese Demütigung scheint ungemein tief auf ihn gewirkt zu haben, hat vielleicht stark mit dazu geholfen, ihn den Freunden einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung in die Hände zu treiben. Aber wenige haben wohl in späteren Jahren ihren Jugendgroll so wenig bei ihrem Denken und Handeln mitsprechen lassen wie er. Aus Montgelas' Benehmen blitzte doch immer wieder der Haß des einst verfolgten Illuminaten durch, bei Schenk dagegen werden wir ein derartiges Gefühl in seiner Münchner Zeit kaum beobachten können. — Inzwischen trat in dem Leben des Gekränkten ein Ereignis von einschneidender Bedeutung ein. Er wurde nämlich Privatsekretär seines ehemaligen Schulgenossen, des Philosophen Jacobi, lernte dessen Kreis kennen, Klopstock, Goethe, Lessing, Herder, Haman, Hemsterhius, Lavater, Mathias Claudius, die Grafen Stolberg, Dohm und andere. Nebenbei suchte er sich das Wichtigste der Rechtskunde anzueignen und erhielt von der Universität Duisburg den Lizentiatentitel. 1779 begleitete er, wie wir bei Gelegenheit der „Mannheimer" erwähnten, seinen Freund nach München, wurde dort dem Minister Hompesch vorgestellt, der ihn für geschickt und begabt erkannte und ihm später in Düsseldorf, als Jacobi vor den Franzosen nach Holstein geflohen war, die Stelle eines Militärökonomierats verlieh. Dazwischen wurde er nach Paris gesandt und als Begleiter mit Hompesch auf den Kongreß nach Rastatt geschickt, wo damals ja noch ein anderer Berufener, nämlich Zentner, weilte. Hier war es, wo

[1]) Amira bestreitet dies, steht jedoch damit allein. Er schreibt a. a. O. S. 116: „Wir müssen doch fragen, ob Gustav v. Lerchenfelds lange nachwirkendes Urteil das Richtige traf, wenn er ihn als den Stein des Anstoßes bei einer freisinnigen Verfassungsreform hinstellte."

[2]) Roth a. a. O.

Schenk jene Worte schrieb, die für seine gemäßigte Art bei allen Dingen des Lebens so bezeichnend sind: „Schlichter gerader Sinn wird unter unseren jungen Leuten immer seltener. Fast alle wollen in die Welt durch eine ihnen eigene Tür hinein und haben die Anmaßung an den Gegenständen eine Gewalt und Willkür auszuüben, die mir als die größte Sünde wider die Natur erscheint."[1])

Im Jahre 1799 erhielt dann der Düsseldorfer jenen schon erwähnten Ruf nach München, der ihm im Hinblick auf die „in kurfürstlichen Diensten bewiesenen Kenntnisse, Treue und Redlichkeit"[2]) zuteil wurde. Doch nur schweren Herzens machte er sich nach der Stätte seines künftigen Wirkens auf. „Ich habe nie etwas gesucht, der Vorsehung muß und will ich mich hingeben; aber ich reise mit einem so beklommenen Herzen zu meiner neuen Bestimmung, als ob ein Grab zwischen mir und allem Vorherigen sich eröffnete."[3]) Doch sollten ihm in München noch vierzehn z. T. sehr angenehme Jahre beschieden sein. 1805 kam er wieder mit seinem Freunde Jacobi zusammen, den man auch in die Landeshauptstadt gezogen hatte; 1808 wurde er wirklicher geheimer Rat, 1809 Generaldirektor der Finanzen. Diese Generalfinanzdirektion war im Jahre vorher samt den Generalkommissariaten geschaffen worden, Zwittergeschöpfe zwischen Zentral- und Mittelbehörden, deren Stammbaum über die Generallandesdirektion zur Oberlandesregierung Karl Theodors zurückführte und von da zu den Kollegien des Territorialstaates.[4])

Das Urteil Schenks über Montgelas, über den Helden des Dramas, in dem er selbst als Charakterspieler mitwirken sollte, und über dieses Stück selbst, erfahren wir am besten aus seinen Briefen an den noch abwesenden Jacobi.[5]) Diese Schreiben, die uns ein verhältnismäßig anschauliches Bild von dem „neuen System" bieten, sind voll von jenen Ablehnungen jener Ultras, die unter dieser Aegide in dem Kurstaat ihr Wesen trieben. Es wird hier erzählt, daß diese Heißsporne die Bauern wegen Widerstandes gegen geringfügige neue Verordnungen, z. B. wegen Feierns an den abgewürdigten Feiertagen hart straften, daß sie Anstellungen und Verfügungen erwirkten, die den Absichten der Regierung stracks zuwiderliefen, ihr manches schlechte Werkzeug in die Hände spielten. Es findet sich hier ferner die Behauptung, daß gerade diese Ultras die Schuld an fast allem trügen, was der Regierung Uebles in die Schuhe geschoben werde. Freilich auch diese sei nicht unschuldig an dem wirren Getriebe, denn „sie vertraue der Wahrheit und der Zeit nicht genug; aus Furcht, es möchte wieder Nacht werden, wirke sie mit übermäßiger Anstrengung, dieweil es noch Tag sei." Selbst

[1]) Roth a. a. O. S. 19.
[2]) M. Kr. A. HR. 251/499.
[3]) Roth a. a. O. S. 15.
[4]) Nach Doeberls Entw.
[5]) Jacobi (Roth) a. a. O.

in den kleinsten Fragen, z. B. bei der Entscheidung, welche Uniform sein Freund in München bekommen solle, handle sie nach Prinzipien aus Furcht in den Fehler ihrer Vorgängerin zu verfallen, die ohne irgendwelche Grundsätze regiert habe. Doch müsse er gestehen, daß er im allgemeinen mit den Absichten und dem Werk der neuen Regierung übereinstimme, so billige er auch die Aufhebung der Klöster, denn diese Anstalten hätten aufgehört nutzbringend zu sein.

Mit dem engen Anschluß an Frankreich, den die neue Aera mit sich brachte, scheint Schenk nicht einverstanden gewesen zu sein. Der Bibliothekar Christoph v. Aretin wollte ihn — wenn wir uns in der Auslegung der betreffenden Aktenstelle[1]) nicht täuschen — deshalb einmal belasten. Sicher wissen wir jedenfalls, daß der Berufene seinem Sohn Eduard, als dieser in einer Landshuter Dissertation versteckter Weise Napoleon angreifen wollte, davon nicht abriet, sondern ihm im Gegenteil Deckung versprach.[2]) Loewe bezeichnete in seiner Thierschbiographie Schenks Haus sogar als den Sammelpunkt „jener Ideologen, die zwar Montgelas Bemühungen Bayern zu einem modernen Staatswesen umzugestalten lebhaft unterstützten, dagegen die auswärtige Politik des Ministers, seine Anlehnung an Napoleon, entschieden verwarfen";[3]) doch dürfte dies eher auf Jacobis Haus zutreffen, das im Ruf ausgesprochener Napoleonfeindlichkeit stand.

Der Generaldirektor der Finanzen war ein Protestant von fast puritanischer Sittenstrenge und Einfachheit. Als sein Sohn, der Dichter des „Belisar", katholisch geworden war, da schrieb Jacobs, einer der berufenen norddeutschen Gelehrten: „Sein Vater war kein Poet, aber welch ein Mann! was für ein fester Protestant! Mehr als einmal war ihm das Ministerium der Finanzen angeboten; er schlug es aus und erwarb dadurch nur höhere Achtung bei seinem Könige und dem Publikum."[4])

Verhältnismäßig wenig wissen wir von dem dritten Referendär, Niclas Freiherr v. Stengel.[5]) Auch er erhielt 3 000 fl., wurde bei dem Münchner Justizdepartement für die rheinpfälzischen Lande in Justiz- und Polizeisachen angestellt, sollte aber diese Stellung nicht lange bekleiden, sondern sie im Jahre 1803 mit der eines Landesdirektionsrats in Bamberg vertauschen. Mannlich, der Hofmaler, dessen Reisegefährte er im Jahre 1799 war, macht ihm in seinen Memoiren den Vorwurf, daß er sich in München mit den Altbayern zusammengetan habe, um ihn zu verderben,[6]) und läßt durchblicken, daß er sich in Bamberg

[1]) M. Kr. A. MA. 1043 Nr. 204/1.
[2]) Bitterauf. Archiv f. Kult.-Gesch. a. a. O. S. 55.
[3]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 120.
[4]) Jacobs. Bayrische Briefe a. a. O. S. 14.
[5]) Da Niclas von Stengel in Mannlichs Memoiren ohne Vornamen auftritt, so verwechselt ihn Stollreither mit dem ehemaligen Kabinettssekretär Stephan v. Stengel a. a. O. S. 501.
[6]) a. a. O. S. 513.

bei der Säkularisation der geistlichen Güter Unregelmäßigkeiten zuschulden hat kommen lassen. Doch wirkt hier etwas entlastend, daß Mannlich nahezu allen an der Klösteraufhebung beteiligten Kommissaren rohes Gebahren oder Unterschlagung vorwirft. Nähere Einzeilheiten über Stengels Anteil an dem Montgelas'schen Reformwerk konnten wir leider nicht ausfindig machen.

Reichlicheres Licht verbreiten die Quellen über Ferdinand v. Hartmann, den vierten Referendär. Von ihm hören wir aus den Erinnerungen zweier bedeutsamer Zeitgenossen. Es sind dies die Memoiren von Montgelas[1]) und Langs Denkwürdigkeiten, die sich in diesem Falle im Tatsächlichen und in der Beleuchtung vollkommen entsprechen. Wir lassen später einen Auszug aus Montgelas Memoiren folgen, nehmen aber hier einige wichtige Tatsachen daraus gleich vorweg. Im Jahre 1807 wurde Hartmann, der 1799 als Finanzreferendär berufen worden war, Direktor der Generaladministration der Stiftungen. Es war dies ein Verwaltugszweig, von dem Amira sagt,[2]) daß er in jenen Jahren „am gewaltsamsten zentralisiert worden sei. Die Vereinheitlichung geht in diesem Falle nicht so sehr auf Montgelas, als auf Hartmann zurück. Lang hat diesen deshalb in seiner ersten Hammelburger Reise als den „Erfinder der großen Stiftungsschmelzwerke, Staatsrath Viroduranus" verspottet.[3]) Alle Stiftungsgelder flossen nach der neuen Regelung in München zusammen, wo sie bis zu einem gewissen Grade von den hohen Verwaltungskosten verschlungen wurden.[4]) Es kam zu Beschwerden. Montgelas begann deshalb seit 1810 wieder zu dezentralisieren. Hartmanns Macht wurde dadurch geschwächt, so daß er sich aus Rache den Gegnern des Ministers zuwandte.

In seinen Memoiren schildert uns dieser nun folgendermaßen den Gegner der sich bildenden Widerstandspartei:[5]) „Streng und fast abstoßend in seinem Aeußeren, verband er mit ernsten Mienen und einem Anschein großer Rechtlichkeit wie rastloser Geschäftstüchtigkeit den Hang zu maßlosem Luxus, so daß er stets in den schlimmsten Geldverlegenheiten sich verband: sein Gehalt deckte weitaus nicht seine Ausgaben, weshalb er allerlei Nebengeschäfte betrieb und, wie man zu sagen pflegt, von der Hand in den Mund lebte. Seine Erhebung verdankte er unmittelbar dem Könige, der ihn durch eine Diskussion kennen gelernt hatte, in welcher er dem wohlbekannten Vertrauten des Ministers Oberndorff, Schmitz, mit so viel Glück entgegentrat, daß die Sache allgemein Aufsehen erregte. Er war damals Rat der unterpfälzischen Finanzkammer und wurde nach Erlangung

[1]) Wir besitzen zwei Besprechungen der hier einschlägigen Memoiren über die Innenpolitik, eine von Doeberl und eine von Amira. Die Amira'sche nun leidet unseres Erachtens daran, daß sie den Minister zu sehr entschuldigt. Amira ist für Montgelas ebenso eingenommen, wie Raumer ihm innerlich abgeneigt ist.

[2]) Amira a. a. O. S. 113.

[3]) Raumer a. a. O. S. 156.

[4]) Lang a. a. O. S. 90 ff.

[5]) Montgelas (Freyberg) a. a. O. S. 559 ff.

der Churwürde zum Referendar im Finanzdepartement ernannt, wo ihm der Minister die Leitung des Rechnungswesens übertrug, für welche die Oberflächlichkeit Krenners unter den damaligen mißlichen Verhältnissen nicht recht genügte. Man verdankte ihm in diesem Fache die Einführung eines geordneten, wenn auch umständlichen Verfahrens, dann des ersten regelmäßigen Etats in Bayern. Auf sein eigenes Ansuchen trat er 1807 aus dem Finanzdienst, um die Leitung der Sektion für Stiftungsangelegenheiten zu übernehmen.[1]) Auch hier entsprach er anfänglich vollkommen und beantragte mehrere wohlüberlegte Maßregeln; bald jedoch erkaltete sein erster Eifer, er ergab sich dem Wohlleben, wohnte regelmäßig auf dem Lande, kam nur mehr einmal wöchentlich zu den Sitzungen in die Stadt, während sonst alle Geschäfte in den Händen seines Unterpersonals blieben. Dieses Benehmen mußte das Mißfallen des Ministers erregen, der ihm solches auch bei verschiedenen Anlässen kund gab, gleichwohl aber kein besonderes Aufsehen machen, noch auch beim Könige Beschwerde führen wollte, was Hartmanns Entlassung herbeigeführt hätte. Diese viele an sich ungeeignete und unüberlegte Schonung verhinderte gleichwohl nicht seinen Uebergang ins feindliche Lager; denn abgesehen von dem Wunsch für dasjenige Rache zu nehmen, was ihm als Mißachtung geleisteter Dienste, ja selbst als Undankbarkeit zu bezeichnen beliebte, hoffte er bei einer eintretenden Veränderung Ansehen und Beförderung zu gewinnen, besonders aber Geld, dessen er dringend bedurfte." Also der Gestürzte.

Der fünfte in der Reihe der im Jahre 1799 berufenen Referendäre war Jacob Rivet,[2]) der am 13. August aus Zweibrücken, wo er wirklicher Rat und geheimer Sekretär gewesen war, nach München in das Ministerialdepartement der auswärtigen Angelegenheiten gezogen wurde. Seine Bedeutung scheint geringer gewesen zu sein als die der übrigen. Diese Annahme wird durch die Tatsache gestützt, daß er einen kleineren Gehalt, nämlich nur 1200 fl. erhielt.

Immer neue Männer wurden nun von auswärts in die rauchende Schmiede geholt, wo aus alten Trümmern unter wuchtigen Schlägen ein neuer Staat zusammengeschweißt wurde. Am 19. Februar 1803 wurde der ehemalige preußische Bergrat Claudius v. Schwerin[3]) zum geheimen Referendär für das Berg- und Hüttenwesen ernannt, um diesen Verwaltungszweig umzugestalten.

Wie unbeliebt solche Reformer beim Volke waren, wie ein Teil der Bayern ihr Werk als ein Unglück betrachtete, das ersehen wir aus einem damals landläufigen Spruch, in dem „Stein" (?), „Hartmann", „Zentner" und der ebengenannte „Schwerin" seufzend zusammengefaßt sind. Der Spruch lautete:

---

[1]] Als Chef dieser Sektion erhielt er 3000 fl. Standes- und 2000 fl. Diensteutschädigung. M. Kr. A. MA. n. E. 1631/1405.

[2]] M. Kr. A. HR. 251/476.

[3]] Regbl. 1803 S. 127.

„Steinharte Männer lasten zentnerschwerin Bayern." Ihre Herrschaft wurde als ein Totenamt bezeichnet — „sine Gloria, sine Credo", als eine Messe, in der nur ein „longum Offertorium", aber keine „Benedicto" sich finde,[1])

Die Berufungen dauerten fort. Am 19. August des erwähnten Jahres wurde der rheinpfälzische Landeskommissariatsrat Detroge als Generallandesdirektionsrat bei der staatsrechtlichen Deputation angestellt.[2]) In die gleiche Behörde mit gleichem Rang wurde um dieselbe Zeit der Ulmer Forstmann Seutter[3]) berufen, der aber schon nach wenigen Monaten seiner neuen Wirkungsstätte wieder den Rücken kehrte.

Wohl die bestbezahlte Persönlichkeit unter den geheimen Referendären war der Pommer Wiebeking, der im Jahre 1805 unter ziemlichen Anstrengungen aus dem österreichischen Staatsdienst nach München gezogen wurde.

Wie sah es auf diesem Gebiete damals in Bayern aus? Zur Beantwortung dieser Frage bietet uns ein Promemoria aus dem Jahre 1789 gute Anhaltspunkte, eine Denkschrift, die sich in dem Akt über Wiebekings Berufung[4]) findet. Sie stammt von einem gewissen Diaggino, der damals Direktor der Armenanstalten in München war, von einem Manne, der vermutlich zu den „Mannheimern" zu rechnen ist. Dieser schrieb: „Nirgends als in Bayern sind nach den vor Augen liegenden Proben die Landstraßen oder sogenannten Chausseen schlechter; und ihr Unterhalt kostet dem ohngeachtet den Landesherrn einschließich der damit verknüpften kleinen Wasserbrücken alle Jahre wenigstens 270 000 fl., zu Zeiten aber auch 300 000 fl." Diaggino behauptete ferner, daß unzweckmäßig gearbeitet werde, daß zu sehr den Interessen einzelner privater Leute, vor allem von Bierbrauern bei dem Straßenbau gedient werde. Diese, meinte er, sollten daher selbst für den Unterhalt der Chausseen aufkommen. Außerdem stelle man, um dem Uebel abzuhelfen, „einen mit Fachkenntnissen begabten Mann, welcher zugleich zu Bayern in keinen Connexionen steht, zum Oberstraßendirektor an, so werde dieses Land gute Wege und die landesherrliche Kasse wenigstens 160 000 fl. gewinnen." Bei diesem Vorschlag hatte Diaggino sich selbst im Auge. Die Arbeit wollte er durch Soldaten erledigen lassen, während sonst gewöhnlich Bauern fronen mußten. Was aus dem Plane geworden ist, wissen wir nicht. Jedenfalls scheint sich das Straßenbauwesen in der Folge nicht gebessert zu haben. Unter Montgelas wurde alsdann die Reform dieses Verwaltungszweiges wie so vieler anderer wieder ernstlich ins Auge gefaßt. Der Minister hatte „die aus der Natur der Sache sich von selbst aufdringende Ueberzeugung, daß die Leitung des Wasser-, Brücken-, und Straßenbauwesens die unmittelbare Mitwirkung theoretisch und praktisch mit diesem Fach vertrauter Männer er-

[1]] Ringseis a. a. O. I S. 52
[2]] Regbl. 1803 S. 591.
[3]] Ebenda S. 567, außerdem A. D. B.
[4]] M. Kr. A. MF. 597/1724.

fordere."[1]) Man suchte nach solchen zunächst im eigenen Lande, ohne sie jedoch zu finden. Der Altbayer Adrian Riedel, der vielleicht in Betracht gekommen wäre, stand in dem Rufe, nicht genügend Kenntnisse in der Hydrotechnik zu besitzen,[2]) und in den neuen Provinzen lagen die Verhältnisse auf diesem Gebiet nicht besser. Deshalb wurden von dort einige bildungsfähige Männer ins Ausland geschickt, um sich hier in jener Wissenschaft auszubilden.[3])

Da fiel der Blick auf den rühmlich bekannten Ingenieur Wiebeking und es gelang denn auch, diesen Mann nach München zu ziehen. Hier sollte er Generaldirektor des Wasser-, Brücken-, und Straßenbaudepartements werden. In dieser neuerrichteten Behörde waren die drei früheren Einzeldepartements zusammengeschweißt.[4]) An Gehalt waren für den Berufenen 6 000 fl. neben einem Quartiergeld vorgesehen. „Die kollegiarische Behandlung der Angelegenheiten seines Verwaltungszweigs wurde ausdrücklich abgelehnt, weil die bewährte Erfahrung und rasche Entschließung des neuen Direktors den Vorzug verdiene."[5]) Wiebeking erhielt ziemlich unumschränkte Vollmachten, nur in staatsrechtlichen Angelegenheiten z. B. betreff Konkurrenzpflicht der Untertanen hatte er Fühlung mit den betreffenden Ressorts zu nehmen.

Die Erfolge blieben nicht aus. Voll Stolz schrieb der Berufene im Jahre 1808 aus Bregenz von einer Reise an den Minister, daß er in der Schweiz die Straßen in einem sehr schlechten Zustand gefunden habe, daß aber Bayern, wo bereits 1500 Stunden Wegs vollkommen hergestellt seien, noch vor Jahresfrist die besten Chausseen von Europa haben werde, vermöge des regen Interesses, das Exzellenz seinem Departement entgegenbrächten.[6])

Der Schwerpunkt im Wirken Wiebekings lag jedoch wohl auf dem Gebiete des Wasserbaus, wenn auch die Gegenwart die Ergebnisse dieser Leistungen nicht immer als solche anerkennen kann, die sich dauernden Bestand in der Wissenschaft erwarben. Hier wäre etwa sein fünfbändiges Werk über „Theoretisch-praktische Wasserbaukunde. München 1798—1805. 2. Aufl. (1811—17) zu nennen. Ferner verdient seine Anregung hydrotechnischer Versuchsanstalten Beachtung. Von Wiebeking wurde die erste größere Isarkorrektion in Münchens Nähe durchgeführt; er war einer der Hauptbeteiligten bei der Neuanlage des Lindauer Hafens im Jahre 1812.[7])

Die von Wiebeking erbauten Brücken haben allerdings nicht immer den Anforderungen standgehalten, welche die reißenden

---

[1]) Feuchtwanger a. a. O. S. 123.
[2]) M. Kr. A. MF. 597/1724.
[3]) Ebenda.
[4]) Feuchtwanger a. a. O. S. 123.
[5]) Ebenda.
[6]) M. Kr. A. MA. n. E, 1639/1531 Ministerialkorrespondenz Montgelas.
[7]) A. D. B. Bd. 55 S. 659.

Gebirgsflüsse an sie stellten. Bekannt ist der gräßliche Einsturz der Isarbrücke bei München im Herbst 1813. Von Werken des Pommern über Brückenbau wären hier vielleicht die „Beiträge zur Brückenbaukunde (Tübingen 1809. 2. Aufl. 1812). Ueber Erfindung wohlfeiler und dauerhafter Brücken zu nennen.[1])

Wenn nun Therese Huber, die Tochter des Philologen Heyne, meinte,[2]) daß jener Mann in Bayer keine Anfeindungen erlitten habe im Gegensatz zu den berufenen Akademikern, so ist das z. T. richtig, weil die politische Beimischung bei den Angriffen gegen ihn nicht so in die Augen fiel wie bei denen auf die Gelehrten. Aber an Widerständen fehlte es auch bei ihm nicht, klagte er doch so manchmal darob in Briefen an Montgelas. Auch er war ein Gegenstand von Pasquillen, seine Heftigkeit, seine ausgesprochene Neigung, Verwandte bei Anstellungen zu begünstigen, haben in den Akten ihren Niederschlag gefunden.[3]) — Einmal verlangte er die Vollendung eines Baues bei eisiger Kälte. Als dem Könige darauf hin die erfrorenen Finger eines dabei beschäftigten Bauern eingeschickt wurden, mußte auf dessen Befehl die Arbeit eingestellt werden.[4]) Der Polizeidirektor von Stetten schrieb am 2. Oktober 1813 geradezu:[5]) „Ich bemerke hier wohl nichts Neues, wenn ich sage, daß der geheime Rat Herr von Wiebeking bei dem hiesigen Publikum nicht sehr beliebt ist, und daß derselbe viele Feinde hat, ja daß selbst die Werke seiner Kunst von Bayern, die doch von denselben keine Begriffe und Kenntnisse haben, und die denn doch wohl von unparteiischen Sachverständigen hochgeachtet werden, angefochten werden. Woher diese Abneigung ihr Entstehen hat, will ich nicht untersuchen, habe mich auch nicht in die Sache zu mengen." Wie so oft, wird auch hier der Neid einen Hauptgrund der Angriffe gebildet haben. Es war der Neid auf einen Mann, der, was Geist und persönliche Macht betraf, zu den hervorragendsten damaligen bayrischen Beamten zählte.

Vom Rheine her und seinen Landen, woher die meisten derer kamen, die als Nichtbayern damals an Münchner Zentralstellen berufen wurden, stammte auch Johann Wilhelm von Hompesch, der neue Finanzminister von 1806. Er war der Sohn des bereits unter Karl Theodor an die Isar übergesiedelten Leiters der Finanzen in Kurbayern, Neuburg, Sulzbach, Jülich und Berg und ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt.[6]) Da er jedoch keinerlei Neigung für die Stola hatte, so finden wir ihn bald in weltlichen Aemtern des Herzogtums Berg. Von hier

---

[1]) Ebenda.

[2]) Bayrische Briefe a. a. O.

[3]) Siehe z. B. M. Kr. A. MA. n. E. 1655/1893 das Schreiben Wiebekings, außerdem die eines gewissen Pigenot und eines gewissen Bürger. Durch W. wurde z. B. sein Schwager Rousseau, der ehedem Privatdozent in Jena gewesen war, als Baudirektor nach München berufen. Vgl. S. 47 dieser Arbeit.

[4]) Feuchtwanger a. a. O.

[5]) M. Kr. A. MA. 14 Nr. 1876.

[6]) A. D. B. 13. Bd. S. 64 ff.

aus, wo er zuletzt die Würde eines Generalkommissärs bekleidete, wurde er nach Franken gesandt. Hompesch sollte nämlich die durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 zu Bayern fallenden fränkischen Gebiete übernehmen, in Würzburg und Bamberg die bayrische Landesverwaltung in ihren einzelnen Sparten sofort einrichten und bei dieser Gelegenheit sich mit den dortigen Verhältnissen bekannt machen. Als am 29. Oktober 1806 die neue Ministerialorganisation des Königreichs Bayern in Kraft trat, welche vier selbständige Ministerien schuf, da wurde das der Finanzen in Hompesch's Hände gelegt. An Gehalt bezog der Berufene seit 1807 zwanzigtausend Gulden,[1]) eine gewiß stattliche Summe, besonders, wenn man bedenkt, daß damals kleine Beamte mit ein paar hundert Florentinern ihren Lebensunterhalt bestreiten mußten. Die Zeit, in der Hompesch nach München kam, war eine Zeit beständiger Rüstungen, unvorhergesehener Ereignisse, fortwährender Umgestaltungen, die durch Gebietserweiterungen hervorgerufen wurden. Die schon seit langem drohenden Schwierigkeiten der Staatsfinanzen steigerten sich gerade damals durch Uebernahme von Schulden neuer Landesteile. Zunächst wurde wie überall unbedingte Zentralisation als das Vordringlichste erachtet. Der Gehilfe übertraf darin sogar den Meister. Wir lesen darüber bei Amira:[2]) „Man weiß jetzt aus den Berichten Friedrich Stadions, daß die zentralistische Organisation der Ministerien und der Kreisbehörden in den Jahren 1807 und 1808 weit mehr auf das Betreiben des Finanzministers Hompesch als auf die Pläne von Montgelas zurückgeht." Reform reihte sich an Reform. Durch Generaledikt vom 8. Juli 1807 wurde jedes Grundvermögen ohne Unterschied und zwar nach gleichem Steuerfuß zur Steuerpflicht herangezogen; mit der alten Steuerfreiheit der Adligen wurde hier also gebrochen. Die Errichtung eines Staatsschuldenenttilgungsfonds unter einer eigenen Staatsschuldentilgungskommission befestigten den Staatskredit; zugleich erlosch die Entrichtung der Leibzinsen, der Judenzölle, des Abzugs und ähnlicher lästiger Gebühren; auch die Vermögenskonfiskation wurde abgeschafft.[3]) Am 27. August 1807 wurde ein oberstes Forstamt, am 2. November des Jahres eine Mautdirektion eingeführt. Auch an den Beratungen der am 1. Mai 1808 verkündeten Konstitution und der damit zusammenhängenden neuen territorialen Einteilung nahm der rastlos tätige Staatsmann lebhaften Anteil. Als im Jahre 1809 der Hof und die Spitzen der Regierung die Hauptstadt vor dem heranrückenden Feinde verließen, da wurde Hompesch die Leitung der Geschäfte übertragen, welcher diese Aufgabe in einer alle Teile zufriedenstellenden Weise löste. Doch schon in demselben Jahre, am 9. Dezember, ereilte ihn der Tod.

---

[1]] M. Kr. A. MF. 522/1349.

[2]] Amira a. a. O. S. 112.

[3]] A. D. B. 13. Bd. Hompesch S. 64 ff.

In die gleiche Sparte wie Hompesch, wenn auch mit geringerem Rang kam der Kurpfälzer Karl Freiherr von Zyllenhardt.[1]) Dieser war im Jahre 1744 in der Nähe von Neckarsteinach als Kind protestantischer Eltern geboren worden und hatte seine berufliche Laufbahn als Offizier begonnen. 1795 finden wir ihn als Landoberjägermeister in dem Herzogtum Zweibrücken, wo er in nähere Beziehungen zu dem späteren bayrischen Thronerben trat. 1803 wird er auf dessen Veranlassung nach Würzburg gezogen und von hier aus erhält er schließlich im Jahre 1806 einen Ruf als Ressortchef der im königlichen Finanzministerium zu errichtenden Zentralstelle für Forstwesen. Es war dies eine Behörde, deren Ahnen wir in der Generallandesdirektion zu suchen haben, eine Stelle, aus der nun unter seiner Leitung folgende neue Gedanken und Verordnungen in das Land hinausgingen. Aufhebung der Prellerpatente, Fixierung der Forstrechte, Erleichterung ihrer Ablösung.[2])

Drei Männer waren es, die für das „Fach der Gesetzgebung" berufen wurden: Anselm von Feuerbach, Franz Arnold van der Becke und Nicolaus Thaddäus Gönner. Zwei von ihnen traten als Universitätsdozenten in bayrische Dienste, Feuerbach und Gönner, der dritte aber kam vom Reichskammergericht.[3])

Anselm von Feuerbach, der Sohn eines ziemlich exzentrischen Vaters, erblickte das Licht der Welt zu Hainichen bei Jena, wird aber gewöhnlich nach dem Ort, wo er seine Knabenzeit verbrachte, der alten Kaiserstadt am Main, als Frankfurter bezeichnet. Vor seiner Berufung an die bayrische Universität Landshut, von der wir an anderer Stelle sprechen werden, war er Rechtslehrer zu Jena und Kiel. Im Jahre 1805 erhielt er von dem Ministerium Montgelas den Auftrag, ein vollständiges Kriminal- und Polizeistrafgesetzbuch abzufassen und wurde schließlich zu diesem Zwecke am 16. Dezember dieses Jahres nach München in das Justizministerium als geheimer Referendär mit 3200 fl. Gehalt berufen.[4]) Es galt den im Jahre 1751 entworfenen Codex iuris Bavarici Criminalis von Kreittmeyer, der bis zu diesem Augenblick in den Kurstaaten maßgebend war, umzuarbeiten.

Ueber dieses Werk schreibt nun Feuerbach [5]) „Die eigentlichen Strafgesetze dieses Codex sind fast durchweg in Drakons Geist gedacht und geschrieben mit Blut. Das lebendige Verbrennen ist wieder eingeführt, der Verbrecher wird zuweilen gerädert und ohne Gnadenstöße lebendig aufs Rad gelegt; äußerlich wird unter anderem die Todesstrafe geschärft nicht bloß durch Zangenreißen oder durch Kneipen mit glühenden Zangen, sondern auch durch Ausschneiden der Zunge und dadurch, daß ihm aus dem lebendigen Leibe Riemen geschnitten werden. Wer 200 fl.

---

[1]] Keiper: „Karl Freiherr von Zyklenhardt und seine Heimat" in den Mannheimer Geschichtsblättern 1907/Nr. 2.
[2]] Doeberl Entw. II S. 397.
[3]] Regbl. 1807.
[4]] Münchner Universitätsarchiv E. II 65; siehe ferner Fleischmann a. a. O.
[5]] Feuerbach I a. a. O. S. 130.

stiehlt, hat den Strang verwirkt. Kommt eine ledige Weibsperson nieder und wird ihr Kind tot gefunden, so soll sie mit der Entschuldigung, als sei das Kind tot von ihr abgegangen, nicht angehört, sie soll wie eine erwiesene Kindsmörderin mit dem Schwert hingerichtet werden. Auf die Blutschande in der geraden Linie folgt die Feuerstrafe, auf Bigamie Schwert, auf den Abfall vom christlich-katholischen Glauben Schwert und Güterkonfiskation, auf eine durch Tätlichkeit verübte Gotteslästerei Feuer oder in milderen Fällen das Schwert. Alle ausländischen Bettler und alle herumschweifenden Personen, wenn sie nur zum ersten Male betreten worden sind und sonst nichts verübt haben, werden über die Grenze geschafft, wenn ihnen vorher der Buchstabe B zum Andenken aufgebrannt worden ist und wenn sie sich wieder betreten lassen, ist Schwert oder Strang ihr Lohn. Daß in einem solchen Gesetzbuch die Hexerei nicht fehle, und ihre bereiten Scheiterhaufen finde, gehört nur zur Ordnung des Ganzen."

Das war der Geist des Strafgesetzbuches, das der Reformer vorfand. Wie sah nun das aus, was er anstelle des Ueberlieferten setzte? Zunächst wurde auf sein Bestreben die bisher übliche Tortur im Jahre 1808 abgeschafft. Der König fürchtete allerdings, daß durch diese Neuerung dem Verbrechen Vorschub geleistet werde. Das Edikt durfte deshalb zunächst nicht veröffentlicht, sondern nur unter der Hand den Gerichten zur Beachtung mitgeteilt werden. Im Jahre 1813 wurde der zweite Schritt getan; Feuerbachs umgearbeiteter Entwurf zu einem neuen Kriminalgesetzbuch wurde anstelle des alten Strafrechts im bayrischen Königreiche eingeführt. Es war dies ein Entwurf, der wohl von modernem Geiste zeugte, aber noch immer von ziemlich harter Strenge erfüllt war.[1]) Landsberg sieht das Hauptverdienst des Werkes in der Klarheit seiner Deliktsbestimmungen. Hölder spricht zwar von einer beinahe übertriebenen Modifikation der Verbrechen,[2]) rühmt aber auch die von Späteren nur selten wieder erreichte Schärfe der Fassung,[3]) die dieser Codex, der in auswärtigen Staaten bald Nachahmung fand, aufzuweisen hatte. Feuerbachs etwas boshafter Kollege Gönner schrieb jedoch im Jahre 1808 mit einem scharfen Seitenhieb gegen den Frankfurter in seiner Schrift „Rettung des Zivilrechts gegen die Vorliebe für die Strafgesetzgebung, man müsse schon ein sehr unfruchtbares Genie sein, wenn man nicht innerhalb Jahresfrist einen Kriminalkodex vollende. Man brauche ja nur täglich eine Oktavseite zu beschreiben und behalte doch noch vierzig Tage zur Revision."[4]) Also die Kritik. — Um die gleiche Zeit etwa trug sich Feuerbach mit dem Gedanken, den Code civile für bayrische Verhältnisse umzuarbeiten, doch ließen Meinungsverschiedenheiten den Plan nicht zur Tat werden.

---

[1]) Doeberl Entw. II S. 391.
[2]) Hölder a. a. O. S. 13.
[3]) Ebenda S. 14.
[4]) Heidelberger Jahrbücher 1808/15. Heft.

Und nun noch eine kleine Charakteristik[1]) des berühmten Kriminalisten, der uns später bei der Auseinandersetzung zwischen Einheimischen und Berufenen wieder begegnen wird. Sein Hauptkennzeichen war glühender Ehrgeiz. „Ich höre nicht gern das Lob berühmter Männer," trug er einst in sein Tagebuch ein, „ich meine, ich müßte vor Scham vergehen, wenn ich bedenke, daß ich schon achtzehn Jahre alt und noch der Welt unbekannt bin, da doch andere schon in den frühesten Jünglingsjahren die öffentliche Laufbahn betreten haben."[2]) Gleichzeitig war Feuerbach von höchster Leidenschaftlichkeit und Reizbarkeit erfüllt und konnte durch das geringste Zeichen von Widerspruch, von Nichtachtung ohne nähere Prüfung der eigenen Ansichten, derart erregt werden, daß er nach eigenem Geständnis sich kaum enthalten konnte auf seinen Gegner mit tödlicher Waffe loszugehen. Daß ein Funke genügte, um dieses Pulverfaß explodieren zu lassen, ergibt sich von selbst. In seinen Beurteilungen liebte der Berufene Uebertreibungen, gefiel sich darin, die Dinge schärfer erscheinen zu lassen, als sie dem Durchschnittsmenschen sich spiegeln, und setzte an die Stelle des Grau nicht selten das Schwarz. Sein Lob gilt mehr dem Gewesenen, weniger der Gegenwart; andererseits besitzt er doch eine gewisse Vorliebe für das Neue, hat überhaupt etwas Schillerndes in seinem Wesen, wechselt in seinen Ansichten wie die Bilder eines Kaleidoskops und das Einzige, was schließlich wirklich unveränderlich an ihm ist, was ihn durch sein ganzes Leben begleitet, das ist sein Feuerkopf.[3])

Eine davon ziemlich verschiedene Persönlichkeit war der andere Franke, der damals den Bayern Gesetze gab, Nicolaus Thaddäus von Gönner. Im Gegensatz zu Feuerbach war er Katholik, war geboren 1764 zu Bamberg in dem kulturell hochstehenden Schönborn'schen Landen. Er stammte, wie so viele Berufene aus bürgerlicher Familie. Im Jahre 1789 wurde er ordentlicher Professor der Rechte in seiner Vaterstadt, 1791 Hof- und Regierungsrat. Sein großer Scharfsinn trat besonders zu Tage bei der strengen Prüfung der einzelnen Bestimmungen des Kriminalgesetzbuches, das in diesem Jahre in dem Fürstentum Bamberg eingeführt wurde. Ebenso zeichnete er sich als Mitglied der dortigen Kulturkommission durch seine Ratschläge und Anordnungen aus.[4])

So kann es nicht sehr wunder nehmen, daß die Augen des Auslands auf ihn fielen und er im Jahre 1799 einen Ruf nach Ingolstadt als Professor des Staatsrechts erhielt, 1800 wurde

---

[1]) Vornehmlich nach seinem Tagebuch und nach seinen Briefen.
[2]) Feuerbach a. a. O. S. 13.
[3]) Das wird von Fleischmann viel zu wenig berücksichtigt. Dieser faßt unter gewissen Schlagwörtern, wie Ethik, Staatsphilosophie usw. Feuerbachs Ansichten aus den verschiedensten Lebensabschnitten zusammen, ohne auf das kaleidoskopartig Wechselnde deutlich hinzuweisen.
[4]) Ersch u. Gruber. Allg. Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste. Leipzig 1861.

diese Universität z. T. auf sein Wirken hin nach Landshut verlegt, wo Gönner nach mancherlei Streitigkeiten im folgenden Jahre die Rektoratswürde erlangte.[1]) Seine Tätigkeit als Hochschullehrer mag an anderer Stelle beleuchtet werden, hier interessiert uns nur seine damit Hand in Hand gehende Mitarbeit in den Zentralstellen, sein Anteil an dem System Montgelas, seine gesetzgeberische Tätigkeit, derentwegen er später in die Hauptstadt selbst berufen wurde.

Gönners Rechtsauffassung war von maßgebendem Einfluß auf die Politik Montgelas in der Frage der Loslösung Bayerns aus dem Reichsverband, in der josephinistisch angehauchten Kirchenpolitik, sowie bei der Mediatisierung der Reichsritterschaft.[2]) Sie lieferte die theoretischen Begründungen. Gönner war ferner der geistige Vater der Dienstespragmatik von 1805, die in mustergültiger Weise das bisher herrschende Pfleger- und Sportelwesen abschaffte, strengeren Studiengang für die Staatsdiener vorschrieb und die wirtschaftlichen Verhältnisse der Beamten auf eine sichere Grudlage stellte.[3]) Einige Jahre darauf legte er diese seine Gedanken in einem Buche nieder, das den Titel trägt: „Der Staatsdienst aus dem Gesichtspunkt des Rechts und der Nationalökonomie betrachtet." In diesem Buche verheimlichte Gönner seinen Anteil an der Dienstespragmatik von 1805 — anscheinend, um den unparteiischen Beurteiler spielen zu können. In einer Besprechung des Gönner'schen Buches im 15. Heft der Heidelberger Jahrbücher von 1808 finden sich über die Beziehungen zwischen dem Regulativ und dessen nachträglicher wissenschaftlicher Begründung durch den Landshuter Staatsrechtslehrer folgende Sätze: „Uebrigens bemerkt der Herr Verfasser, daß er seine jetzt erst wissenschaftlich entwickelte und durchgeführte Ansicht vom Staatsdienst schon seit mehreren Jahren gefaßt habe, daß dieselbe mit dem meister- und musterhaftem bayrischen Regulativ gänzlich übereinstimme: solche Uebereinstimmung aber, indem er durchaus seiner Ueberzeugung und dem Faden seiner wissenschaftlichen Untersuchung gefolgt wäre, nur ein höchst glücklicher Zufall sei, doch der Wert seiner Untersuchung durch die gedachte Uebereinstimmung sehr erhöht werde, indem für die Richtigkeit einer theoretischen Untersuchung keine bessere Kontrolle als die Erfahrung wäre." Aehnlich die Darstellung bei Landsberg.4)

---

[1]) Prantl a. a. O.
[2]) Ludwig Doeberl a. a. O.
[3]) Doeberl Entw. II.
[4]) Landsberg schreibt über das Buch vom Staatsdienst a. a. O. 3. Abt. II. Hlbbd. S. 153: „Es ist Montgelas gewidmet als Dank für den Erlaß jener Pragmatik, der die Grundsätze dieses Werks entnommen seien, der Gönner „Klarheit und Vollendung der hier wissenschaftlich vertretenen Ansicht verdankt." Diese Lobsprüche mußten freilich G. um so leichter fallen, da die bayrische Pragmatik fast ganz auf den gleichen Prinzipien über den Staatsdienst beruht, wie sie Gönner selbst schon in dem „Deutschen Staatsrecht" (5424) vorgetragen hatte.

Gönners scharfem Blick konnte die Tatsache nicht entgehen, daß die durch den Rheinbund veränderte deutsche Staatsauffassung, sowie der französische Einfluß auf Deutschland dringend eine neue Gesetzgebung in dem Kurstaat erheischten. Für diese Reform setzte er alle Hebel in Bewegung. Um an dem Werke selbst teilzunehmen wurde er 1811 nach München berufen. Seine dortige Gesetzgebungstätigkeit schilderte dieser gewandte, aber nicht eben an Bescheidenheit leidende[1]) Jurist später einmal[2]) folgendermaßen: „Nachdem der erste Versuch, den Code Napoleon für Bayern zu bearbeiten, ungeachtet der hierzu berufenen zahlreichen Kommission und eines Kostenaufwands von etwa 40 000 fl. (die Druckkosten des herausgekommenen Fragments allein betrugen circa 24 000 Gulden!) mißlungen war, wurde der damalige Hofrat und Professor Gönner im Februar 1811 zur Gesetzgebung nach München berufen, zu der Redaktion eine Kommission ernannt und beauftragt den Codex Bavaricus civilis zum Grund ihrer Arbeit zu legen. Diese Kommission hatte bis zum 30. September 1811 ihre Arbeit vollendet und in dem kurzen Zeitraum von sechs Monaten den revidierten Entwurf des Codicis Bavariciti civilis in vier Teilen samt den dazu gehörigen Motiven vollständig übergeben." So die eigene Einschätzung seiner Tätigkeit.

Auch strafrechtlich war Gönner um diese Zeit tätig. Er setzte es durch, daß einige Aenderungen des Feuerbach'schen Entwurfs in s e i n e m Sinne vorgenommen wurden und daß e r mit der Abfassung der offiziösen Motive zu dem Feuerbach'schen Strafgesetzbuche beauftragt wurde.[3])

1815 wurde Gönner dritter geheimer Justizreferendar mit 5 000 fl.[4]) Gehalt, 1817 Staatsrat. Auch nach des Ministers Sturz arbeitete er in dessen Sinne, suchte dessen Werk fortzuführen, wo es noch keine Vollendung, keine Abrundung gefunden hatte. Da wo die Gesetzgebung noch nicht einheitlich war, wie es ihm als Grundbedingung für die Einheit der Nation erschien, da forderte er eine endgültige Uniformierung, in diesem Falle eine Vereinheitlichung der Zivilgesetzgebung.[5]) In England mit seinen vielen Rechten und Rechtchen, die oft nur an einer bestimmten Person, einem bestimmtem Haus, Grundstück oder einer gewissen Gemeinde haften, mit diesen bunten Ueberbleibseln alter Feudalzeit, hätte man wahrscheinlich anders darüber gedacht. Hier in Bayern aber stand man in jener Epoche vollständig im Banne jenes mathematischen, absolutistischen französischen Denkens, das alles Besondere zugunsten der Norm beseitigte.

---

[1]] Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht ein von Funk richtig wiedergegebenes Schreiben Gönners an den Rektor Medicus in einer Titelfrage. (Funk. Romantik S. 12.)

[2]] 1817 M. Kr. A. MA. 14 n. E. Nr. 2513.

[3]] Landsberg 3. Abt. 2 Hlbbd. S. 155.

[4]) M. Kr. A. MA. 1681/2513.

[5]] Ebenda.

Gönners Charakter wies mancherlei unangenehme, auch ungesunde Züge auf, wenngleich Feuerbachs verdammendes Urteil wohl zu scharf ist.

Der Dritte im Bunde, der aber im Gegensatz zu dem Frankfurter Kriminalisten von Gönner sehr günstig beurteilt wurde,[1]) war Franz Arnold van der Becke. Er wurde am 1. Juli 1807,[2]) zusammen mit drei anderen durch Staatsvertrag übernommen vom Reichskammergericht und sollte sich dem Fache der Zivilgesetzgebung widmen. Woher er eigentlich stammt, wissen wir nicht. Der Name deutet wohl nach dem Niederrhein; dem scheint aber zu widersprechen, daß Beckes einer Sohn, der zu München das Wilhelmsgymnasium besuchte, zu Bruchsal im heutigen Baden geboren ist.[3]) Später wurde der Berufene zweiter Direktor am obersten Apellationsgericht.[4]) Doch damit schließt auch unser Wissen über diesen Mann, der uns erst bei den Verfassungsberatungen von 1818 wieder in einer Zentralstelle begegnet ist.[5])

In solch ein Ministerium kam ferner Maximilian Jacobi, der Sohn des greisen Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, der anscheinend bei dessen Anstellung mit übernommen werden mußte.[6]) Wir finden ihn in den Jahren 1808—16, wonach er wieder nach Düsseldorf zurückkehrte,[7]) als Referenten in dem neugeschaffenen Medizinalbüro beim Ministerium des Innern.[8]) Dieses Medizinalbüro war an die Stelle des alten Collegium Medicum getreten. Jacobis Bedeutung beruht besonders darauf, daß er der alten moralisierenden und theologischen Tendenz, Geisteskrankheiten als die Folge von Sünden und Leidenschaften hinzustellen, mit aller Schärfe entgegentrat. Sie erschien ihm, dem Aufklärer, als lächerlich, als eine „Philosophie am falschen Orte."[9])

Aus Württemberg stammte derjenige, der dem wunden bayrischen Schulwesen die entscheidende Wendung zum Neuhumanismus geben sollte, Friedrich Immanuel Niethammer, ein Pfarrerssohn. Aus Württemberg war er zunächst nach Thüringen gekommen. Dort wirkte er als Lehrer der Theologie an der Universität Jena, jener Hochschule, die wohl die meisten der nach Bayern berufenen Akademiker stellte. Von hier aus wurde er dann im Jahre 1803 in gleicher Eigenschaft nach Würzburg gezogen, das damals gerade in die Hände des Kurstaates übergegangen war. Der bayrische Generalkommissär für Franken, v. Thürheim, bemühte sich um diese Zeit nach Kräften, die alte Universität des Julius Echter zu heben, sie mit neuem Geiste zu erfüllen, wurde doch damals auch ein Schelling, ein Paulus,

[1] Heidelberger Jahrbücher 1808, 15. Heft S. 268.
[2] Regbl. 1807 S. 1270.
[3] Reg d. Wilh. Gymn. Schülerverzeichnis von 1810.
[4] Regbl.
[5] Nach einem Protokoll, das im hist. Sem. vorgelesen wurde.
[6] Jacobi (Zoeppritz) S. 355.
[7] M. Kr. A. MA. 1639/1531 Bitte um Entlassung.
[8] M. Kr. A. RA. Fasc. 1171.
[9] Jaspers. Allg. Psychopathologie. Berlin, 1920 S. 14.

ein Hufeland, ein Wagner für die Alma Mater verpflichtet. Als Würzburg wenige Jahre darauf an das Haus Toskana fiel, kam Niethammer nach Bamberg und dann im Jahre 1807 als Zentralschulrat und Oberkirchenrat nach München.[1])

Das bayrische Schulwesen, sein neues Betätigungsfeld, war ein vulkanisch schwankender Boden. Seit dem Jahre 1773, dem Jahre der Aufhebung des Jesuitenordens, war es nicht mehr zur Ruhe gekommen. Ein Lehrplan jagte den andern, Neuerung folgte auf Neuerung. Drei Mächte stritten miteinander: die Jesuitenschule, der Philanthropinismus oder Realismus und der Neuhumanismus.

Ueber diesen Schulkampf, der sich bis 1830 hinzog, haben wir zwei bedeutsame Einzeldarstellungen. Die eine stammt von einem Enkel des Neuhumanisten Thiersch, von Hans Loewe; sie behandelt diese ganze Entwicklung mehr vom humanistischen Standpunkt aus. Die andere stammt von Eduard Ebner und sieht die Vorgänge mehr vom realistischen Lager aus an. Jene ist betitelt „Die Entwicklung des Schulkampfs in Bayern bis zum vollständigen Sieg des Neuhumanismus"; diese hingegen heißt: „Die Geschichte des Realschulwesens in Bayern von 1774—1833."

Wir können hier nicht auf alle Einzelheiten der Entwicklung eingehen, wollen vielmehr nur einiges herausheben. Nach anfänglichen Erfolgen erlitt der realistische Gedanke im Jahre 1782 einen harten Schlag; das Schulwesen, das sich nach der weltlichen, praktischen Seite entwickeln wollte, wurde zwei Mönchsorden übergeben, die den alten Latinitätsbetrieb wieder aufnahmen. Loewe will darin einen Sieg des neuhumanistischen Gedankens erblicken;[2]) das ist unseres Erachtens unrichtig. Denn für den Neuhumanismus ist eine starke Betonung des Griechischen bezeichnend, ein lebhaftes Eingehen auf den Inhalt der heidnischen Schriftsteller, die Aufstellung eines neuen Bildungsideals an Hand ihrer Werke: das alles aber war hier nur in sehr geringem Maße der Fall. Nein — wir haben einfach eine neue Fleischwerdung des alten jesuitischen Schulwesens vor uns.

1799 mit dem Beginn des Ministeriums Montgelas hub dann die goldene Zeit der Realschulen an, die Gymnasien wurden zurückgedrängt. Diese neue Schulrichtung kam mit großer Deutlichkeit in dem Lehrplan von 1804, dem sogenannten Wismayerschen, zum Ausdruck. Dieser ist ausgesprochen utilitaristisch eingestellt.[3]) Aehnlich dem Ickstadtschen von 1774 sah er eine Verschmelzung von Gymnasien und Realschulen vor. Die Realschule sollte die unumgängliche Durchgangsstufe für

---

[1]) A. D. B. vgl. auch die Darstellung Wagners, des Sömmeringbiographen a. a. O.

[2]) Loewe (Schulkampf) a. a. O. 8 ff.

[3]) Doeberl Entw. II a. a. O. S. 420.

das Gymnasium bilden. Der Lehrplan litt an einer Ueberzahl der Fächer wie so ziemlich alle, denen der Philanthropinismus seinen Stempel aufgedrückt hatte.

Kaum hatte, wie Paulsen in seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts schreibt,[1]) die Tinte, mit der dieser Lehrplan geschrieben war, Zeit gehabt zu trocknen, da warf die Regierung das Steuer herum. Statt des Philanthropinismus wurde der Neuhumanismus befohlen. Die Regierung war eben eifrig darauf bedacht, ihrem Volke immer das Neueste zu bieten, wollte immer das augenblicklich Glänzendste in ihrem Lande einführen, „in der Hoffnung, ein Journallob zu erhalten," wie der Altbayer Westenrieder einmal klagte. Es war die Zeit des Anschlusses an das Empire mit seiner bewußten Nachahmung Altroms. Z. T. lagen die Gründe allerdings anderswo. Nicht, daß die klassische Erziehung Zentners sich hierbei besonders geltend machte, wie Thiersch glauben machen will,[2]) nein — die Hauptveranlassung scheint in der Person und in der Weltanschauung des damals nach München berufenen Präsidenten Jacobi zu liegen. Er scheint die Hand im Spiele gehabt zu haben bei den nun zahlreich einsetzenden Berufungen von Neuhumanisten aus Württemberg und Norddeutschland, jenen Berufungen, die für Montgelas selbst ja schließlich gefährlich werden sollten. Der Hauptmann Bauer,[4]) der vom Pestalozzischen Institut im Jahre 1805 nach München an das Kadettenkorps gezogen wurde, war der Letzte, der aus einer Schule mit aufkläreriſchem Einschlag damals nach Bayern kam. Die übrigen: Jacobs, Hegel, Thiersch und andere, sie waren Neuhumanisten.

Das war also die Lage, in die Niethammer hineinversetzt wurde. Wie packte er nun die Verhältnisse an? Der Wismayrsche Schulplan war nicht haltbar. Da setzte Niethammer im Jahre 1808 an dessen Stelle etwas Neues, das sogenannte Normativ. Dieses Normativ beseitigte die Einheitsschule und wählte dafür das System des Parallelismus. An der Seite des Gymnasiums lief eine Art von Oberrealschule neben her. Im Braunschen Schulplan von 1777 konnten wir zwar auch eine Gabelung betrachten, aber es war eine Spaltung in Gymnasien und Realschulen. Außerdem ist an dem Normativ besonders bemerkenswert, daß es eine Loslösung der Lyceen aus dem Mittelschulverbande in die Wege leitete.[5])

Es möchte äußerlich vielleicht scheinen, als ob Niethammer Realismus und Humanismus schier unparteilich betrachtet und behandelt hätte. Diesen Eindruck kann man aber nur bei oberflächlicher Betrachtung gewinnen. Denn wenn man die Gedanken liest, die Niethammer bei der Abfassung seines Norma-

[1] a. a. O. II. Bd.
[2] Moll II 4. Abt. S. 966.
[3] Gedächtnisrede auf Zentner a. a. O. S. 14/15.
[4] A. D. B.
[5] Doeberl Entw. II.

tivs durch den Kopf gingen, und wenn man ferner betrachtet, wie sich dieser Schulplan in der Folge auswirkte, nämlich als Vorläufer eines vollen neuhumanistischen Sieges, dann kommt man zu anderer Ansicht.

Jene Gedankengänge Niethammers sind niedergelegt in seinem im selben Jahre wie das Normativ erschienenen Buche „Der Streit des Philantropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichtes unserer Zeit". Sie sind wohlweislich zu scheiden von dem, was Niethammer in den Akten geschrieben hat; denn dort hat er sich viel vorsichtiger ausgedrückt. Dort spielte er viel mehr den Unparteiischen, hier aber in seinem Buche, tritt er uns als wüster Parteifanatiker entgegen. Der Gegensatz von Humanismus und Philanthropinismus ist für ihn hier schlechthin der Gegensatz zwischen einer Erziehung zur Humanität und einer Erziehung zur Animalität. Paulsen meint.[1]) es wäre an der Zeit, über solchen Lukubrationen zur Tagesordnung überzugehen. Auch auf uns hat das Buch etwas den Eindruck des Phrasenreichen gemacht. Es hält durchaus keinen Vergleich aus etwa mit dem Thiersch'schen Buch über „Gelehrte Schulen".[2])

Der Hauptwert Niethammers beruht nicht auf seinen persönlichen schriftstellerischen Gedanken, sondern auf seinem vermittelnden Normativ. Durch dieses Normativ hat er einem Größeren und zwar auch einem Berufenen, nämlich Thiersch, vorgearbeitet, so daß dieser im Jahre 1829 einen vollen Sieg des Zeitideals, des Neuhumanismus, herbeiführen konnte.

Die Schulentwicklung von 1773—99 und die von 1803 bis 1829 laufen merkwürdig parallel.

1773 Aufhebung des Jesuitenordens	1803 Säkularisation der Klöster, also der Erziehungsanstalten, die anstelle der Jesuitenschulen traten
1774 Verschmelzung von Gymnasien und Realschulen Ickstadt	1804 Verschmelzung von Gymnasien und Realschulen Wismayr
1777 Trennung der beiden Anstalten. Braun	1808 Trennungen der beiden Anstalten. Niethammer
1799 endgültiger Sieg der Aufklärung, des Philanthropinismus in diesem Falle	1829 Endgültiger Sieg des Neuhumanismus

Der zeitliche Abstand dieser Zahlenpaare beträgt fast stets 30 Jahre, also ein Menschenalter. Das mag etwas spielerisch

---

[1]) Paulsen a. a. O. II Bd. S. 232.

[2]) Loewe nimmt den Verfasser in seinem „Schulkampf" zwar sehr in Schutz gegen die Paulsen'schen Angriffe, — in der Thierschbiographie werden sie gar nicht erwähnt — aber wir können uns bei aller Achtung vor der Bedeutung der Loewe'schen Arbeiten doch nicht des Eindrucks erwehren, daß in seinen Darstellungen solche Männer, die dem Neuhumanismus angehörten, mehr oder weniger etwas verklärt geschildert sind.

aussehen. Sicher ist jedoch, daß mit jedem neuen Geschlecht gewisse Vorgänge sich unter ähnlichen oder neuen Formen wiederholen.

Wir wenden uns nun unter den Berufenen zwei Vertretern der exakten Naturwissenschaften zu, die beide Mitglieder bezw. Vorstände von Vermessungsbüros in Ministerien wurden. Es handelt sich um den Astronomen und Topographen Seyffer aus Vixfeld in Württemberg und um den Geodäten Soldner aus der Nähe von Feuchtwangen bei Ansbach.

Lori hatte einst geklagt,[1]) daß man in Bayern in der Vermessungskunst nicht über Apian hinausgekommen sei. Auch unter Montgelas war es damit zunächst noch schlecht bestellt. Im topographischen Büro wurden von 1801—1807 die wichtigeren Arbeiten von französischen Offizieren ausgeführt, weil es anscheinend an geeigneten Einheimischen mangelte.[2]) Es kann nach dem eben Gesagten kein Wunder nehmen, daß einer der erwähnten Berufenen seinen Weg in das Ministerium des Aeußeren, zu dem jenes Büro gehörte, über das französische Hauptquartier fand.[3]) nämlich Seyffer. Das war im Jahre 1808;[4]) 1815 wurde er dann Direktor seines Ministerialbüros. Soldner, der andere von den zweien, fand den Weg nach München als ehemals preußischer Untertan über Berlin. Von dort aus wurde er auf Antrag des Begründers der bayrischen Porzellarvermessung, Joseph von Utzschneiders, am 26. Februar 1808 als Trigonometer in die eben erst ins Leben gerufene Vermessungskommission für Steuerzwecke berufen.[5]) 1811 treffen wir ihn dann als Steuerrat in der unmittelbaren Katasterkommission. Ihm verdankte Bayern das vorzügliche System der rechtwinklig-sphärischen Koordinaten, das ursprünglich sorgsam als wohlzuhütendes Dienstgeheimnis betrachtet wurde.

Wir müssen uns nun einigen Männern zuwenden, über deren Tätigkeit sich verhältnismäßig wenig ermitteln ließ. Da wäre einmal Albert Klebe,[6]) ein geborener Anhalter. Er wurde 1806 von Würzburg, wo er eine Professur als Geograph innegehabt hatte, nach München gezogen, um zunächst in verschiedenen Geschäften verwendet zu werden. Welcher Art diese Geschäfte waren, wissen wir nicht. Von 1807 ab war er Redakteur der Nationalzeitung. Nur das Gerücht, daß diese, seine Zeitung, verboten würde, konnte, wie der Polizeidirektor Stetten einmal schrieb, diesem allgemein unbeliebten Mann etliche Sympatien verschaffen. 1825 erhielt er wieder eine Professur.

Ferner wäre Andreas Sebastian Stumpf, ein geborener Oberfranke, zu nennen. Dieser wurde im Jahre 1808 von Bamberg als Legationsrat und Mitglied der Lehen- und

[1]) M. Kr. A. HR. 289/Nr. 8/III anno 1759.
[2]) Nach A. D. B. Soldner S. 558.
[3]) Dort weilte er als Ingénieur Géographe.
[4]) 1809 wurde er Ritter der Ehrenlegion. Regbl. 1809 S. 1369.
[5]) A. D. B. Soldner S. 558.
[6]) Gelehrtes München a. a. O. S. 48.

Hoheitssektion in das Ministerium des Aeußeren berufen. Dort war seine gründliche Kenntnis der fränkischen Geschichte und der dortigen rechtlichen Verhältnisse in vielen Fällen Ausgangspunkt und Stütze ministerieller Entscheidungen.[1])

Es mag an dieser Stelle auch der evangelische Theologe Heinrich Alexander Hänlein[2]) erwähnt werden, der im Jahre 1808 von Ansbach in das neuerrichtete Konsistorium[3]) berufen wurde. Er war zunächst Oberkirchenrat, später Direktor seiner Behörde. Hänlein entfaltete in seiner Stellung eine rastlose kirchenpolitische Tätigkeit. Die protestantische Kirche in Bayern war ja eigentlich erst ein Kind des Ministeriums Montgelas, das Aufgabenfeld also noch völlig unbeackert.

Auch der spätere Oberkonsistorialpräsident der jungen Landeskirche Johann Friedrich Roth[4]) aus Vaihingen in Württemberg wurde um diese Zeit nach München berufen, allerdings zunächst in eine ganz andere Sparte. Er wurde nämlich im Jahre 1810 von Nürnberg, wo er Rechtskonsulent gewesen war, als Oberfinanzrat in jene Stadt gezogen. Der bedeutsamere Teil seiner Wirksamkeit fällt allerdings erst in die Zeit nach Montgelas.

War Roth im Innersten seines Herzens dem absolutistischen Staat abgeneigt gewesen,[5]) seine Berufung also eigentlich eine Fehlberufung gewesen, so begegnet uns ein leidenschaftlicher Anhänger dieses Systems in dem im selben Jahre nach München gezogenen Ritter Karl Heinrich v. Lang. Ueber ihn und seine vielumstrittenen Memoiren besitzen wir eine tiefschürfende, wissenschaftlich und künstlerisch bedeutsame Einzeldarstellung von Adalbert von Raumer. — Lang war ehedem in preußischen Diensten gestanden, war zuletzt Kanzleidirektor in der kleinen fränkischen Kreishauptstadt gewesen, hatte sich dort durch seine Opposition durch den schon erwähnten v. Hartmann bemerkbar gemacht und sollte nun in München ursprünglich den Posten eines Landesarchivars übernehmen. Konnten wir bei Roth eine Fehlberufung feststellen, so haben wir hier eine Berufung vor uns, die eigentlich als eine Kaltstellung gedacht war. Ihr Urheber war, wie Raumer nachweist, Langs Vorgesetzter in Ansbach, Graf Lerchenfeld,[6]) der spätere Minister und Nachfolger Montgelas. Doch es sollte anders kommen. Lang petitionierte und erreichte seine Ernennung zum Direktor des Landesarchivs und des neu zu errichtenden Reichsarchivs. Da Montgelas gro-

---

[1]) Stumpf a. a. O. S. 379; siehe z. B. Ludwig Doeberl a. a. O. S 54.

[2]) A. D. B. X S. 517; Regbl. 1808 S. 2278.

[3]) Referent in protestantischen Konsistorialsachen war laut Regbl. 1808 S. 2278 ein gewisser Daniel Beker. Ob er Berufener war, wissen wir nicht, nicht einmal, ob er Protestant war; war doch auch der Katholik Zentner einmal Referent für die pfälzischen Protestanten.

[4]) A. D. B.

[5]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 155.

[6]) Raumer a. a. O. S. 170.

ßen Wert auf den Berufenen legte, bewirkte er außerdem dessen sofortige Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften. Die steigende Laufbahn Langs führte weiter. Im März des Jahres 1812 wurde er Chef des Reichsheroldenamtes im Ministerium des Aeußeren mit dem Rang eines geheimen Referendärs. Hier arbeitete er an der Herstellung einer staatlichen Adelsmatrikel, durch die der Adel, der ja unter dem Reformgeist der Zeit stark zu leiden hatte, gesiebt und straffer gegliedert wurde. Für den Adel als Ganzes bedeutete die Anlage dieser Matrikel letzten Endes eine Stärkung, wenn sie auch keineswegs damals als das empfunden wurde. Denn manches einzelne Mitglied dieses Standes, das seine vornehme Abkunft nicht genügend verbriefen konnte, verlor auf diese Weise seinen Rang. Der Hauptgroll darob richtete sich nach Raumer aber nicht gegen Montgelas, sondern gegen Lang. „Noch heute," schreibt er,[1]) „lebt Lang lebendiger als irgendwo anders fort in den adligen Kreisen als „der berüchtigte Lang," der von „uns" verlangt hat, wir sollten unseren Adel beweisen!" Auch publizistisch wirkte der Berufene in seiner Stellung. Aus seiner Feder floß der Aufklärung und ihrem Kinde, dem System Montgelas, manch wertvolle Hilfe zu; es sei hier nur an seine Verteidigung des Ministers gegenüber Reisach gedacht. — 1814 war Lang Mitglied der Verfassungskommission, die die Konstitution von 1808 umarbeiten sollte.

Wir haben hier eine Reihe von Männern aufgezählt, die in den Zentralstellen an dem Reformwerk Montgelas mithalfen: Zentner, die rechte Hand des Ministers, den Verfechter des Staatsabsolutismus; ferner Schenk, den Generaldirektor; Hartmann, den Umgestalter des Stiftungswesens; den Pommer Wiebeking, dem Bayern die Verbesserung seiner Wasser- und Landstraßen verdankte; den Rheinländer Hompesch, der mit den alten Steuerfreiheiten brach; den Frankfurter Feuerbach, den Schöpfer eines zeitgemäßeren Strafgesetzbuches; den Bamberger Gönner, den theoretischen Begründer des ganzen Systems; den Württemberger Niethammer, den Umgestalter des Schulwesens, um nur die Wichtigsten noch einmal zu nennen.

Neben ihnen wirkten die Mannheimer, die zu Karl Theodors Zeiten schon nach München gekommen waren: etwa der Minister Hertling und der ältere Hompesch oder der Konferenzsekretär Aegid von Kobell, und die schließlich auch nicht zu vergessenden Altbayern: die Räte Branka, Stichaner, Krenner, Georg und Adam von Aretin, Clemens von Neumayr.

Sie zusammen waren es, von denen die wichtigsten Gedanken und Reformen der Montgelas'schen Periode ausgingen. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß von den drei hervorragendsten bayrischen Militärs der Zeit: Wrede, Deroy, Triva, zwei, nämlich die beiden ersten, aus der Pfalz kamen.

---

[1]) Raumer a. a. O. S. 191.

5. Kapitel.

Die Berufungen an die Akademie der Wissenschaften.

Verhältnismäßig die meisten Berufungen trafen auf die Akademie der Wissenschaften. Sie, die in der zweiten Hälfte der Regierungszeit Karl Theodors so vernachlässigt worden war, daß sich das vielsagende Gerücht im übrigen Deutschland verbreiten konnte, sie sei überhaupt geschlossen worden,[1]) wurde unter Montgelas sozusagen zum Schoßkind. Ihr Pflegevater wurde Georg Friedrich von Zentner. Dieser legte am 31. März 1800 in einer Denkschrift seinen Situations- und Feldzugsplan für eine Reform des Institutes nieder.[2]) „Alle menschlichen Institute," so schrieb er, „sobald sie gewisse Epochen hindurch bestanden haben, teilen das Schicksal des Menschen: sie werden hinfällig wie dieser." Nach dieser Einleitung rückte er mit seinem Gedanken an Reformen heraus, mit seinem Plane, die Akademie in engsten Zusammenhang mit der Staatsverwaltung zu bringen, sie sozusagen zum Gehirn des Gemeinwesens zu erheben. „Sie sei Ratgeber, Richter und Leiter bei allen aufzustellenden Theorien. Sie liefere den Beamten, den Geschäftsleuten, von denen die meisten aus ihren theoretischen Studien nur noch über die empirische Kenntnis der Statuten ihres Amts verfügten, die Grundlehren, welche die Beamten praktisch anzuwenden hätten."[2a]) Ein solcher Plan war typisch aufklärerisch; er war aufgebaut auf der übertriebenen Schätzung theoretischer Vernunft. Der Finanzminister Hompesch, dem der Entwurf mitgeteilt wurde, durchschaute mit scharfem Blick dessen Schwächen; er ahnte die gefährlichen Folgen solchen Beginnens, wenn ihn auch das charakteristisch Aufklärerische des Planes zunächst anheimelte. So schrieb er an Montgelas,[3]) er sei zwar anfänglich beim Lesen jener Denkschrift in solche Begeisterung geraten, daß er noch einmal seinen alten steifen

[1]] 1786. Briefsammlung der Akad. d. W. Briefwechsel zwischen Kennedy und Baron Hüpsch zu Köln.
[2]] Reg. d. Kult.-Min. NB. 7 Convol III.
[2a]] Auch bei Doeberl Entw. II S. 424.
[3]] Reg. d. Kult.-Min. NB 7 Convol III, teilweise abgedruckt in „Heigel. Die Münchner Akademie" S. 72 a. a. O.

Pegasus besteigen wollte, um dem Apoll zu danken, der künftig die Völker bloß durch seine in den Akademien zusammengedrängten Kraftgenies regieren werde. Dann aber habe er bedacht, aus welch heterogenen Bestandteilen ein solcher Staatsrat des Apollo zusammengesetzt wäre, und er sei erschrocken, welche Wirkung solche meistens durch Einbildungskraft und Eitelkeit geleitete Volksversammlungen ausüben könnten, er erinnere nur an den Einfluß der Belletristen in Frankreich. „Schon längst," schrieb er ferner, „ist das Fehlerhafte, Unzweckmäßige und Isolierte in den Einrichtungen der meisten Akademien der Wissenschaften, wie sie jetzt bestehen, anerkannt, und wenn zu einer Zeit, wo noch ein Newton die Stütze der Akademie zu London war, dennoch die Akademie zu Lagado, ungeachtet der Karikatur, die der Verfasser (gemeint ist Swift) darin (in Gullivers Reisen) zur Schau aufstellt, als eine treffende Satire über diese Akademie sowohl als ihre Schwestern von allen denkenden Köpfen in und außer England aufgenommen wurde: wie viel mehr muß eine solche Satire ihre Anwendung in unserer Zeit finden, in welcher jene Institute sehr oft ein bloßes Prunkwerk und an Orte verpflanzt worden sind, wo die Wissenschaften noch in ihrer Kindheit waren und Schulen und Universitäten zum auffallendsten Kontrast darniederlagen!" und weiter: „Wenn man ein wahres Emblem für ein solches Staat- und Weltregieren suchen wollte, so müßte man es in dem Turmbau von Babel finden, der bis zum Himmel reichen sollte, und sich damit endigte, daß alles drunter und drüber ging. Man darf nie vergessen, daß der Staat ein organisierter Körper ist, mit welchem sich eben so wenig ohne Gefahr als mit einem menschlichen experimentieren läßt, und daß, wenn das wissenschaftliche Bedürfnis ein immerwährendes, nie unterbrochenes Fortschreiten, ein stetes Dekomponieren zu neuen und richtigeren, mehr Einsicht gewährenden Zusammensetzungen ist, das Bedürfnis des Staates hingegen, wenn er gedeihen soll, bloß in einer allmählichen aus dem Alten sich entwickelnden oder wenigstens sich damit leicht verbindenden Prozession zum Bessern liegt." Hompesch erinnerte sich ferner, irgendwo in den Werken Friedrichs des Großen gelesen zu haben, daß, wenn er die Absicht hätte, ein Volk recht zu strafen und unglücklich zu machen, er es den sogenannten Philosophen zu regieren übergeben würde. Im Gegensatz zu Zentner trat Hompesch in diesem Schreiben nur für eine beratende Stimme der Akademie ein. Montgelas stellte sich zunächst auf Zentners Seite. Doch sollten später auch diese beiden ihre hochgespannten Erwartungen etwas herabstimmen. Der unmittelbare Einfluß der Akademie auf die Regierungsgeschäfte wurde in der endgültigen Konstitution fallen gelassen.[1]) Das Institut wurde zunächst sehr erweitert. Von der Hofbibliothek angefangen,[2]) gehörten allmählich alle wissenschaft-

[1]) Doeberl Entw. II a. a. O. S. 425.

[2]) Reg. d. Kult.-Min. NB. 7 Convol. III. Beschluß vom Jahre 1800.

lichen Unternehmungen und Sammlungen der Hauptstadt zu seinem Bereich. Die spärliche Summe von fünftausend Gulden, die ihm bisher zu Verfügung gestanden hatte, wurde mit freigebiger Hand auf 80 000 erhöht[1]) und für die ehemalige belletristische Klasse wurde nun eine philologisch-philosophische eröffnet. Außerdem wurde mit der Münchner Akademie noch die von Mannheim vereinigt. Als Haupt des erneuerten und vergrößerten Instituts dachte man sich zunächst den Grafen Rumford, der damals in Paris weilte. Doch dieser Plan zerschlug sich. Man verfiel dann auf den Düsseldorfer Philosophen Jacobi, dem man zuerst die Direktorsstelle am Provinzialstudienkollegium zu Würzburg zugedacht hatte.[2]) In Fühlung mit ihm wurde dann von Zentner die endgültige Konstitution ausgearbeitet. Die alte Akademie wurde aufgelöst, um mißliebige Mitglieder nicht in die neue übernehmen zu müssen. Im Jahre 1807 erfolgte dann der feierliche Akt der Wiedereröffnung.

Eine Reihe von Rufen gingen hinaus an nichtbayrische Gelehrte, am zahlreichsten im Jahre 1807, dem Jahre der Neukonstitution. Montgelas schrieb darüber in seinen Memoiren:[3]) „Als die Akademie umgeformt und reicher ausgestattet worden war, hatte man es für zweckmäßig erachtet, fremde Gelehrte an dieselbe zu berufen, welche den Wetteifer anregen, den Ruf der Anstalt erhöhen und zur Bildung des Volkes durch ihre im Ausland erworbenen Kenntnisse beitragen sollten." Der Bruch mit dem bisherigen System der Absperrung, der ausschließlichen Katholizität trat dabei besonders hell in die Augen.

Bezeichnender Weise waren die ersten, mit denen man in Unterhandlungen trat, Naturwissenschaftler: Ritter, Moll, Sömmering; erst unter Jacobis Einfluß erstarkte das philosophisch-humanistische Element in der Akademie.

Es war eine merkwürdige und doch hochbedeutsame Persönlichkeit, die Zentner in dem Physiker Ritter aus Jena gewann. In Norddeutschland, zu Samitz in Schlesien, stand die Wiege dieses eigenartigen Mannes, den Brentano „den größten Menschen seiner Zeit"[4]) nannte, den Goethe als „eine Erscheinung zum Erstaunen einen wahren Wissenshimmel" bezeichnete.[5]) Er war in manchen Versuchen auf dem Gebiet des Galvanismus der unmittelbare Vorläufer Voltas,[6]) war ein Mensch von höchster Schaffenskraft und erfinderischem Geist, tiefsinnig und träumerisch, ein Mann, mit dem norddeutsche Romantik in Münchens Toren einzog (1804/05). Es liegt ja eine gewisse Tragik in der Tatsache, daß so manche der Gelehrtenberufungen durchaus

[1]] M. Kr. A. HR. 291/26/27.
[2]] Jacobi (Zoeppritz).
[3]] Montgelas (Freyberg) a. a. O. S. 175.
[4]] Anmerkung Ludwig Geigers zu Briefen Therese Hubers (Bayrische Briefe a. a. O. IX. Bd.)
[5]] Anmerkung Ludw. Geigers zu Briefen Therese Hubers (Bayrische Briefe) a. a. O. IX. Bd.
[6]] Ebenda.

nicht zur gewünschten Stärkung der Aufklärung beitrugen, sondern vielmehr zu ihrer Ueberwindung. — Ritter hielt von der Akademie nicht viel, weil solche Anstalten in der Regel statt Promotoren nur Konservatoren der Wissenschaften gewesen seien;[1]) er hatte ja z. T. recht, wenn er so sprach, denn man machte ihm doch manchmal weidlich Schwierigkeiten bei seinen Versuchen, bespöttelte und verlachte ihn, und er, der schon den Groll über eine harte Jugend in sich gewürgt hatte,[2]) wurde noch verschlossener und zurückgezogener. Was hatten da seine Kollegen und seine lieben Mitbürger nicht alles zu erzählen über ihn, von seinen Versuchen mit dem Rutengänger Campetti,[3]) für die er einen mit hohen, bis zum Himmel reichenden Mauern umgebenen Platz gefordert, damit niemand hineinsehen und den Italiener in seiner Andacht stören könne,[4]) von seinen Arbeiten mit dem Zeisigstein, dem nach seiner Ansicht der Ring des Gyges seine wundersame Kraft verdankte! Was wußten sie nicht zu plaudern und zum Besten zu geben[5]) von seinem Trunk, seiner Ehe mit einer Magd, seinen Schulden, seiner Not. Es war manchmal nichts als ohnmächtige Wut gegen einen Mann, den man nicht verstand, gegenüber dessen Zeitbedeutung man sich aber im Innersten nicht verschließen konnte. Er war eine Erscheinung voller Widersprüche, eine Art Ausgeburt E. Th. A. Hoffmann'scher Phantasie, sein kurzes Leben wie ein Baden in den dämonischen Klängen Offenbach'scher Musik. — 1810 schloß ihm der Tod die Augen.

Bedeutend nüchterner und ruhiger war Ehrenbert v. Moll,[6]) ein Salzburger, einer der wenigen Katholiken, die damals aus dem Ausland an gelehrte Anstalten nach München berufen wurden; daß er für aufgeklärt galt, war in diesem Falle eine der selbstverständlichen Voraussetzungen seiner Berufung. Er war ursprünglich Regierungspräsident in der Geburtsstadt

---

[1]) Moll a. a. O. II. Bd. (3. Abt.) S. 620.

[2]) Huch a. a. O.

[3]) Die Campetti'schen Versuche waren damals geradezu ein Schibboleth, ein Erkennungszeichen, im literarisch interessierten München. Hie Aufklärung, hie Baader-Schelling'sche Romantik! Die einen höhnten, die andern jubelten. Aretin spielte in dieser Frage den Gemäßigten (Moll S. 872 Brief Spauns), ein Zeichen, daß er doch nicht der reine Aufklärer war, für den ihn Funk hält. Schelling glaubte in dem von Ritter beobachten Magnetismus den „Schlüssel der alten Magie" entdeckt zu haben (Loewe-Thiersch a. a. O. S. 230). — Loewe spricht von dem „verderblichen Einfluß vorgefaßter philosophischer Meinungen" (ebenda). Wir halten dieses Wort für zu scharf gegenüber einer Erscheinung, die damals die bedeutendsten Köpfe erfüllte, und über die das letzte Urteil doch noch nicht gefällt ist. Man merkt es den Loewe'schen Buche bisweilen an, daß er das Werk von Ricarda Huch über „Romantik" nicht benützt hat. Funk scheint dies ja auch nicht getan zu haben, wenigstens nicht eingehender, da er aber selbst ziemlich romantisch eingestellt ist, fällt es kaum auf.

[4]) Moll. a. a. O. S. 877.

[5]) Moll a. a. O. II. Bd. (3. Abt.) S. 871 ff. Schreiben Spauns; ähnlich Ployer (Moll a. a. O. S. 596); im übrigen siehe die Briefe Therese Hubers.

[6]) A. D. B. Bd. 22 S. 113.

Mozarts und sollte vom Erzherzog Johann nach Wien als Direktor des Hofnaturalienkabinetts gezogen werden. Doch an der Forderung persönlicher Zensur- und Portofreiheit zerschlugen sich die Unterhandlungen, worauf Zentner ihn durch den Geh. Referendär Schwerin für Bayern zu gewinnen suchte[1]) und mehr Erfolg hatte. So finden wir ihn denn seit Ende 1804 als Mitglied der Akademie mit 2500 fl. Gehalt und von 1807 ab als Sekretär der mathematisch-physikalischen Klasse. Seine Hauptstudien lagen auf mineralogischem Gebiete; als Kenner des Bergwesens hatte er sich einen Namen gemacht. „Seine „naturhistorischen Briefe über Oesterreich, Salzburg und Berchtesgaden" gehören zu den wertvollsten Beiträgen zur Kenntnis dieser Gebiete."[2]) Seine Hauptliebe jedoch galt der Pflege seiner ausgedehnten Sammlungen, die später z. T. in die Hände des bayrischen Staates übergingen. Seine Bibliothek wuchs bis zu 80 000 Bänden an. Als vermittelnde Persönlichkeit bei Streitigkeiten in der Akademie war Moll von großem Werte. Die Natur hatte ihm die Gabe der Freundschaft verliehen. Wie viele Freunde er besaß, das ersehen wir aus seinem reichen Briefwechsel. Dieser Briefwechsel ist als zeitgenössische Quelle über damalige akademische Verhältnisse für uns von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Er ist aber bis jetzt keineswegs genügend ausgewertet worden, auch nicht von Loewe.[3]) Moll hat diese Sammlung selbst herausgegeben, sie mit biographischen Notizen und Randbemerkungen versehen. Diese Bemerkungen, die in einer von dem Gelehrten selbst verfaßten phonetischen Rechtschreibung vor uns liegen (z. B. Druckféler statt Druckfehler), erscheinen als historische Quelle auf den ersten Augenblick in einem etwas eigenartigen Lichte. Was uns dabei stutzig macht, ist genau das Gegenteil von dem, was uns beim Lesen der Memoiren des Ritters Lang auffällt. Es ist nämlich die überraschende Beobachtung, daß diese Anmerkungen fast nur Gutes über die besprochenen Männer enthalten, daß Moll seine persönlichen Meinungsverschiedenheiten, die man manchmal schier greifen zu können glaubt, gar zu sehr zurückzustellen, zu beschönigen, zu verheimlichen sucht. Gewiß ist zu bedenken, daß Langs Memoiren erst nach dessen Tod erschienen, daß hingegen Molls Briefsammlung schon bei dessen Lebzeiten herausgegeben wurde. Aber das wurde schon bei dessen Betrachtung berücksichtigt; sie bezog sich auch nur auf Personen, die in den Erscheinungsjahren 1829—34 bereits gestorben waren, also z. B. Jacobi und andere. Merkwürdig ist nun, daß Gümbel, der Verfasser eines Artikels über Moll, in der „Allgemeinen

[1]) Reg. d. Kult.-Min. NB. VII.
[2]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 210.
[3]) Er findet sich allerdings in dessen Literaturverzeichnis; praktisch aber baut sich die Loewe'sche Thierschbiographie, sofern nicht Thiersch selbst in Betracht kommt, doch vorwiegend auf Nekrologen auf, deren historischer Wert aus naheliegenden Gründen nur ein begrenzter sein kann. Briefe, Schriften und vor allem Akten treten dahinter meist zurück.

deutschen Biographie" von dessen knorrigem Stil spricht, den gerechte, oft herbe sarkastische Schärfe auszeichne. Von dieser „sarkastischen Schärfe" haben wir so gut wie nichts bemerkt. Man beachte z. B. mit welcher Vornehmheit Moll, der ein ausgesprochener Gegner der Campetti'schen Versuche war, über die sich daraus ergebenden Zwistigkeiten mit Ritter hinweggeht, und vergleiche damit die herabsetzenden Briefe seiner Freunde Ployer[1]) und Spaun.[2]) Auch Heigel[3]) bezeichnet den Salzburger als „wohlmeinend". Daß sich unter dieser äußeren Vornehmheit im Innern manchmal ein Stück Menschenverachtung verbarg, das wollen wir allerdings nicht bestreiten und geben in diesem Sinne Martius recht, wenn er von Moll sagt: „Er dachte groß von der Menschheit, doch nicht ebenso groß von den Menschen."[4]) Daß er, der jeder Spekulation abhold war, allein die Beobachtung schätzte, sich zu Schelling und dessen Naturphilosophie hingezogen fühlte,[5]) wie es bei Loewe heißt, ist uns ziemlich zweifelhaft. Jedenfalls spielt dieser Philosoph im Gegensatz etwa zu Jacobi, Sömmering, Schlichtegroll oder vielen andern in jenem Briefwechsel gar keine Rolle. Im Gegenteil, Moll kann als eine der starken Stützen gemäßigter Aufklärung in Bayern betrachtet werden. Bei ihm flossen die Klagen zusammen über Zunahme des Obskurantismus. „Nun ist es . . . dahin gekommen, daß wir gar kein Journal mehr haben, in das wir einen Artikel zum Behuf des menschlichen Verstandes einrücken lassen könnten,"[6]) oder der „Verfall der Wissenschaften ist in allen Ländern gleich. Es verlegen sich nur wenige auf nützliche Teile derselben."[7]) Oder ein Schreiben von Fingerlos.[8]) „Mit unserer Theologie steht es wieder schlechter als jemals, weil die Sailer'sche Partei durch den Kronprinzen gegen den Willen des Ministers es dahin brachte, daß Zimmer wieder hieher kam. Das Unwesen erreicht nun den höchsten Grad. Man tut alles, um die jungen Leute nicht zur Besinnung kommen zu lassen, z. B.: Man verwendet für das Bibelstudium, das auf eine sinnlose und schwärmerische Art betrieben wird, in allen drei Jahren der Theologie volle 1200 Stunden, und für die übrigen theologischen Wissenschaften alles zusammen genommen nur 820 Stunden. Das bayrische Volk ist vom Schicksal dazu verdammt, immer nur durch Mönche gegängelt zu werden." Moll scheint diese Klagen in ziemlich weitgehendem Maße geteilt zu haben. — Wenn Loewe schreibt:[9]) „Stärker als

[1]) Moll a. a. O. S. 596.
[2]) Moll a. a. O. S. 871, 72, 77.
[3]) Heigel. Münchner Akademie a. a. O.
[4]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 210.
[5]) Ebenda S. 211.
[6]) Moll a. a. O. S. 877. Schreiben Spauns. Ebenda: Im „Morgenblatt für die elegante Welt" werden nur Schellingiana, keine Antischellingiana aufgenommen. 1. Juni 1808.
[7]) Moll a. a. O. S. 526. Ployer.
[8]) Moll a. a. O. S. 171. 14. Juni 1808.
[9]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 211.

Molls Bemühen, gerade die exakten Wissenschaften zu fördern und dadurch die Volkswirtschaft entschieden zu heben, war das Bedürfnis einer literarischen Volksbildung durch Pflege der klassischen Studien; es hatte auch in der Akademie das Uebergewicht gewonnen," so ist das für die späteren Jahre richtig, es müßte aber hinzugefügt werden, daß es der Konstitutionsurkunde jenes Institutes eigentlich widersprach.[1])

Der dritte Naturwissenschaftler war, wie schon gesagt wurde, Samuel Thomas Sömmering, der zu Thorn, im damaligen Polen, das Licht der Welt erblickt hatte und im Verlauf seines Lebens zu großer Berühmtheit als Arzt und Anatom gelangt war.[2]) Als solcher ist er dem Laien allerdings mehr durch etwas Negatives, wenn auch nicht ganz Unberechtigtes, bekannt, nämlich durch seine Gegnerschaft gegen Goethes Lehre vom Zwischenkieferknochen.[3]) Als Sömmering nun um 1803/04 nicht weniger als sechs z. T. sehr glänzende Rufe erhielt, z. B. nach Petersburg, München — auch ein Antrag Goethes war darunter —,[4]) da wählte er den, den ihm das aufstrebende Kurfürstentum übermittelt hatte. 1805 langte er in München an. 4500 fl. waren ihm hier geboten worden, eine Summe, die ihn zum bestbezahlten Akademiker, nächst dem Präsidenten erhob. Wir streifen diese Zahlen deshalb, weil sie bei späteren Auseinandersetzungen noch eine große Rolle spielen sollten. Als Sömmering aber um den Geheimratstitel bat, da erhielt er die für die nicht immer sanfte Art der revolutionären Regierung bezeichnende Antwort Zentners: „Jede Titelsucht sei dem Gouvernement zuwider."[5]) Dieser Satz, der kaum als Beleidigung gedacht war, eher ein plumper Ausfluß des Strebens nach allgemeiner Menschenverbesserung war, hatte Sömmering fast veranlaßt, die Verhandlungen abzubrechen. Das, wodurch der Berufene in der bayrischen Hauptstadt berühmt wurde, war weniger seine Anatomie als seine Physik. Seine Vorliebe für diesen Wissenszweig wurde hier genährt durch Anregungen, die er in dieser Stadt durch Männer wie Reichenbach, Liebherr, Utzschneider, Fraunhofer empfing. Ganz besondere Erwähnung verdient auf diesem Betätigungsfelde Sömmerings Konstruktion eines galvanischen Telegraphen,[6]) zu der eine Unterhaltung mit dem Minister Montgelas die Veranlassung gab. Die Konstruktion beruhte auf der durch den Strom bewirkten Wasserzersetzung bezw. Gasausscheidung.

---

[1]) Vgl. Kapitel III S. 44 dieser Arbeit. Bei Funk, der sich im wesentlichen mit Landshuter Verhältnissen beschäftigt, ist Moll nicht erwähnt.

[2]) A. D. B. Bd. 34, ferner Sömmering (Wagner) a. a. O. — Wir haben der Darstellung Sömmerings bei Loewe kritisch nichts hinzuzufügen.

[3]) Chamberlain. Goethe. München 1921, S. 377.

[4]) Sömmering a. a. O.

[5]) Sömmering (Wagner) a. a. O. II S. 116, ebenso Reg. d. Kult.-Min.

[6]) A. D. B. Bd. 34. Artikel über Sömmering.

1809 zeigte Sömmering seinen Telegraphen in einer Sitzung der Akademie vor und legte die Beschreibung in deren Denkschriften nieder; er war weiterhin bedacht, Verbesserungen daran anzubringen. Der Apparat wurde an verschiedenen Orten bekannt gemacht, unter anderem auch Napoleon I. vorgelegt, der ihn mit der Bemerkung: „C'est une idée germanique" abtat. Sömmerings Erfindung, wenn auch praktisch nicht wohl durchführbar, gab doch den Anstoß zu weiteren Versuchen und zur Herstellung eines der Praxis dienlicheren Apparates.[1])

Ein anderes Gesicht gewannen die Berufungen, als nun im Jahr 1805 durch Schenks Vermittlung der pantheistische Philosoph, Friedrich Heinrich Jacobi von Düsseldorf bezw. Eutin nach München berufen wurde. Damit setzte an der Akademie eine gewisse Ueberhäufung mit philosophischen Kräften ein. Denn Vertreter zweier verschiedener Weltanschauungen fanden sich bereits in diesem Institut, ein Baader, ein Weiller; nun kamen noch zwei dazu: ein Jacobi, ein Schelling.[2]) Zwei von diesen gehörten der Romantik an, einer verkörperte die Aufklärung, einer die Empfindsamkeit. Weiller, der Aufklärer, war ein ziemlich kühler Kopf, während die drei anderen mehr das Gefühl bei ihren philosophischen Betrachtungen mitschwingen ließen. Fuhr schon Jacobi, der Prophet der begeisterten Philosophie, der Schüler Spinozas und Verfasser des Allwill, mit seinen Ideen und Entwürfen ganz artig in den Wolken herum, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückte,[3]) so wurde er von den beiden Naturphilosophen Baader und Schelling noch bedeutend, wenn auch in anderer Art übertroffen. — Es war die Glanzzeit der Spekulation. Selten zog das Interesse an der Philosophie so weite Kreise wie gerade um die Wende des 18. auf das 19. Jahrhundert. Sie beherrschte, gleich ob umjubelt oder angefeindet, die Lage als Kulturhebel; in der Politik,[4]) in der Medizin, der Kunst, wohin wir schauen, überall war ihr Einfluß bemerkbar. Die Scholastik hatte ihr nur ein Recht eingeräumt, so weit sie den Glauben bestätigte, nicht viel anders dachte noch Luther, jetzt war sie eine Allmacht, um im 19. Jahrhundert dann z. T. als zwecklos verlacht zu werden. Es war ein Streit zwischen Denken und Glauben, der vorübergehend mit einem Sieg des Glaubens endigte, ein Streit, der wie Funk

---

[1]) A. D. B. Bd. 34. Artikel über Sömmering.

[2]) Ihre Systeme sind in der sehr breit angelegten Thierschbiographie von Loewe ausführlich wiedergegeben. Baader 192—202; Jacobi 115—129. Schelling und Weiller, der Febronier, sind etwas kürzer behandelt.

[3]) Briefe eines reisenden Nordländers, anonym, Köln 1812.

[4]) Man lese daraufhin nur etwa die Erlasse im Regierungsblatt durch. — Sehr bezeichnend für die damalige Vergötterung des urteilenden Verstandes ist folgender Satz Morawitzkys aus einer Rede: „Sobald der Verstand urteilt, so will schon das Herz" (Loewe, Thiersch a. a. O. S. 67.) D. h. alles Elend dieser Erde kann durch philosophische Erkenntnis des Guten und Rechten sofort beseitigt werden. Man muß das Falsche nur erkennen. Der Wille zur Abhilfe ist dann schon da.

richtig bemerkt,[1]) nicht der Gegenwartsbedeutung entbehrt. Im Hintergrund thront Kant. Um seine Auslegung bezw. um die Ueberwindung des Allgewaltigen dreht sich alles. Die Landpfarrer auf den kleinsten Dörfern draußen sind pro oder contra mit den Grundzügen seiner Lehre vertraut, wenn auch oft nur oberflächlich.[2]) Das eigentliche Volk steht allerdings bei diesem Kampf der Systeme abseits. Jacobi, der Jugend- und Altersfreund Goethes, schien nach Loewes Worten „wie geschaffen, eine vermittelnde Stellung in dem lebhaften Streit der Geister einzunehmen.[3]) Trotzdem fehlte es nicht an Zwistigkeiten zwischen den verschiedenen philosophischen Systemen an der Akademie. Vor allem war es die Auseinandersetzung des Düsseldorfers mit dem Württemberger Romantiker Schelling, die von sich reden machte. Jacobi hatte seinem Kollegen Atheismus vorgeworfen. Im Mittelpunkt der Fehde stand Jacobis Buch über „Göttliche Dinge und ihre Offenbarung" (1809). Dieser Streit um die „göttlichen Dinge" wurde, wie Heigel bemerkt,[4]) leider nur allzu menschlich ausgefochten, wobei allerdings der Schwabe wohl die Hauptschuld trug.

Jacobi war von Zentner in Vorschlag gebracht worden, weil man von ihm erwartete, daß er die „spekulative Philosophie, soweit es gebührt, in Ehre und Würde, aber auch in ihren Schranken halten werde." Er wuchs hier, wie in so manchen anderen Dingen, seinen Gönnern etwas über den Kopf, denn das philosophische Element wurde unter seinem Einfluß doch stärker, als es in Regierungskreisen wohl angenehm war. Zum Präsidenten der Akademie schließlich wurde er laut Anstellungs-

---

[1]) Von der Aufklärung zur Romantik a. a. O. S. IV. Funk behandelt die Vorgänge vom Standpunkt der Entwicklung des Katholizismus aus, Loewe vom Standpunkt des Neuhumanismus aus und Kosch vom Gesichtspunkt der nationalen Entwicklung. Allerdings ist dieser Gesichtspunkt, wie das Nachwort verrät, etwas von außen hineingetragen, wird aber folgerichtig durchgeführt, weshalb z. B. E. Th. A. Hoffmann, weil bei ihm das Volkstum nur eine geringe Rolle spielt, nicht als echter Romantiker anerkannt wird. Daß es tatsächlich im Kampf zwischen Denken und Glauben war, darin sieht Funk wohl schärfer als Loewe, der die Frage garnicht aufwirft, weil er den Glauben bei den berufenen Neuhumanisten als gegeben voraussetzt. Das war aber nur z. T. der Fall. Gewiß, ein Mann vom Schlage La Mettrie's, des Verfassers von L'Homme machine, fand sich nicht unter ihnen. Das Christentum einer großen Anzahl von ihnen war aber doch recht rationalistisch „ausgewässert", wie Ringseis sich ausgedrückt hätte. Man denke nur an Niethammers Glaube an die „heilige, ewige Dreifaltigkeit: Menschheit, Tugend, Vernunft" (Loewe [Thiersch] a. a. O. S. 138.) und stelle sich dann vor, wie sich solche Worte etwa in dem Munde Luthers oder Ignatius von Loyolas ausnähmen. — Ein nicht geringer Teil der Berufenen stammte aus Gotha oder hatte dort eine Zeitlang geweilt, jener Stadt, wo sich nach Perthes die Aufklärung am längsten auf der Kanzel hielt.

[1]) Vgl. Schenks Briefe an Jacobi; Bitterauf. Bayern als Königreich S. 31; Funk. Von der Aufklärung zur Romantik, S. 14.

[2]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 115.

[4]) Heigel. Die Münchner Akademie a. a. O.

urkunde[1]) „ob seines unbestrittenen literarischen Ansehens und seiner anerkannt persönlich sittlichen Würde" ernannt, wobei man fast noch die Worte hinzufügen möchte: nicht zu vergessen ob seiner großen gesellschaftlichen Fähigkeiten.[2])

Während die bisher aufgezählten Männer unmittelbar an die Akademie gelangten und ausschließlich diesem Institut ihre Kräfte widmeten, begegnen wir nun in der Folge Gelehrten, die entweder bereits vorher für eine bayrische Landesuniversität gewonnen worden waren oder bei denen es fraglich ist, ob ihre Haupttätigkeit der Akademie oder einem anderen Institut angehörte.

Da wäre zunächst der schon erwähnte, in Württemberg geborene Philosoph Schelling[3]) zu nennen. Von Jena war dieser Mann nach Würzburg berufen worden, von da kam er 1806 nach München. Er hatte um diese Zeit trotz seiner Jugend — er zählte erst 31 Jahre — den größeren Teil seiner Entwicklung bereits hinter sich. Er war von Fichte ausgegangen, hatte sich dann der Naturphilosophie zugewandt, war Spinozist geworden und stand jetzt unter dem Einfluß des Neuplatonismus. Im Hintergrund seines Systems tauchte der Geist Jacob Böhmes auf. Aus dem „Pantheisten im Sinne des klassischen Humanitätsideals"[4]) wurde allmählich ein Offenbarungsgläubiger. Er war, wie Kosch sagt, „immer ein treues Abbild seiner Zeit. Er ging ihr nicht voraus und folgte ihr nicht, er verkörperte sie."[5]) Funk bezeichnet ihn deshalb geradezu als einen „Modephilosophen,"[6]) der nicht in erster Linie originell gewesen sei, „vielmehr nur ein großer genialer Weiterdenker und Auffammler aller in der Luft schwirrenden Gedankenkeime."[7]) Die Beurteilung Schellings war stets schwankend; z. Z. scheint er eine

---

[1]) M. Kr. A. HR. 291/20.

[2]) Wir haben hier bei der Darstellung der menschlichen Eigenschaften Jacobis uns auf das für diesen Fall Notwendigste beschränkt. Da diese menschlichen Eigenschaften im Gelehrtenstreit aber eine große Rolle spielten, so werden sie an dieser Stelle ausführlich behandelt werden. Nicht mit Unrecht bezeichnet es Lessing allerdings als einen Fehler, wenn ein Kritiker verrate, daß er von einem Autor mehr kenne als den Namen. Dieser Fehler läßt sich aber aus dem oben erwähnten Grunde nicht umgehen. Die Darstellungen von Loewe und auch von Funk sind nun in Hinsicht der Darstellung des Jacobi'schen Charakters etwas unvollständig. Die Urteile Therese Hubers, Bettinas, Baders, Varanoffs und anderer wurden fast nicht berücksichtigt. Die z. T. ungewollte Schärfe der Jacobi'schen Schreibart, (Schlichtegroll a. a. O. S. 27) die ihm viele Feinde machte, wird von Loewe, der den Schlichtegroll'schen Necrolog auf den Präsidenten im wesentlichen vollständig wiedergibt, (Loewe [Thiersch]. a. a. O. S. 123), teils unterschlagen, teils einseitig, unvollständig wiedergegeben. Diese Kritik mag kleinlich erscheinen, da wir aber nicht nur Ideen, sondern auch Personen zu schildern haben, so ließ sie sich wohl nicht ganz umgehen.

[3]) A. D. B. 31. Bd. Leowe (Thiersch.) S 211ff. Schwegler a. a. O.

[4]) Kosch. a. a. O. S. 237.

[5]) Ebenda.

[6]) Funk. Von der Aufklärung zur Romantik S. 44.

[7]) Ebenda S. 45.

Art Auferstehung zu erleben. Als Theobald Ziegler um die Jahrhundertwende[1]) „die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts" zu schildern unternahm, da kam der württembergische Philosoph verhältnismäßig ungünstig weg. Es hieß dort unter anderem:[2]) „Nichts steht heutzutage tiefer in der Schätzung der Zeitgenossen als die Schelling'sche Naturphilosophie . . . Auf Naturforscherversammlungen können Redner stets des Beifalls gewiß sein, wenn sie daran erinnern und demgegenüber selbstgefällig betonen, wie wir es doch so herrlich weit gebracht haben . . . Steckt aber doch ein Riesengeist darinnen — im Ganzen nämlich." Mit Recht sagt Windelband:[3]) „Die Akten über den Streit, der seit Demokrit und Plato die Geschichte der Naturauffassung erfüllte, sind auch heute noch nicht geschlossen." Die Frage steht also offen. Nun ist für den Historiker weniger die Richtigkeit eines philosophischen Systems als seine historische Bedeutsamkeit entscheidend, und die zeitgenössische Bedeutung der Schelling'schen Philosophie war jedenfalls ungeheuer. — Schelling führte sich in München in der Akademie durch eine Rede „Ueber das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur" ein. Es war eine Rede, die allgemeinen Beifall fand[4]) und seine Ernennung zum Generalsekretär der Akademie der bildenden Künste zur Folge hatte. 1815 folgte eine zweite, betitelt „Ueber die Gottheiten von Samothrake." Das war alles, was Schelling für die Akademie an Arbeit leistete. Er hat nie den pflichtgemäßen jährlichen wissenschaftlichen Beitrag geleistet. Grollend[5]) stand er abseits, der Untätigste von allen,[6]) nur einem gewissen romantischen Kreise sich widmend. Da wären vor allem zu erwähnen seine Beziehungen zu Baader, dem Philosophus Christianus, mit dem er sich im Studium Jakob Böhmes zusammenfand. Gnosis, Kabbala,[7]) St. Martin[8]) und die Lehren des Schusters von Görlitz mit dem Katholizismus zu verschmelzen, bildete das Bestreben dieses eigenartigen altbayrischen Gelehrten. Die Aufklärung hatte ihren Höhepunkt überschritten; Herbst zog ein; der Glaube verlangte wieder seine Rechte.

Als nächster in der Reihe der Berufenen schlösse sich der von Mannheim übernommene Medizinalrat und Konservator des

---

[1]) 1899.
[2]) a. a. O. S. 73.
[3]) Windelband a. a. O. S. 518.
[4]) Vgl. Caroline a. a. O. S. 420 auch Westenrieder rühmte sie.
[5]) z. T. war dies grundlos; zum anderen Teil lag es in dem gespannten Verhältnis zu Jacobi begründet. Es verdroß ihn, daß dessen Schüler Koeppen, einer seiner erbittertsten Gegner, die Professur in Landshut erhielt, auf die er sich anscheinend selbst Hoffnungen gemacht hatte. A. D. B. 31. Bd. S. 151 vgl. Funk.
[6]) Therese Huber in „Bayerische Briefe" a. a. O. Wieweit beim Nachlassen seiner literarischen Produktion der Tod Karolinens eine Rolle spielt, wie Kosch meint (a. a. O. S. 243), das lassen wir dahingestellt.
[7]) Kosch a. a. O. S. 246.
[8]) Windelband a. a. O. S. 518; siehe ferner Loewe und Huch.

botanischen Gartens, Güthe,[1]) an, ferner der Gothaer Numismatiker Schlichtegroll, womit wir das Jahr 1807 in der Geschichte dieser Berufungen betreten. Dieser Gelehrte wurde anstelle des von Jacobi ursprünglich vorgeschlagenen und warm empfohlenen Kantianers Reinhold,[2]) eines ehemaligen Kapuziners, dessen Präsentation der König aber sehr übel genommen hatte,[3]) zum Generalsekretär der erneuerten Akademie ernannt. Als der Düsseldorfer 1812 seine Präsidentenstelle niederlegte, wurde Schlichtegroll auch mit den Geschäften des Präsidiums betraut. Er war eine sehr versöhnliche Natur, die sich bemühte, allen gerecht zu werden.[4]) Sein Werk war vor allem die Ausgestaltung der Akademieinstitute, ihres Observatoriums, ihrer Naturaliensammlung, ihres Antiquariums, ihres polytechnischen Kabinetts und so weiter.[5]) Er war ein Anhänger Reichenbachs, wie überhaupt die aufblühende Technik, die damals in Deutschland noch etwas Blutjunges war und vor allem durch die Verbindung mit Frankreich einerseits und die Kontinentalsperre andererseits nicht unwesentlich gefördert wurde, im Gegensatz zu manchen anderen Gelehrten großen Eindruck auf ihn machte.[6]) — Er hatte den Ruf an die Akademie angenommen, um zur Hebung eines Institutes beizutragen, das der gesunkenen deutschen Ehre doppelt not tat.[7]) Dessen Aufblühen erfüllte ihn mit Stolz. „Es geht doch alles vorwärts," schrieb er einmal begeistert an Schütz.[8]) In späteren Jahren hören wir aber dann öfters Klagen von ihm über die Bevormundung und Einschränkung durch die absolutistische Regierung.[9])

Einem Vertreter der seit Lavoisier in eine neue Epoche ihres Daseins getretenen Chemie begegnet uns in dem Pommern Gehlen, dem Freund und Testamentvollstrecker Ritters. Den „Unvergeßlichen" nannte Moll den Neuberufenen in seiner noch etwas die Luft der Empfindsamkeit atmenden Briefsammlung. Als „einen der tüchtigsten Chemisten in Deutschland" bezeichnete Klaproth,[10]) eine damalige Koryphäe, den Ankömmling. Chemie war bis dahin in Bayern nur als eine gelegentlich untergeordnete Zugabe zur Mineralogie und Physik behandelt worden.[11]) — Klarheit in die Untersuchungen anderer gebracht zu haben, war das Hauptverdienst Gehlens. Außerdem ist er bekannt als einer der ersten, vielleicht der erste, welcher die Giftig-

[1]) M. Kr. A. HR 291/16.
[2]) Reg. D. Kult. Min. NB. VII. Beilage zu Zentners Schreiben vom 15. Hornung 1807.
[3]) Sömmering a. a. O. II S. 143.
[4]) siehe vor allem den Moll'schen Briefwechsel, III. Abt.; aber auch Therese Huber.
[5]) Loewe (Thiersch.) a. a. O. S. 204.
[6]) auch sein Sohn widmete sich der Technik.
[7]) Moll a. a. O. S. 716
[8]) Schütz a. a. O. II. S. 242.
[9]) Moll a. a. O. III. Abt.
[10]) Moll a. a. S. 359.
[11]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 229.

keit der Blausäure erkannte.[1]) Er starb als ein Opfer seines Berufs an einer Gasvergiftung (1815).

Wir kommen nun zu zwei Angehörigen des neuhumanistischen Kreises, zu Jacobs und Breyer. Jacobs stammte aus Gotha und war in seinem Hauptberuf am Lyceum tätig. An der Akademie trat er vor allem durch einige Reden hervor. Er sprach z. B. "Ueber die Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit" (1808) und über ihren Reichtum an plastischen Kunstwerken (1810). Heutzutage erscheinen damalige geschichtliche Vorlesungen im allgemeinen merkwürdig unhistorisch. Ihr Hauptwert beruhte tatsächlich nicht auf der Erkenntnis, die sie vermittelten, als vielmehr — um mit Goethe zu reden — auf dem Enthusiasmus, den sie erweckten. Die Historie teilte damals diese Eigenschaft allerdings mit andern Disziplinen. Vorlesungen jener Zeit vermittelten, worüber Feuerbach einmal sich ziemlich unwillig äußerte,[2]) verhältnismäßig sehr wenig Tatsachenwissen, sie ergingen sich dafür lieber in breit angelegten philosophischen Betrachtungen. Es war, wie schon erwähnt, die Glanzzeit der Spekulation. Der Mensch glaubte sich über die harten oder kleinlichen Tatsachen des Lebens erhaben, sie in seinem Geiste umwandeln zu können; das gab ihm eine Art von Hochgefühl, das später nicht wieder erreicht worden ist.

Im selben Jahre wie Gehlen wurde der zu Heutingsheim in Württemberg geborene Historiker Beyer an die Akademie berufen. Er war zuvor Lehrer der Geschichte und Statistik an der Universität Landshut gewesen. Ueber seine dortige Lehrtätigkeit, bei der er von dem Gedanken einer steigenden Entwicklung der Menschheit ausging,[3]) mag an anderer Stelle gesprochen werden. In München nun führte er das Werk eines im Wahnsinn geendeten bayrischen Kollegen, P. Wolfs, eines alten Jesuitengegners, der seine Heimat hatte verlassen müssen und unter dem aufgeklärten Ministerium Montgelas wieder zurückberufen worden war, nämlich „die Geschichte des Kurfürsten Maximilian und seiner Zeit" einem Abschluß entgegen.[4]) Darnach verfaßte er „Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges aus bisher ungedruckten Papieren." Als er dieses Werk seinem Protektor übersandte, schrieb ihm dieser in sehr anerkennenden Worten, daß es ein sehr interessantes Pendant zur Geschichte Max I. sei, daß er sich aber nicht erinnern könne, hierin etwas von Gustav Adolph gelesen zu haben.[5]) Es ist sehr wohl möglich, daß dieser mit Rücksicht auf die katholische Bevölkerung weggelassen worden war. Schließlich erhielt Breyer den Auftrag, ein „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die Studienanstalten Bayerns" zu verfassen.

---

[1]) A. D. B. 8. Bd. S. 497.
[2]) Feuerbach a. a. O.
[3]) nach Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 136.
[4]) A. D. B. Artikel über Beyer.
[5]) M. Kr. A. MA 1639/1531.

Doch auch dieses Buch sollte nicht von dem vollendet werden, der es begonnen. Das tat nach Breyers Tod der schon erwähnte Württemberger Friedrich Roth,[1]) der sich in der Akademie durch eine Rede auf Johannes von Müller eingeführt hatte (1810). Auch er gehörte dem humanistisch-klassizistischen Kreise an.

1807 auf 1808 gesellte sich den bisher Erwähnten der Gothaer Bibliothekar Hofrat Hamberger,[2]) der die Hofbibliothek, die der Akademie unterstellt war, nach dem Muster der Göttinger umgestalten sollte. 1812 wurde aus Bamberg der Orientalist Frank[3]) berufen, 1813 aus Ansbach der Finanzrat Pelin,[4]) ein ehemals preußischer Untertan, der Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse werden sollte. Zur Förderung des vaterländischen Kunst- und Gewerbefleißes gründete er zusammen mit Schlichtegroll 1815 den polytechnischen Verein.

Der letzte der unter Montgelas nach München an die Akademie Berufenen war der aus Hannover stammende Chemiker Heinrich Vogel, der im Jahre 1816 als Nachfolger Gehlens aus Paris nach München gezogen wurde.[5])

Außer Friedrich Roth wurden noch andere Männer der Verwaltung, die zum Kreise der Berufenen zählten, zu ordentlichen Mitgliedern der Akademie ernannt, z. B. der Direktor des Wasser-, Brücken- und Straßenbaubüros von Wiebeking, der Kreiskirchenrath Martini und vor allem der Direktor des Reichsarchivs, der Ritter Lang. Dessen historische Arbeiten, die eine schier ununterbrochene Reihe von Angriffen gegen die katholische altbayrische Geschichtswissenschaft darstellten, mögen an anderer Stelle, nämlich im Rahmen des Gelehrtenstreites, besprochen werden.

Als Adjunkt gelangte der ursprünglich an das Wilhelmsgymnasium berufene Thüringer Friedrich Thiersch am 24. Dezember 1810 in den Kreis der Akademie.

Außer den Genannten sollten noch andere Persönlichkeiten gewonnen werden, so die Philologen Friedrich August Wolff[6]) und Voß,[7]) der Theologe Schleiermacher,[8]) der Geologe Steffens,[9]) der Göttinger Historiker Heeren.[10]) Doch deren Berufungen zerschlugen sich.

---

[1]) Akad. d. W. X 261 Roth.
[2]) Akad. d. Wiss. XI 255.
[3]) Gelehrtes München S. 31.
[4]) Akad. d. W. XII. 274.
[5]) Gelehrtes München S. 128.
[6]) Perthes a. a. O. vgl. Sömmering a. a. O.
[7]) Ebenda.
[8]) Ebenda.
[9]) Sömmering. a. a. O. II S. 233.
[10]) Ebenda I S. 110.
Es sind hier sämtliche Berufenen genannt worden, während Loewe sich auf die wichtigeren beschränkt.

6. Kapitel.

Die Berufungen an die Akademie der bildenden Künste.

Minder bedeutsam als die Akademie der Wissenschaften war die der bildenden Künste, aber nicht etwa deshalb, weil sie nur 50 000 fl.[1]) Zuschüsse erhielt, die andere aber achtzig, sondern aus dem Grunde, weil die Zeit in ihren anmaßenden Kreisen kein innerliches Verhältnis zur Kunst hatte.[2]) Der berüchtigte Lippert aus der Zeit Karl Theodors war ein feiner Kunstkenner gewesen, die Männer Montgelas dagegen waren jeglicher stärkeren Kunstbegeisterung bar. Das wird man am besten gewahr, wenn man ihre Briefe und Erinnerungen durchliest und dabei auf die Suche nach Bemerkungen über Kunst oder auch nur nach Vergleichen und Bildern aus diesem Gebiete menschlichen Schaffens ausgeht. Wenn man dabei auch gleich Sokrates mit der Lampe am hellichten Tage zu Werke geht, man wird kaum mehr als spärliche Ansätze finden. Einen anderen Grund bildeten die Lehrkräfte, die an der Akademie wirkten. Diese konnten sich nämlich mit den damaligen Männern der Wissenschaft an weittragender Bedeutung nur schlecht messen. Dort z. T. Koryphäen, hier nur Mittelgut.

Die Wurzeln dieser Akademie reichen zurück bis auf eine Zeichenschule, die wahrscheinlich aus der Zeit Max III. Joseph stammt, deren genaues Gründungsjahr aber zweifelhaft ist.[3]) Der wenig anheimelnde oder Bewunderung einflößende Zustand der Anstalt gab im Jahre 1784 den Anlaß zu Reformgedanken, weshalb man sich an Krahe nach Düsseldorf wandte, der eine Umgestaltung nach dem Muster der kurpfälzischen Akademien vorschlug. Doch die Klagen dauerten fort: besonders der Mangel

---

[1]) M. Kr. A. H.R. 291/26/27.

[2]) Loewe bringt viele Gründe für den Mißerfolg der Akademie, die zum Teil richtig sind, Loewe (Thiersch) S. 225; diesen Hauptgrund bringt er nicht. Die mangelnde innere Teilnahme geht wieder zum großen Teil darauf zurück, daß die Klassik in Deutschland im Vergleich zur Literatur und Musik auf dem Gebiete der bildenden Kunst nichts Ueberragendes zu bieten hatte.

[3]) Stieler a. a. O. S. 6.

an Geld wurde hemmend empfunden. „Wegen dieser Vernachlässigung" heißt es in einer Eingabe[1]) von 1801: „sind aber auch alle Kunstgewerbe und Professionen in Bayern nach dem einstimmigen Zeugnis aller hier wohnenden Künstler bei weitem die schlechtesten und elendesten aller umliegenden Länder." Man folgte diesen Stimmen, griff tief in den Beutel, aber man kann nicht eben behaupten, daß der dafür eingeheimste Gewinn den angewandten Mitteln wirklich entsprach. Die Regierung wollte Reformen, hatte aber zunächst durchaus kein klares Ziel. Neue Verbesserungsvorschläge wurden eingefordert. Wirr hallten die Stimmen durcheinander. Da verlangte der eine, es war der Zeichenprofessor Mitterer,[2]) vor allem Rücksicht auf das bürgerliche Gewerbe, äußerte Wünsche, die wir heutzutage einem Technikum zuweisen würden, vertrat also den reinen Nützlichkeitsstandpunkt der Aufklärung. Im Gegensatz dazu äußerte ein anderer, nämlich der Freiherr v. Stengel: „Die Kultur des Schönen muß als Selbstzweck angesehen werden, nicht bloß als Mittel zu anderen Zwecken."[3]) Ein Dritter, ein welterfahrener Skeptiker, war überhaupt gegen das geplante Heilmittel einer regelrechten Akademiegründung. Er schrieb am 30. Juni 1805,[4]) „daß es eine bekannte Wahrheit sei, daß, seitdem man Kunstakademien in Menge habe, die Künste je länger, je mehr gesunken seien." Doch die einmal gefaßte Absicht erlebte auch ihre Reife, fiel als losgelöste Frucht vom Baum der Erkenntnis ins Land der irdischen Dinge hernieder und so wurde denn am 13. Mai 1808 vom Könige die Verfassungsurkunde des neuen Institutes unterzeichnet. Diese Verfassungsurkunde ging nach bisheriger Ansicht, die sich auch bei Loewe findet, auf Schelling zurück; ihr Verfasser war aber, wie Doeberl nachgewiesen hat, der geheime Rat von Schenk.[5])

Wie war damals in Bayern die künstlerische Lage? Dahin war die frohe Kunst des Rokoko. Sie galt dem aufstrebenden, ehrsamen Bürgertum als „moralisch verdächtig."[6]) Dahin war ihre feine Technik, dahin allerdings auch eine Epoche in der sozialen Stellung des Künstlers, die nicht zu den erfreulichsten zählte — der Künstler als Handwerker und kleiner Hofbediensteter. An die Stelle der Rokokokunst war die Kunst der „Mannheimer" getreten. Ihre Vertreter, die um die Jahrhundertwende noch fast alle in München lebten und wirkten, boten ein ganz anderes Bild. Sie, die z. T. das Leben des Hofes auf seiner Höhe mitgenossen hatten, überragten an allgemeiner Bildung und

---

[1]) Ebenda.
[2]) Stieler a. a. O. Anhang.
[3]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 220.
[4]) Reg. ds. Kult. Min. NB. VII. Convol IV. Man kann eigentlich nicht von den trefflichen „Anregungen" Mannlichs reden, wie es Loewe tut (Loewe, Thiersch. S. 220.), denn jener war im Grunde gegen jede Akademie und bildete später, wie Adam erzählt (Adam. a. a. O. S. 286) den Mittelpunkt der Akademiegegner.
[5]) Doeberl. Entw. II. a. a. O.
[6]) Feulner a. a. O. S. 7.

sozialer Stellung ihre altbayrischen Vorgänger aus der Zeit des Rokoko um ein Bedeutsames. „Neben diesem allgemeinen Vorsprung," meint Oldenbourg,[1]) fiel ihre künstlerische Ueberlegenheit gar nicht so sehr in Betracht, wenn sie auch später richtunggebend in das Geschick der Münchner Malerei eingreifen sollte." Ihre Gemälde, soweit sie bei Feulner und Oldenbourg abgebildet sind,[2]) verraten ausgesprochen altholländischen Einfluß. Dazwischen zeigt sich eine Verwandtschaft mit der zeitgenössischen englischen Porträtierkunst,[3]) oder eine Erinnerung an Claude Lorrain. Diese Kunst zehrte also z. T. von der Vergangenheit, indem sie vor der Rokokokunst anknüpfte, zum andern Teil aber lebte sie ausgesprochen von dem Studium der Natur. Nachahmung eines vergangenen Stils oder Beobachtung der Natur, das waren jetzt die Pole, um die sich alles drehte. Durch die französische Revolution war nun die von Mengs bereits angebahnte Nachahmung der Antike mit ihre Bevorzugung des Menschen als Darstellungsobjekt in breitem Maße in die bildende Kunst eingedrungen. David, Gérard: das waren damals Namen von Weltruf.

Dieser Richtung gehörte damals im wesentlichen der Mann an, dem schließlich die letzte praktische Ausgestaltung der Akademie übertragen wurde, und der zu ihrem Direktor ernannt wurde, Johann Peter Langer.[4]) Seine Berufung von Düsseldorf im Jahre 1806 bildet ein Glied in der großen Kette von Zuwanderungen pfälzisch-rheinischer Künstler nach München. Sein Bild der Kronprinzessin Therese ist ausgesprochen im Stile Gérards gehalten,[5]) jenes Mannes, von dem sich 1814 in Paris nahezu sämtliche dort versammelten Fürsten malen ließen.[6]) Allerdings verraten andere Arbeiten Langers z. T. auch nichtklassizistische Einflüsse, diese bildeten aber stets die Grundstimmung; der Berufene hatte eben gewisse eklektische Neigungen. Die Urteile über ihn gehen weit auseinander; sie erklingen ziemlich dissonantisch. Jedenfalls steht aber die Tatsache fest, daß das, was gleichzeitig mit dem neuen Direktor aus den Rheinlanden herüberkam nach Altbayern, nämlich die Gemäldegalerie des abgetretenen bergi-

---

[1]) Oldenbourg a. a. O. S. 32.

[2]) Die Möglichkeit, Originalwerke aus der Zeit um 1800 zu sehen, war sehr gering; die neue Pinakothek enthält fast nichts; die Schleißheimer Galerie soll mehr besitzen, hat es aber nicht ausgestellt.

[3]) Oldenbourg a. a. S. 34.

[4]) Die Zeichnung Langers bei Loewe ist lückenhaft. Loewe hat das Oldenbourg'sche Buch kaum benützt; das Feulner'sche, das 32 zum Teil sehr lehrreiche Abbildungen aus der Zeit von 1775—1825 enthält, hat er sich leider ganz entgehen lassen. Allerdings kann niemand verlangen, daß bei einem so ausgedehnten und vielseitigen Werke wie dem Loewe'schen alle Fragen mit der gleichen Eindringlichkeit behandelt sind.

[5]) Oldenbourg a. a. O. S. 80.

[6]) Dr. Fried. Schulze. Bilderbuch der Freiheitskriege mit 150 zeitgenössischen Abbildungen. 1913 Dachau.

schen Herzogtums mit ihrem Reichtum an niederländischen Meistern, entschieden wertvoller und für die Zukunft des bayrischen Kunstlebens bedeutsamer war[1]) als dessen Person. Es gibt jedoch Stimmen, die meinen, Langer sei einer der besten gewesen, die es damals gab. Oldenbourg drückt sich dahin aus:[2]) „Alle Möglichkeiten, die im Bereich des Wissens und der Routine lagen, waren Langer geläufig." Der Berufene gedachte die Antike, Raffael und Coreggio in sich zu vereinigen,[3]) deren Vorzüge zu verschmelzen, ohne damit allerdings mehr als eine gewisse nichtssagende akademische Kälte zu erzielen. Seine Eitelkeit grenzte an diejenige August Wilhelm Schlegels. Er überschätzte sich. So soll er einmal geäußert haben, es gebe nur drei wahrhaft große Künstler; der erste sei Raffael, der zweite sein eigener Sohn Robert, den dritten verbiete ihm die Bescheidenheit zu nennen.[4]) Das bekannte Wort seines klassizistischen Kunstkollegen Carstens gegenüber dem preußischen Staat:[5]) „Nicht der Berliner Akademie, sondern der Menschheit gehöre er an," wirkt daneben blaß. Oldenbourg schreibt:[6]) „Schulmeisterei, die bis zu tyrannischer Gewaltsamkeit ausartete, war die natürliche Folge dieser Selbsttäuschung, Auflehnung und Erbitterung die notwendige Stellungnahme der Andersgesinnten, die sich wie Dillis sogar dem Kronprinzen gegen in Ausdrücken wie „die Kunstbestien" über Langer Vater und Sohn Luft machten. Großer Beliebtheit erfreuten sich daneben der Kupferstecher Karl Heß und der im Kunstkomitee vertretene Pferdemaler Wilhelm Kobell; vor allem aber der größte Gönner der jungen Künstler König Max, der aus jedem Stipendium in taktvoller Weise eine Auszeichnung zu machen verstand.[7]) Die über Langer Erbitterten, die der Akademie den Rücken zukehrten, scharten sich, wie der damals in München lebende Schlachtenmaler Adam erzählt,[8]) um Mannlich, den Günstling des Königs und bildeten bald, wenn auch nicht die größere, so doch die stärkere Partei. Ein Teil von ihnen ging auch nach Rom oder folgte den französischen Kriegszügen. Emil Grimm, der Bruder der beiden Märchensammler, entwirft uns von dem kleinen, etwas korpulenten Direktor mit den scharfen Zügen und stechenden Augen, jenem Mann, der einem Cornelius, einem Heinrich Heß und Ludwig Schwanthaler jegliche künstlerische Begabung absprach,[9]) plastische Bilder.[10]) „Es wäre mir lieber, Sie hätten janz und jar noch nicht jezeichnet und Sie müssen of der

---

[1]) Die Münchener Galerie war jetzt die zweitgrößte Deutschlands. Caroline S. 410 a. a. O.
[2]) Oldenbourg a. a. O. S. 80.
[3]) Stieler a. a. O. S. 28.
[4]) Ebenda S. 31.
[5]) Die Kunst des XIX. Jahrhunderts von Dr. Fried. Haak. Stuttgart 1905 S. 17.
[6]) Oldenbourg a. a. O. S. 80.
[7]) Adam a. a. O.
[8]) Ebenda S. 286.
[9]) Doeberl. Entw. II a. a. O.
[10]) Grimm a. a. O. S. 114.

Akademie ganz von vorne anfangen." sagte ihm der Düsseldorfer, als er ihm bei Beginn der Studien einige seiner Arbeiten vorzeigte. So ging es allen, die nicht ganz im klassizistischen Fahrwasser segelten. Nazarenertum und warmblütige romantische Landschaftsmalerei — das melancholische Zerfließen in Naturstimmungen wie bei Friedrich kam hier im Süden gar nicht in Betracht[1]) — diese beiden Richtungen, sie konnten nur abseits von der Akademie oder in einem gewissen Gegensatz zu deren Leitung gedeihen.

Trotz alledem hatte die Akademie verhältnismäßig sehr viele Schüler. Langer konnte mit Recht stolz darauf sein.[2]) Die Ueberzeugung, die Kunst in Bayern einer bedeutsamen Zukunft entgegenzuführen, verließ ihn denn auch nie. So schrieb er am 4. Oktober 1810 an Montgelas:[3]) „Durch die in so kurzer Zeit errungenen Fortschritte und die allenthalben veranlaßten Aussichten zur Anwendung der bildenden Künste glaube ich berechtigt zu sein, behaupten zu dürfen, daß, wenn in diesem Geiste fortgefahren wird, von hier aus eine neue Epoche der Künste sich bilden und Bayern noch nach Jahrhunderten die Früchte davon genießen wird, sowie Italien jetzt die Bemühungen der Medici um die Künste und Frankreich die eines Colbert trotz allen Zerstörungen genießt."

Wer wurde nun sonst noch berufen? Wie war überhaupt die Besetzung vor der Neukonstitution gewesen? Als man sich das ganze Institut noch als eine Klasse der Akademie der Wissenschaften dachte, da schrieb Zentner am 16. August 1804:[4]) „In der Klasse der bildenden Künste möchte Lamine (ein geborener Mannheimer), vielleicht in der Folge Gärtner (ein geborener Coblenzer, der im Jahre 1803 als Hofbauintendant von Würzburg nach München berufen worden war) für Architektur, Skell für Gartenkunst engagiert werden." An der damals noch bestehenden Schule der bildenden Künste war, wie vielleicht nicht uninteressant, die Verteilung der Rollen um diese Zeit folgendermaßen:[5]) An der Spitze finden wir Mannlich, dann als Klaßprofessoren Boos, Seidl, Hauber, Lamine, Klotz, Denner; daneben figurierten als Künstler Ernst Heß, Franz und Wilhelm Kobell und schließlich Mettenleitner, also vorwiegend „Pfälzer". Die endgültige Akademie dagegen enthielt folgende Köpfe, abgesehen von den beiden Langer: In der Klasse für Malerei den Porträtmaler Kellerhoven aus dem Herzogtum Berg, den Allgäuer Joseph Hauber, einen Vertreter der Historienmalerei älterer Richtung, ferner Andreas Seidl aus München und den Landschaftsmaler Dillis, der durch seine intime Naturbetrachtung[6]) un-

---

[1]) Vgl Feulner a. a. O. S. 11.
[2]) Adam a. a. O. S.. 278
[3]) M. Kr. A. MA. 1635/1531.
[4]) Reg. d. Kult. Min. NB 7.
[5]) Reg. d. Kult. Min. NB. 7. Convol IV.
[6]) Interessant ist, daß Riehl diese Tatsache 1896 als „Naturalismus" bezeichnete, (a. a. O. S. 5) während sie Oldenbourg 1922 mit dem Worte „Romantik" belegte.

mittelbar zur Romantik überleitete; in der Abteilung für Plastik finden wir Lamine, während an der für Baukunst Karl v. Fischer und an der für Kupferstich Karl Heß wirkte. Von diesen beiden Männern waren nun Seidl und Dillis Altbayern; der bergische Künstler Kellerhoven, der Schwabe Hauber und der Mannheimer Lamine waren bereits unter Karl Theodor nach München gekommen. Es wurden also unter Montgelas' Aegide außer den beiden Langer: Karl von Fischer und Karl Heß an die Akademie berufen. Eine Berufung des Bildhauers Dannecker aus Stuttgart zerschlug sich.[1])

Karl von Fischer hatte im Jahre 1782 zu Mannheim das Licht der Welt erblickt. Nach einer vorübergehenden Tätigkeit in Wien war er nach München gekommen. Hier gilt er für den architektonischen Prototyp der Zeit;[2]) er war Klassizist. Das bedeutsamste Werk, das er in der bayrischen Hauptstadt schuf, war ein Palais für den zweibrücken'schen Exminister Abbée Salabert, dem sich ein solches für den Freiherrn v. Asbeck und den päpstlichen Nuntius anschloß. Er war ferner der Schöpfer des Hof- und Staatstheaters.[3]) Seine Werke stehen im Ruf einer gewissen Kälte, z. T. wohl mit Unrecht; denn man muß anerkennen, daß sein Bau für Salabert am Eingang des englischen Gartens den Stil des Empire in einer sehr vorteilhaften und warmen Spielart zur Geltung bringt. Dabei drängt sich allerdings eine gewisse Bedenklichkeit auf; die beiden großen, schweren Säulen nämlich, der ganze ruhig ausladende Eingang, wohl einer der besten Teile des Palais, soll auf Veranlassung des Abbées in diesen Raumverhältnissen hingestellt worden sein, während der Architekt kleinere Ausmaße wünschte.

Als eine Art Kuriosum mag zum Schluß eine Spottschrift auf Fischer angeführt werden, die sich eines Tages an der Angerer Kirche fand. Sie ist ganz im volkstümlichen Stil gehalten: „Dem verehrlichen Publikum wird hiermit bekannt gemacht, daß wer Schweinefleisch oder Würste geschwind räuchern will, der darf sich nur an den Professor Fischer von der Akademie der bildenden Künste wenden; dieser gibt Erlaubnis in dem von ihm eigens erbauten Schornstein auf der Angerer Kirche zu räuchern. Der Eingang ist durch das große Fenster über der kleinen Tür."[4])

Zu Darmstadt war der Kupferstecher Karl Heß geboren; zu Straßburg hatte er bei Schwertfeger gelernt, zu Mannheim sodann durch eine geschickt gravierte Jagdszene die Aufmerksamkeit des Hofes erregt. Durch diese Gönnerschaft war er 1782 als Professor der Kupferstichkunst nach Düsseldorf gelangt.[5]) Von hier aus kam er nun im Jahre 1806 zusammen mit den dortigen Kunstschätzen in die bayrische Hauptstadt. Sein später so berühmter Sohn Peter begleitete als Akademieschüler den Vater

---

[1]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 224.
[2]) Alex. v. Müller a. a. O.
[3]) Wolff a. a. O.; Stieler a. a. O.
[4]) Münchner Kreisarchiv. Polizeiakten.
[5]) A. D. B.

nach München. Bettina Brentano kann sich schier nicht genug tun im Lob des Berufenen, dem der junge Grimm zur Ausbildung übergeben wurde. In den vollsten Tönen preist sie sein mildes Wesen und seine geistreiche Art.[1])

Durch diese Berufungen, vor allem durch die tonangebende der beiden Langer, wurde der Klassizismus in München heimisch; seine volle Blüte sollte er allerdings erst unter Ludwig I. erleben, wo das romanitische Ideal sich eng mit ihm verschmolz.

Wir müssen uns nun noch mit einigen Künstlern beschäftigen, die nicht an die Akademie berufen wurden, die z. T. überhaupt nicht berufen wurden, sondern die das sachte auflebende Kunstleben nach München lockte (war doch diese Stadt damals z. B. ein sehr ergiebiger Boden für Kopisten).

Da wäre der ehemalige Historienmaler Joseph August Brulliot aus Düsseldorf zu nennen, der als Inspektor der Gemäldegalerie im Jahre 1805 nach München gezogen wurde.[2]) Sein Sohn Franz, der ihn begleitete, wurde 1808 Assistent an der Kupferstichsammlung.[3]) Ferner muß hier der Architekt Metivier[4]) aus der Bretagne angeführt werden, des weiteren der später so berühmt gewordene Klenze[5]), der 1813 in die bayrische Hauptstadt gelangte und dort die bedeutsame Bekanntschaft des Kronprinzen machte. Damals z. Z. Montgelas' studierten außer dem schon erwähnten Maler Grimm noch folgende wichtige Nicht-Altbayern an der Münchner Akademie: ein Ferdinand Piloty[6]) aus Homburg im bayrischen Rheinkreis, ferner zwei später sehr bekannte Architekten, der Bamberger Ohlmüller,[7]) sowie der jüngere Gärtner,[8]) ein geborener Koblenzer, und andere. Von hier aus führen die Fäden unmittelbar zur Kunstepoche Ludwig I.

All diese Künstler, von denen wir hier handelten, sie trugen dazu bei, ein frisches, anders geartetes Leben in die Hauptstadt zu bringen, und es entstand so aus der Auseinandersetzung und Vermischung zwischen Einheimischem und Fremdem ein neuer Begriff, das „Kulturmünchnertum".

---

[1]) Bettina a. a. O.
[2]) A. D. B. 3. Bd. S. 419 ferner M. Kr. A. M. A. 1046/3.
[3]) Gelehrtes München. S. 5 a. a. O.
[4]) Artistisches München a. a. O.
[5]) Ebenda.
[6]) Ebenda.
[7]) Ebenda.
[8]) Ebenda.

7. Kapitel.

Die Berufungen an das Lyzeum und Gymnasium.

Im Jahre 1559 bat Herzog Albrecht von Bayern den General des Jesuitenordens Laynes um Entsendung von vierzehn Jüngern Loyolas für ein Kolleg nach München.[1]) Die Bitte wurde bereitwilligst gewährt; die Väter kamen von Ingolstadt, ließen sich in dem fast verlassenen Augustinerkloster der Hauptstadt nieder und begründeten hier ein Gymnasium. Gar bald sollte die neue Anstalt so wachsen, daß Neubau an Neubau gefügt werden mußte und ein Häuserblock entstand, der dem Escorial nach dem Urteil kundiger Reisender kaum nachstand. Ein paar Jahrhunderte sollte der Orden hier hausen als ein unbedingter Beherrscher des bayrischen Mittelschulwesens. Diesen Erfolg verdankte er teilweise seiner Art zu lehren, teilweise aber auch seiner Kunst der Menschenbehandlung, seiner Fähigkeit, sich hohe Gönner zu sichern. Was er hier in München bot, war eine Humanistenanstalt mit theologischer Spitze, streng abgeteilten Klassen, einem ausgedehnten Prämiensystem und unentgeltlichem Unterricht. Disputationen, Aufführungen von Dramen teils künstlerischen, teils pädagogischen Inhalts bildeten die Würze der neuen Lehrart. Freilich war auch diese nicht von Mängeln frei, denn eine internationale Schablone war dem ganzen Unterricht aufgeprägt, alle heimischen Gewohnheiten unterdrückend. Zudem war das Lehrpersonal in stetem Wechsel begriffen, da für die Jesuiten dieser Beruf nur eine Art Durchgangsstufe, eine Art von Seelenwanderung, bedeutete. Die ersten hundert Jahre waren die Glanzzeit der Anstalt, worauf ein Abflauen begann. Denn das Bildungsideal wandelte sich inzwischen, wurde weltlicher, die Jünger Loyolas setzten sich aber nur zögernd oder sehr äußerlich damit auseinander. Dieses Streben, die Jesuitenschule zu überwinden und dafür dem Ideal der Zeit, der Aufklärung, Geltung zu verschaffen, gipfelte in München in den Namen Bucher und Weiller. Es kam so der Kompromißschulplan von 1774 zustande, ward der Wismayr'sche von 1804 geschaffen. Das Gym-

[1]) Joachimsen a. a. O. S. 5 ff.

nasium schien unter Leitung Kajetan Weillers dem Aufklärungsideal gewonnen zu sein; da setzten die Berufungen von Neuhumanisten ein.[1]) Das Studium der Alten lebte wieder auf, aber nicht mehr reine Imitation sollte jetzt gepflegt werden wie ehedem, sondern ein wirkliches Eindringen in den Geist der antiken Schriftsteller.

Der erste dieser Neuhumanisten, der an das Münchner Lyzeum berufen wurde, war Friedrich Jacobs,[2]) ein geborener Gothaer. Dieser war bis dahin in einer nur schlecht bezahlten Stelle am Gymnasium seiner Vaterstadt tätig, beständig belästigt durch den exzentrischen, geistreichen Herzog des Duodezstaates. Da gelangte durch Vermittlung des Oberstudienrats (Ausdruck der A. D. B., besser wäre ja Zentralschulrat) Niethammer im Jahre 1807 an ihn der Antrag, als Professor am Münchner Lyzeum einzutreten und dort ein philologisches Seminar zu gründen. Trotz seiner ungünstigen Verhältnisse schlug Jacobs nur zögernd ein und nicht ohne vorher der bayrischen Regierung von dem Seminarplan abgeraten zu haben. Er wollte das Seminar nicht von der Universität getrennt wissen; sein Nachfolger Thiersch war allerdings anderer Meinung.

Am 7. Dezember trat Jacobs sein Lehramt an. In einer Antrittsrede entwickelte er seine Vorstellungen von dem Geist und Zweck einer gelehrten Schule. Er stellte zwei Ansichten einander gegenüber:[3]) diejenige, welche als Aufgabe der Schule ansieht, die Jugend zu gewissen Kenntnissen und Fertigkeiten abzurichten für einen künftigen Beruf und diejenige, welche kein anderes Ziel der Erziehung kennt als die Menschheit selbst in ihrer Schönheit und Würde: die Erziehung zur Humanität." Ist der Mensch nur bestimmt gleich dem Tier, von den Früchten des Landes zu zehren und seine Kraft in irgend einem Kreise bürgerlicher Tätigkeit abzunutzen und so in dumpfer Beschränktheit den düsteren Weg des Lebens zu wallen, nur um sich einst wieder mit dem Staube zu vermischen," dann ist die erste natürlich die allein berechtigte. Aber freilich ist das Ziel einer solchen Erziehung ein Zustand der Gesellschaft, „vor welchem die Menschheit erbebt und dessen Vorstellung schon jedes deutsche Herz mit Abscheu zurückstößt." — Wenn also die letztere Ansicht als die alleinwürdige anzusehen ist, welches ist der Weg, der zu ihrem Ziele führt? Unsere Vorfahren haben ihn gezeigt: das Studium der Alten . . .„Nicht dem unbewährten und hinfälligen Ruhm der Sterblichen, die wie die Blätter zahllos im Frühling sprießen und schnell verwelken, sondern den Unsterblichen, die wie Her-

---

[1]) Diese ganzen Vorgänge von 1774 ab sind im Zusammenhang mit Niethammer S. 80—83 dieser Arbeit ausführlicher behandelt worden. Dort finden sich auch einige Worte über die unser Wissen außerordentlich bereichernde Darstellung von Loewe (Schulkampf) a. a. O. Ferner wäre an Literatur zu erwähnen: Ebner a. a. O., Lurz a. a. O. und Brand. Die Entwicklung des Gymnasiallehrerstandes in Bayern.

[2]) A. D. B. 13. Bd. S. 600 ff; Loewe (Schulkampf); Loewe (Thiersch).

[3]) Paulsen a. a. O. S. 229.

kules auf den Höhen des Oeta die Feuerprobe der Zeit bestanden haben, wollen sie die Bildung der Jugend anvertrauen, ewige Muster der Schönheit wollten sie ihnen aufstellen." Also der berufene Neuhumanist. Es war in der Zeit, in der das Niethammer'sche Normativ entstand. Das bayrische Schulwesen durchlebte damals eine sturm- und drangvolle Zeit. Dem Schulkampf gesellte sich die politische Fehde. Dem Druck dieser beiden Mächte war der im Grunde doch weiche Jacobs auf die Dauer nicht gewachsen und so kehrte er im Jahre 1810 wieder nach seinem stillen Gotha zurück.

Der Mann, der das begonnene Werk allen Anfechtungen zum Trotz mit Erfolg durchführen sollte, der schließlich auf dem Gebiete der Schule für Bayern das bedeuten sollte, was Wilhelm von Humboldt für Preußen bedeutete, war der Thüringer Friedrich Thiersch, der Paeceptor Bavariae. „In ihm vereinigte sich", wie Joachimsen sagt,[1]) „in seltener Weise zielbewußte Energie eigenen Wesens und ein fast diplomatisches Geschick in der Behandlung anders gearteter Menschen, pädagogisches Talent und wissenschaftliche Begabung, Denkkraft und Organisationsfähigkeit. Diese Eigenschaften haben ihn zum Begründer des neuhumanistischen Gymnasiums in Bayern gemacht." Er hatte durchaus nichts vom Stubengelehrten des 18. Jahrhunderts an sich; Baumeisters Aufsatz in der „Allgemeinen Deutschen Biographie"[2]) gipfelt sogar in der Behauptung, daß Thiersch eher an die streitbaren Humanisten des 16. Jahrhunderts erinnere. Loewe schreibt von dem Berufenen:[3]) „Wissenschaft und Leben waren für ihn nicht Gegensätze." Thiersch war ein Mann, der nach dem Höchsten strebte, ein Mann, dem auch politischer Ehrgeiz durchaus nicht fern lag.[4]) — Er war ein Schüler Pfortas, Wolffs und Heynes. Eben hatte er sich an der Göttinger Universität habilitieren wollen, als ein Ruf nach München an der oberen Mittelklasse des Gymnasiums ihn erreichte.

Thiersch nahm an und kam so am Karfreitag 1809 in die Isarstadt. Der Empfang, welcher ihm hier in dem Wirtshaus, in welchem er abstieg, zuteil wurde, war bezeichnend für die ganze

---

[1]) Joachimsen a. a. O. S. 36.
[2]) A. D. B. Bd. XXXVIII Thiersch.
[3]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 523.
[4]) Es sei nur an seine Rolle in Griechenland erinnert. — Es ist vielleicht nicht uninteressant, darauf hinzuweisen, daß dieser Gelehrte als Kind so schwach und klein war, daß ihn seine Mutter gern vor den Nachbarn verbarg, (A. D. B. a. a. O.) und daß er sich nur durch eisernen Willen gleich Cäsar den geschmeidigen Körper geschaffen hatte, dessen er zu seinem unruhigen Leben bedurfte. Sein Charakter war nicht frei von Heftigkeit. Thiersch ließ sich in der Schule nicht selten zu derben Handgreiflichkeiten hinreißen, worüber Weiller laute Klage führte. Es kam sogar einmal infolge der Schroffheit des Berufenen zu einem Aufstand der Klasse.*) Loewe unterschlägt in seiner Thierschbiographie diese menschlichen Züge, wie überhaupt das Charakteristische gegenüber den abstrakten Ideen bei ihm stark zurücktritt.
*) Reg. D. Wilh. Gymn.: Rekt. Tagebuch 1809/10, ferner eine Beschwerde an den König; siehe auch Joachimsen.

Welt, die sich ihm nun auftat. Nach alter Weise wurde unter anderem geweihtes Fleisch aufgetischt. Als man die Wirtin darauf aufmerksam machte, daß unter den Gästen auch Protestanten seien, denen solche Speise nicht zukomme, da beruhigte sie ihr Gewissen mit den merkwürdigen Worten: „Unser Herrgott wird es schon so einrichten, daß die Ketzer das ungeweihte bekommen."[1]) Unter mancherlei Kämpfen mit Mächten und Menschen suchte Thiersch nun sein neues Bildungsideal durchzusetzen. Sein hauptsächlicher persönlicher Gegner auf dem Felde der Schule war der Rektor Kajetan Weiller, jener schon erwähnte wichtigste Vertreter damaliger Aufklärungspädagogik in Bayern; jener Mann, den Jacobs einmal als den „Apostel der Seichtigkeit"[2]) bezeichnete. Dieser Anhänger der Sachschulen konnte sich nicht genug tun in Klagen ob des ewigen Sprachenlernens, dem die Schüler von der Gegenseite unterworfen würden; Mattheit und Stumpfheit der Jugend war nach seiner Ansicht die Folge solchen Beginnens. Doch der Geist der Zeit war wider ihn, Thiersch siegte. Er siegte vor allem auf dem Wege über das philosophische Seminar, das er 1812 am Lyzeum begründete.[3]) Hier schuf er sich eine Truppe gleichgesinnter Männer. Das Griechische übertraf nun an Bedeutung noch das Lateinische, die Realien dagegen traten mehr und mehr zurück. Da stieg eine neue Gefahr auf, die politische Reaktion,[4]) die sich seit 1814 langsam breit machte. Niethammer drohte durch politische und menschliche Fehler[5]) die Schwierigkeiten der Lage noch zu erhöhen. 1816 wurde das Normativ einer Revision unterzogen. Die Kosten der Umgestaltung mußte allerdings im wesentlichen die realistische Richtung tragen,[6]) aber auch der Humanismus erlitt eine gewisse Einbuße. Die Stundenzahl für klassische Sprachen wurde herabgesetzt, dafür sollte „Religion gründlicher und fleißiger betrieben werden."[7]) Man wollte das Gymnasium wieder mehr den alten Mönchsschulen angleichen. Montgelas wurde gestürzt. Die Gegenbewegung gegen den nicht mit Unrecht des Protestantismus verdächtigen Neuhumanismus nahm zu. Da benützte Thiersch einen an ihn ergangenen Ruf nach Göttingen, um einen Druck auf die Regierung auszuüben.[8]) Man bewilligte seine Forderungen; die Bahn für die weitere Entwicklung des neuhumanistischen Schulideals war jetzt offiziell frei. Im Lehrplan von 1829 unter Ludwig I. konnte Thiersch dann die Alleinherrrschaft der alten Sprachen verkünden. Da gab es keine Naturkundestunden, keine Physikstunden, nicht ein-

---

[1]) Thiersch's Leben a. a. O. S. 61.
[2]) Bayerische Briefe a. a. O.
[3]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 327—330.
[4]) Ebenda S. 330/31.
[5]) Ebenda S. 331; bezeichnend ist folgender Satz Niethammers: „Das dumme Pfaffenvolk in Bayern mag faul und dumm bleiben, wenn man's so haben will." Ebenda.
[6]) Ebner a. a. O. S. 38.
[7]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 332.
[8]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 333—36.

mal deutsche Stunden. Umsonst hatte Ocken für die realistische Richtung gestritten;[1]) vergebends hatte Meillinger warme Worte für die alte Jesuitenschule eingelegt, deren mittelalterliche, lateinische Klaßnamen er sogar beibehalten wissen wollte.[2]) Nun stand der neue Lehrplan da — auf der einen Seite Begeisterung, auf der anderen nicht immer unberechtigte Kritik. Wir kennen die absprechende Meinung Neumayrs. Aehnlich dachte Ringseis; auch er beklagte die — verglichen mit den Mönchsschulen — immer geringer werdende Sprachfertigkeit im Lateinischen, die ihn zwang, die für die Kranken so schonende alte Aerztesprache in seinen Kliniken für Studenten allmählich aufzugeben.[3]) Silbenstecherei und Lesartenvergleichung sei nach seinen Worten dafür in die Schulen gedrungen. Wenn er allerdings den neuen Schulen Ueberbürdung vorwirft und dafür die alten Zeiten preist, so sei nur an einen Klagebrief aus seiner eigenen Jugend erinnert, der in jener Beziehung durchaus nichts zu wünschen übrig läßt.[4]) Also die Kritik. Thiersch spottete, einst hätte Petrarka geweint, weil er, des Griechischen unkundig, den „Homer" nicht lesen k o n n t e, jetzt weinten die Eltern, wenn ihre Söhne diesen Klassiker lesen m ü ß t e n.[5])

Wir kommen nun zu drei anderen Männern, die zwar keine Neuhumanisten waren, in deren Berufung sich aber ebenfalls ein Bruch mit der Vergangenheit ausdrückt. Es handelt sich um drei Altdorfer Professoren, deren einer ein Schweriner war, während die zwei andern aus Augsburg stammten: Christoph Martini, Johann Späth und Johann Leonhard. Alle drei wurden im Jahre 1809 an das Münchner Lyceum berufen.[6]) Der erste lehrte Philosophie,[7]) die beiden andern hingegen Mathematik. Späth, der eine dieser Mathematiker, sollte ursprünglich als wirklicher Rat zur Steuerkatasterkommission kommen mit 2000 fl. Gehalt, wurde aber von Zentner nicht freigegeben und dann mit 1200 fl. hier am Lyceum angestellt. Er erhielt dabei die besondere Aufgabe, einen allgemeinen Plan für das Studium der Mathematik an den höheren Lehranstalten des Königreichs zu entwerfen.[8]) Wir finden Späth sowie die beiden anderen Berufenen später auch an der Akademie.[9])

Wahrscheinlich Neubayern waren am Gymnasium Professor Döring aus Bamberg, der mit Jacobs zusammen im

---

[1]) Thiersch (Gelehrte Schulen) III. S. 303.
[2]) Ebenda 302, 304 ff.
[3]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 245 (im Zusammenhang mit Ringseis abgedruckt).
[4]) Ringseis a. a. O. I. Anhang; auf bisweilige Gedächtnisfehler weist auch Funk hin. a. a. S. 117. (Romantik.)
[5]) Thiersch (Gelehrte Schulen) 1. S. 146.
[6]) Reg. D. Wilh. Gymn.
[7]) Als Lehrer war Martini nach Weillers Worten wegen seiner schlechten Aussprache und seiner strengen Zensuren nicht beliebt. Reg. D. Wilh. G. Rektoratstagebuch 1809.
[8]) Johann Leonhard Späth. Selbstbiographie 1838.
[9]) Akad. D. W. Martini X 262, Leonhard X 259, Späth XI 266.

Jahre 1808 ein lateinisches Elementarbuch herausgab,[1]) sowie sein Nachfolger Professor Michahelles aus Bayreuth (1812)[2]) und Professor Heller[3]) aus Nürnberg. Sicher jedoch haben wir einen solchen Neubayern vor uns in Theodor August Rabus, der als Vikar protestantischen Religionsunterricht erteilte.[4])

Die protestantischen Professoren am Lyceum erhielten den Hofratscharakter, während die katholischen zunächst diese Würde entbehren sollten,[5]) wie ja die ganzen Berufungen eine Zurücksetzung der Einheimischen bedeuteten.

Zu Berufungen mußte man aber am Lyceum greifen, da die einheimischen Kräfte philologisch nicht genügend vorgebildet waren. Um nun nicht gar zu sehr zu reizen, machte man sich unter Umständen auch mit dem Gedanken vertraut, katholische Ausländer herbeizuziehen, wie ein Brief Niethammers vom 1. September 1808 an Schütz, den Herausgeber der "Allgemeinen Deutschen Literaturzeitung" beweist. Die einschlägige Stelle, die uns so recht die Schwierigkeit solcher Berufungen erhellt, lautet folgendermaßen:[6]) „Ich bin eben im Begriff, zwei Vokationen abzuschicken, bey denen ich eine große Verantwortlichkeit übernahm, an Kistemaker und Schlüter in Münster, den ersteren zum Rektor des hiesigen Gymnasiums und ersten Prof. der Philologie, den letzteren zum zweyten Prof. der Philologie an derselben Anstalt. Ich habe nach allen Anfragen keinen Katholiken erfahren können, der zugleich als Philolog soviel öffentlichen Namen hätte, als diese beiden Männer. Katholiken aber müssen die Ausländer notwendig sein, die ich hier als Lehrer aufzustellen wagen darf, wenn ich nicht für sie und mich zu viel wagen will. Ich weiß zu meiner Sicherheit keinen bessern Rath, als daß ich beyde Vokationsbriefe an Sie schicke, mit der inständigsten Bitte, wenn Sie in Rücksicht auf den einen oder andern eine bedeutende Bedenklichkeit hätten, mir den Brief ohne weiteres zurückzuschicken und mir Ihr Bedenken zu eröffnen." Die Vokationen kamen nicht zustande; es wurde dann Thiersch berufen.

---

[1]) Reg. d. Wilh. Gymn. 1808. 1. Dez.
[2]) Ebenda.
[3]) 1812, 29. Febr. ebenda.
[4]) 1809 von Ulm nach München versetzt. Regbl. S. 1757; für den Religionsunterricht erhielt er 100 fl. Reg. d. Wilh. Gymn.
[5]) Reg. d. Wilh. Gymn. Siehe eine dort befindliche Beschwerde 1810.
[6]) Schütz a. a. O. II S. 280.

8. Kapitel.

Die Berufungen an die Universität Landshut.

Die Universität Ludwigs des Reichen, an der einst ein Celtis, ein Agricola gewirkt hatte,[1]) war im 18. Jahrhundert nur mehr ein Schatten ihrer einstigen Größe. Sie war zur bloßen Uebermittlerin des Ueberlieferten, zur Feindin freier Forschung geworden. Um diese Hochburg der Jesuiten mit modernem Geiste erfüllen zu können, hielt man unter Montgelas die Trennung dieser Hochschule von dem alten historischen Boden, ihre Uebersiedlung in eine andere Stadt für unumgänglich notwendig. Zentner schlug hiefür zunächst München vor; das kurfürstliche Kabinett war jedoch der Ansicht, daß mittlere Städte sich für Universitäten besser eigneten[2]) und so wurde denn am 25. November 1799 die Verlegung der Hochschule von Ingolstadt nach Landshut beschlossen. Eine gründliche innere Wandlung ging mit dem Ortswechsel Hand in Hand. Die Universität erhielt eine neue Verfassung, der Eid auf das Tridentinum wurde den Professoren erlassen, Lehrfreiheit versprochen und der Lehrkörper durch zahlreiche Berufungen erneuert.

Da wäre zunächst zu berichten von den Berufungen einer Reihe von Männern, die von der Reaktion unter Karl Theodor verfolgt worden waren. Es waren dies die Theologen[3]) Johann Michael Sailer, Patriz Zimmer, Joseph Weber, Leonhard Reiner, Joseph Socher, Anton Milbiller, Paul Hupfauer und endlich Alois Dietel. Die ersten drei, von denen der Bedeutendste zweifellos Sailer war,[4]) sollten in der Romantik

---

[1]) Doeberl. Entw. I S. 360 u. 609.
[2]) Prantl. Universität a. a. O.
[3]) Funk (Bayerland) a. a. O.
[4]) Sailer ist früher von der Forschung etwas vernachlässigt worden. In dem auf bayrische Romantik in weitgehendem Maße eingehenden Werk von Ricarda Huch wird er z. B. nur gelegentlich ein paarmal gestreift. Anders heute: Kosch widmet ihm 10 Seiten (a. a. O. 193—203), Loewe 15 (Thiersch a. a. O. 71—86) und Funk macht ihn sogar zum geistigen Mittelpunkt seines etwa 200 Seiten starken Buches. Von der Aufklärung zur Romantik." Sailer ist für Ziegler (a. a. O.), Merkle und Loewe eine Aufklärungserscheinung, für Huch, Kosch und

eine Rolle spielen, die andern waren Aufklärer. Reiner war ein wegen seines Kritizismus und seiner unpriesterlichen Art von seinem Lehrstuhl in der Rheinpfalz mit Recht abgesetzter Prämonstratenser, Socher ein Kantianer im Priesterkleid, Milbiller ein begabter Publizist und Historiker, den Karl Theodors Inquisition des Landes verwiesen hatte, Hupfauer ein Kapitular, der im Verdacht der Aufklärung stehend als Prälat seines Stiftes nicht bestätigt worden war.

Wir wollen uns nunmehr zu den Berufungen im engern Sinne, nämlich zu den Berufungen von Nichtbayern und Neubayern, die womöglich noch protestantisch waren, wenden.

Der erste in dieser Reihe wäre der uns schon bekannte Franke Thaddäus Gönner, der im Jahre 1799 einen Ruf an die damals noch in Ingolstadt befindliche Universität erhielt. Er war einer derjenigen, welche die Uebersiedlung dieser Hochschule an einen andern Ort lebhaft begrüßten und unterstützten, denn obwohl selbst Katholik, war er durchaus antiklerikal eingestellt.[1]) Funk bezeichnet ihn geradezu als den „Stabschef der Aufklärung“[2]) in Landshut. Sein Professorenkränzchen war der Mittelpunkt des rationalistischen Lagers. Männer wie Socher, Reiner, Feßmayer, Dietel kamen dort zusammen.[3]) Manch scharfer Angriff erging aus diesem Kreise gegen die einheimische Geistlichkeit, sei es offen, sei es anonym; es sei nur an die bereits erwähnte reichlich unflätige Streitschrift Feßmayers gegen das Landshuter Kollegiatsstift erinnert.[4]) Mit Hilfe dieser seiner Anhänger wußte es Gönner durchzusetzen, daß die Wahl eines reaktionären Theologen zum Rektor für ungültig erklärt wurde, und er selbst an dessen Stelle diese Würde erhielt, ein Ereignis, das von der Studentenschaft durch einen Fackelzug gefeiert wurde.[5]) Im Verein mit Röschlaub, der damals universitätspolitisch noch im gleichen Fahrwasser segelte, suchte Gönner ferner zum Bau eines neuen Landshuter Krankenhauses die Einverleibung etlicher geistlicher Stiftungen zu erzwingen. Wie weit er sich bei diesen Angriffen auf den früher schier allmächtigen Klerus im Einverständnis mit der Regierung befand, dafür spricht die Tatsache, daß ihm nun in der Folge das ständige Vizekanzleramt der Universität übertragen wurde.[6])

Funk ein Romantiker, was infolge seiner mystischen Grundstimmung das Richtige sein dürfte. Sein Wesen gilt als „irenisch“, nur Funk sucht ihn — wohl vergeblich — für die ecclesia militans in Anspruch zu nehmen. a. a. O. S. 170.

[1]) Prantl. Universität a. a. O.

[2]) Funk. Romantik a. a. O. S. 11.

[3]) Ebenda S. 40. Der wichtige Feßmayer (vgl. Prantl a. a. O.) fehlt bei Funk; dafür sind noch etliche andere Namen aufgezählt, die der aufgeklärten Richtung angehörten: die schon erwähnten Hupfauer, Milbiller, ferner Drexl, Michl, Semer, zu denen später noch Fingerlos und Salat kamen.

[4]) S. 6 dieser Arbeit.

[5]) Prantl. Universität a. a. O. S. 698.

[6]) Ebenda.

Unter seiner Aegide fand 1802 ein großes Dankfest statt, das den Höhepunkt der Aufklärung in Landshut darstellte.[1]) Zunächst einige Worte über die kirchliche Feier. Am Eingang der Universitätskirche war der Genius der Aufklärung zu sehen mit einer Tafel, die die Worte trug: „Fiat lux". In der Kirche selbst sprach Professor Dietl über den Text: „Die Weisheit baute sich einen Tempel und ließ zu sich einladen." Er pries die Fortschritte der Philosophie, die das Reich des Aberglaubens zerstört habe, er rühmte die Reinigung der Religion von scholastischen Schrullen und bezeichnete es als deren Hauptaufgabe, geschickte Volkslehrer in ihren Priestern heranzubilden.[2]) Beim abendlichen Festakt in der Aula trugen die Dekorationspyramiden charakteristische Inschriften, darunter folgende: „Dem Schützer der Toleranz" (Max Joseph IV.), „Dem Schützer der Preßfreiheit". Auch auf der Bühne wurde der Aufklärung gehuldigt. Der nächste Tag brachte Ehrenpromotionen ihrer bedeutendsten Vorkämpfer, z. B. Cajetan Weillers. Eine hierbei gehaltene Rede Sochers rühmte die Verdienste des Gefeierten im Streit gegen die „Finsterlinge". Daß auch Schelling sich unter den Ehrendoktoren befand, läßt auf eine anders gerichtete Unterströmung schließen, die wahrscheinlich von der medizinischen Fakultät ausging. Schon deuten sich, wenn auch nur schwach, die großen künftigen Gegensätze an, die das Feld der Universität beherrschen sollten: Kant und Schelling.

Wir kehren zu Gönner zurück. Von seinem hervorragenden praktischen Anteil an der Gesetzgebung und den sonstigen Regierungsgeschäften haben wir schon an anderer Stelle berichtet, von seinem maßgebenden Gutachten in Fragen der Kirchenpolitik, sowie seinem Anteil an der Mediatisierung der Reichsritterschaft, seiner Staatsdienstpragmatik und seinen Arbeiten auf dem Gebiete des Zivilrechts. Wir wollen uns nun seiner wissenschaftlichen Seite zuwenden. Gönners Rechtsauffassung fußte durchaus auf dem 18. Jahrhundert, war durchweg aufklärerisch eingestellt; der Einfluß des Romantikers Schelling ist, wie Landsberg[3]) bemerkt, mehr äußerlicher Art. Gönner war ein Vertreter des Naturrechts und als solcher ein Gegner der neuen Strömung, die das historische Recht betonte. Der Gegensatz, der sich dadurch zu Savigny ergab, wird von

---

[1]) Funk (Romantik) S. 17—21.

[2]) Funk sieht fast nur die Schattenseiten der Aufklärung und rühmt deshalb den Jesuitenorden, daß bei ihm allein diese Bewegung keinen Eingang gefunden habe (Romantik a. a. O. S. 101). Dies ist unseres Erachtens unhistorisch gedacht. Es galt unter allen Umständen, sich, wenn auch äußerlich, mit der Zeit auseinanderzusetzen, wollte man sich nicht von dem lebendigen Strom des Lebens ausschließen. Daß der Jesuitenorden diese Anpassung versäumte, beschleunigte nur seinen Untergang. Denn gewisse Reformen waren „unaufschiebbar" in der Kirche sowohl, wie im Staate. Darauf hat auch Doeberl hingewiesen. Entw. II S. 432.

[3]) Landsberg a. a. O. III. 2 S. 158. Funk bringt im Gegensatz zu Loewe keinerlei Fachliteratur.

Loewe[1]) ebenso anschaulich herausgearbeitet, wie von Hölder[2]) die Verschiedenheit von Savigny und Feuerbach. Doch davon an anderer Stelle. Gönner schätzte als Aufklärer die Universitäten an und für sich gering. Er hätte Fachschulen und ausgedehnte Reisen als nützlicher für die Ausbildung vorgezogen.[3]) Savigny dagegen legte gerade im Sinne Fichtes Wert darauf, daß die Universität wirklich eine universitas literarum sei. Die wichtigsten Schriften Gönners aus der Zeit Montgelas sind „das deutsche Staatsrecht" von 1804, das auf die Politik des Ministers einwirkte, umgekehrt aber auch von ihr beeinflußt worden war[4]) und das gegen Savigny gerichtete Buch „Ueber Gesetzgebung und Rechtswissenschaft unserer Zeit." „Das Gesetzbuch, das von oben herabkommend das Volk glücklich macht, darf" nach der darin ausgesprochenen Ansicht Gönners „nicht herabgesetzt werden,"[5]) während Savigny den Beruf der Zeit zur Gesetzgebung leugnete.

Bei seinen Studenten scheint Gönner sehr beliebt gewesen zu sein, weniger bei einem guten Teil seiner Kollegen. Wenn Döring schreibt:[6]) „Für den Flor der Universität sorgte er (G.) eifrig durch das Herbeirufen ausgezeichneter Lehrer in allen wissenschaftlichen Zweigen, selbst in der Jurisprudenz. Ein inneres Bewußtsein sagte ihm, daß nicht leicht einer der Berufenen den Meister über ihn spielen würde," so ist das ein sehr zweifelhaftes Lob; der Pferdefuß liegt zu offen vor den Augen. Gönner hat sich denn auch nie gescheut solchen gegenüber, die seine Alleingeltung in Frage stellten, mit wenig vornehmen Mitteln zu arbeiten. Es sei hier nur an sein Wühlen gegen Feuerbach und Savigny erinnert.

Der nächste Berufene in der zeitlichen Reihenfolge war Frohn, ein geborener Düsseldorfer, der im Jahre 1801 zum Professor der Staatswirtschaft und politischen Rechenkunst ernannt wurde.[7])

Ihm schloß sich im Jahre 1802 der Pathologe Roeschlaub aus Bamberg an. Roeschlaub war neben dem gleichfalls in Bamberg wirkenden Juden Markus als einer der gefeiertsten Brownianer bekannt.[8]) Studenten aus ganz Europa, ja sogar Amerika, besuchten die Vorlesungen dieser beiden Männer.[9]) Worin bestand nun deren neue Lehre? Während alte Zeiten das Wesen der Krankheit auf das Eindringen eines Dämons in den menschlichen Körper zurückgeführt hatten, und während

---

[1]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 281ff.
[2]) Hölder a. a. O. S. 35ff.
[3]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 284.
[4]) Landsberg a. a. O. III 2. S. 149.
[5]) Loewe (Thiersch) S. 286.
[6]) Enzyklopädie von Ersch und Gruber 72 Bd./S. 107.
[7]) Univ. Archiv. E II 83.
[8]) Huch a. a. O. S. 266ff.
[9]) Bezeichnend für Roeschlaubs Berühmtheit ist folgendes. Als er bereits in Landshut war, erhielt er einmal von auswärts einen Brief, der keine andere Aufschrift trug, als „An Professor Roeschlaub in Europa". Müller. Ueberblick a. a. O. S. 6.

neuere Zeiten das Eindringen von Bakterien dafür verantwortlich machen, erklärte Brown die Krankheit als eine Abweichung von der normalen Erregung des Körpers und zwar durch ein Zuviel oder Zuwenig. Seine ganze Diagnostik bestand nun darin, die Patienten in Stheniker und Asthenniker zu unterscheiden und sie dann durch gegensätzliche Mittel zu behandeln.[1]) Diese neue Lehre, die allmählich stark von Schellings Naturphilosophie beeinflußt wurde, um schließlich von ihr verdrängt zu werden, kam nun durch Roeschlaub nach Landshut und feierte hier ihre Triumphe. Ihr Apostel war nach Ringseis' Urteil ein Mann von „atomspaltendem, dialektischem Scharfsinn."[2]) Dieser scharfe, aber zur Abstraktion neigende Verstand ließ Roeschlaub die Kärrnerarbeit der Induktion verachten. So stellte er dreißig Axiome auf, deren Beobachtung den Inbegriff aller praktischen Medizin bilden sollte.[3]) Die eigentliche Grundlage seiner romantischen Wissenschaft bildete der Glaube.[4]) Das wird bei seinem Schüler Ringseis noch klarer, der als Ursache der Krankheit geradezu die „Sünde" bezeichnete.[5]) So baute sich an der Hochschule Montgelas, des Vertreters der nüchternen Vernunft, die Romantik ein Nest. Als ihr Meister galt Schelling. Ihm traute man, wie wir bei Funk lesen,[6]) „die ungeheure, sozusagen aquinatische oder augustinische Aufgabe zu, die Philosophie zu Gott und Christus aus der Wüste der Aufklärung zu führen." Auch Sailer teilte eine Zeit lang diesen Glauben; später gingen sie getrennte Wege. Der Schelling-Sailer'sche Kreis war anfänglich der schwächere an der Hochschule, in der zweiten Hälfte der Regierungszeit Montgelas beherrschte er jedoch ziemlich uneingeschränkt Landshut und München. Mochte der Minister auch 1814 noch einem Sambuga,[7]) dem Freunde Sailers, mit der Drohung entgegentreten, er werde ihn fortjagen, wenn er fortfahre, für die Bigotterie Partei zu ergreifen, er tat es doch nicht mehr, während er es 1807 einem Zimmer gegenüber ausgeführt hatte.[8]) Also der Wandel der Zeiten.

Ein genialer Vertreter der Aufklärung im Sinne Kants[9]) war der schon erwähnte Jurist Anselm Feuerbach, der von 1804 bis 1806 an der Universität wirkte. Seine in den Jahren 1799/1800 erschienenen „Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des positiven peinlichen Rechts"

[1]) Müller (Ueberblick) a. a. O. S. 5
[2]) Ringseis a. a. O. I. S. 72.
[3]) Meyer-Steineg a. a. O. S. 355.
[4]) Hirsch behauptet allerdings (Hirsch a. a. O. S. 399), Roeschlaub habe später jede aprioristische Konstruktion und Mystik verworfen, während Müller den späten Roeschlaub als reinen Theosophen schildert a. a. O. S. 16.
[5]) Meyer-Steineg a. a. O. S. 362.
[6]) Funk a. a. O. S. 58.
[7]) A. D. B. Sambuga XXX.
[8]) Funk (Romantik) a. a. O. S. 15
[9]) Loewe (Thiersch) a. a. O. 256.

„ist nichts anderes als eine Begründung des Strafrechts vom Standpunkt der Kritik der reinen Vernunft."[1]) „In ihr wie in den vorausgegangenen Schriften begegnen sich die beiden Strömungen: der französischen Revolution, deren Propheten Rousseau Feuerbach sehr hoch hielt, und der Kantischen Philosophie. Der epochemachende Grundgedanke war die Zerbrechung der Herrschaft richterlicher Willkür, die Trennung des positiven Rechts von der Moral in bewußtem Gegensatz zu jener dem Aufklärungsalter eigenen Vermengung von Recht und Moral, die scharfe Unterscheidung zwischen dem Zweck des die Strafe drohenden Gesetzes und dem lediglich im Gesetz als ihrem Rechtsgrund gelegenen Zweck der wirklichen Bestrafung."[2]) Im Jahre 1803 unterzog Feuerbach den eben erschienenen Kleinschrod'schen Entwurf eines Strafgesetzbuches für die Kurpfalzbayrischen Staaten einer vernichtenden Kritik.[3]) Daraufhin ließ die bayrische Regierung den Kleinschrod'schen Entwurf sofort fallen und berief Feuerbach als Rechtslehrer nach Landshut mit dem Gedanken, ihm das Werk der Gesetzgebung zu übertragen.[4]) Der Frankfurter, der damals in Kiel weilte, erschien im Frühjahre 1804 an seiner neuen Wirkungsstätte und las dort sofort Pandekten vor 127 Zuhörern.[5]) Streitigkeiten mit Gönner, die gelegentlich einer Doktorpromotion ihren Gipfelpunkt erreichten, veranlaßten ihn jedoch schon nach nicht allzu langer Zeit die Universität eigenmächtig wieder zu verlassen. Die großzügige Regierung verzieh ihm jedoch[6]) und berief ihn nach München in das Justizministerium. — Feuerbach wurde von den einheimischen Aufklärern nach Funks Worten „(als) zum Kreis der „Mystiker, Mönche und Schellingianer" gerechnet, obwohl das nur im gesellschaftlichen Sinne, nicht im weltanschaulichen stimmt." Persönliche Freundschaft galt in dem bisweilen sehr engherzigen Parteigetriebe für Gesinnungsgleichheit.

Der Jüngste der Berufenen war der Pfälzer Philipp von Walther,[7]) der im Jahre 1804 im Alter von zweiundzwanzig Jahren von Bamberg nach Landshut als Professor der Physiologie und Chirurgie berufen wurde. Funk bezeichnet ihn als einen Mann, der in weltanschaulicher Beziehung keine exponierte Stellung einnahm.[8]) Auch er war naturhistorisch beeinflußt, ließ sich aber gegen die Vertreter der exakten naturhistorischen Richtung nie zu solchen Ausfällen hinreißen, wie dies Röschlaub und Ringseis gegenüber Schönlein in Würzburg später

[1]) Hölder a. a. O. S. 8.
[2]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 258.
[3]) Landsberg a. a. O. III 2. S. 124.
[4]) Ebenda S. 125.
[5]) Ebenda.
[6]) Ebenda S. 126.
[6]) Funk. (Romantik) a. a. O. S. 12.
[7]) A. D. B. 41 Bd. S. 121.
[8]) Funk. (Romantik) a. a. O. S. 28.

taten.[1]) Durch seine Vornehmheit unterschied er sich nach Müller vorteilhaft von so manchem seiner Landshuter Kollegen.[2]) Medizinisch ist von ihm bemerkenswert, daß die alte Humoralpathologie, welche die Ursache der Krankheiten in den Flüssigkeiten suchte und als Gegenmittel zur Ader ließ, bei ihm noch eine große Rolle spielte,[3]) daß er den Harvey'schen Blutkreislauf leugnete,[4]) der Gall'schen Schädellehre zuneigte[5]) und besondere Liebe der Augenheilkunde zuwandte. Im übrigen verweisen wir auf die ausführliche Schilderung in Müllers Rektoratsrede und auf die allerdings das Philosophische mehr als das Medizinische berücksichtigende Darstellung in Loewes Thierschbiographie. Die zweite Hälfte im Leben Walthers gehörte der naturhistorisch-physiologischen Betrachtungsweise an.[6]) Bei seinem Weggang von Landshut (1818) wurde im Kreise der ihm allerdings teilweise ziemlich mißgünstigen Kollegen geklagt, Walther sei ein zwar berühmter, aber nicht fleißiger Arzt gewesen.[7])

Ueber Butte, den Kameralisten,[8]) der ebenfalls im Jahre 1805 nach Landshut gezogen wurde und zwar aus Kurhessen, schreibt dessen Biograph in der „Allgemeinen Deutschen Biographie":[9]) „Ein gedanken- und kenntnisreicher Schriftsteller, der aber durch seine unfruchtbare Spekulation und metaphysische Auffassung der Staatsverhältnisse fast ungenießbar ist." Für diese Neigung Buttes, mystische Gedankengänge aufzusuchen, ist z. B. seine im Jahre 1811 erschienene Schrift: „Grundlinien einer Arithmetik des menschlichen Lebens" sehr bezeichnend. Der Verfasser stellte darin die Ansicht auf,[10]) daß die nunmehrigen Zahlen Schatten einst getöteter Zahlen seien, deren Auferstehung vor der Türe stehe. Wenn das Volk von verderblichen oder heilbringenden Zahlen spreche, so seien das Erinnerungen aus der Zeit, in der die Zahlen noch lebende wirkende Wesen waren, seien das Reste alter rätselvoller Weisheit. Das Ministerium Montgelas hätte vielleicht in seinen väterlichen Ermahnungen, die es in den Regierungsblättern an das Volk hinausgehen ließ, dafür gesagt: „Reste alten Aberglaubens." Es muß eben ausdrücklich betont werden, daß nur ein Teil dieser Berufungen eine wirkliche Stütze des Regierungssystems bedeutete, daß dagegen nicht wenige als reiner

---

[1]) Müller (Ueberblick) a. a. O. S. 8.
[2]) Ebenda.
[3]) Ebenda S. 9.
[4]) Ebenda.
[5]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 237.
[6]) Müller (Ueberblick) a. a. O. S. 15.
[7]) Reg. D. Kult. Min. NB 6.
[8]) Butte findet sich bei Loewe und Funk nicht; sie treffen nur eine größere Auswahl aus den Berufungen, sei es vom Standpunkt des Neuhumanismus aus, sei es unter dem Gesichtswinkel der „Restauration" — um ein Wort von Funk zu gebrauchen, a. a. O. S. 205.
[9]) A. D. B. 3. Bd. S. 654.
[10]) Huch a. a. O. II S. 80ff.

Fehlschlag in dieser Hinsicht zu betrachten sind.[1]) Die Gefahr erwuchs besonders daraus, daß die Aufklärung in Bayern eine verspätete Erscheinung war, daß sie anderswo z. T. schon im Sterben lag und daß folglich die Möglichkeit, wirklich Männer der gewünschten aufklärerischen Richtung zu bekommen, eine begrenzte war.[2])

Aehnlich lag der Fall z. T. bei dem im selben Jahre wie Butte berufenen württembergischen Historiker Breyer. Als Feuerbach diesen Mann für Altbayern empfahl,[3]) da dachte er an ihn vor allem als einen, der ihm hülfe, alte Bande zu lösen, alte Ketten zu zertrümmern. Aber er hatte sich etwas getäuscht. Breyer war nämlich durchaus kein Revolutionär weder der Weltanschauung, noch dem Temperament nach. Er war einer jener Neuhumanisten, an denen die junge Jenaer Romantik nicht spurlos vorübergegangen war, im wesentlichen eine vermittelnde Natur. Neben Kant hatte Schelling auf ihn gewirkt, neben Herder hatte ihn Johannes Müller beeinflußt.[4]) Eigentliche historische Originalität scheint er nicht besessen zu haben, wenn auch die Verspottung im „Travestierten Wallenstein" nicht gerade wörtlich zu nehmen ist.[5]) Seine Antrittsvorlesung: „Was ist Universalgeschichte?" war, wie damals ziemlich allgemein üblich, auf philosophischen Lehrsätzen aufgebaut.[6]) und der im 18. Jahrhundert häufig aufgeworfenen Frage nach dem Fortschritt des Menschengeschlechts gewidmet. Manchmal besuchten sogar Leute aus der einheimischen Bürgerschaft Breyers Vorlesungen,[7]) die in ihrer versöhnlichen Weise ganz dazu angetan waren, die Toleranzpolitik des Ministers zu stützen. Funk bezeichnet die Stellung des Württembergers zum katholischen Mittelalter als „sehr positiv und verständig."[8]) Ringseis erzählt sogar, der berufene Protestant habe bisweilen von der Jungfrau Maria in „einer Art ritterlicher Begeisterung" gesprochen; er sei einer von den Männern gewesen, durch die er den Weg zum Glauben zurückgefunden habe.

Der Astronom Seyffer,[9]) ein geborener Württemberger, der um dieselbe Zeit wie Breyer berufen wurde und zwar aus Göttingen, wirkte nur ein Jahr in Landshut, kam dann ins französische Hauptquartier und nach einem weiteren Jahre nach München an die Akademie der Wissenschaften.

---

[1]) Darauf weist auch Funk hin.

[2]) Es mag an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß damals in Nürnberg am Realinstitut (später in Würzburg (1816) und Erlangen (1817) als Universitätsprofessor) als Mathematiker jener ehemalige Dorpater Astronom Pfaff wirkte, der den Versuch machte, der alten Astrologie zu neuem Ansehen zu verhelfen. A. D. B. (Paff); Meyers Konvers. Lexikon (Astrologie).

[3]) Funk (Romantik) a. a. O. S. 12.

[4]) A. D. B. Breyer.

[5]) Siehe 9. Kap. dieser Arbeit.

[6]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 136.

[7]) Ringseis a. a. O. I S. 67.

[8]) Funk (Romantik) a. a. O. S. 28.

[9]) A. D. B.; Regbl.; Univers. A. E. II 344.

Ast, der im Jahre 1805 berufene Neuhumanist, wird von Funk als ein zu Unrecht vergessener genialer Denker bezeichnet.[1]) Loewe charakterisiert den Berufenen als einen typischen Vertreter jener Richtung des Neuhumanismus, die stark ästhetisch und philosophisch interessiert von den Romantikern lebhafte Anregung empfing.[2]) Aehnlich Herrmann: „Ast ist ein philosophisch gebildeter Philologe und romantisierender Neuhumanist."[3]) Das Urteil der Zeitgenossen war schwankend. Savigny nannte ihn dürftig und meinte von seiner Schriftstellerei, wenn man sie nur kennte, könnte man böse auf ihn sein.[4]) Der überhaupt leicht ausfällige Niethammer sprach 1815 von dem vertrockneten Ast, den Zentner gerne los wäre.[5]) Feuerbach dagegen muß ihn sehr geschätzt haben, denn er war mittelbar die Veranlassung zu seiner Berufung.[6]) Daß Voß, der Gestrigen einer, über Ast höhnte,[7]) nimmt nicht wunder. Liest man aber heute z. B. Asts Darstellung der literarischen Lage seiner Zeit (Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst 1810), so ist man erstaunt, welch klares Urteil dieser Mann doch über den Wert und die Bedeutung zeitgenössischer und früherer Autoren besaß. Ast war zweifellos ein bedeutsamer Gewinn für Landshut. Die philologischen Leistungen dieses Eichstädtschülers scheinen allerdings weniger wichtig gewesen zu sein. — Er veröffentlichte eine Biographie Platos und veranstaltete eine Gesamtausgabe von dessen Werken, wobei er die Mehrzahl der Dialoge für unecht erklärte; er eröffnete damit nach Herrmanns Worten die Reihe der maßlos negativen Kritiker.[8]) Von seiten der Regierung wurde dem Berufenen die Gründung eines philologischen Seminars übertragen. — Asts Griechenauffassung gipfelte darin, daß dieses Volk den Individualismus des Okzidents mit dem orientalischen Sinn für Gesamtheit harmonisch vereinige.[9]) Damit sind wir auf das bei diesem Manne wichtigere philosophische Gebiet herübergeglitten. Ast half in ästhetisch gewandter Form Schelling'sche Ideen verbreiten. Neidvoll erzählt der damalige Landshuter Professor Salat von der großen Zuhörerschaft des Berufenen[10]) und von dessen treu ergebenem Kreis von Jüngern. Durch seine „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst" wurde Ast einer der wichtigsten Förderer der Romantik in Bayern.[11]) Friedrich Schlegel und der junge Eichendorff waren Mitarbeiter dieses Blattes. Den Hauptanteil daran aber übernahm er entweder selbst oder eine

---

[1]) Funk (Bayerland) a. a. O.
[2]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 134
[3]) Herrmann a. a. O. S. 54
[4]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 278
[5]) Herrmann a. a. O.
[6]) Feuerbach a. a. O. I S. 103
[7]) Herrmann a. a. O.
[8]) Herrmann a. a. S. 23.
[9]) Paulsen a. a. O.
[10]) Funk (Romantik) a. a. O.
[11]) Loewe (Thiersch) a. a. O. S. 130.

gewisse Gruppe von Studenten, mit der wir uns nun beschäftigen müssen.

Es war dies der Kreis um Ringseis, den späteren Leibarzt Ludwig I., eine vor Lebensdrang überschäumende Gruppe junger Leute. Auch an ihnen war die Aufklärung nicht spurlos vorübergegangen, aber sie hatten sie bereits abgeworfen und klammerten sich nun an alles, was sie überwinden half, an alles, was an die mondbeglänzte Zaubernacht des Mittelalters erinnerte. Der Bedeutendste scheint der früh verstorbene Mediziner Löw gewesen zu sein, neben ihm stand Rottmanner, der freien Künste Doktor, einer der literarischen Gegner Jacobis, ferner der etwas stürmische Karl Amann; es wären weiter Namen zu nennen wie Loe, Schafberg, Schiestel, Vanino, Teng,[1]) in weiterem Abstand Graf Armansperg und Janson von der Stock[2]) und in noch weiterem Abstand viele andere. Wir finden sie alle in der Gefolgschaft Asts oder in dem Kreis um Sailer, Zimmer und Savigny. Das Organ der neuen Richtung war die Ast'sche Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. Was hier veröffentlicht wurde, war allerdings sehr verschiedenwertig. Da fanden sich Aphorismen wie das sehr bezeichnende Wort „Wissenschaft als solche ist immer negativ."[3]) Da standen lyrische und epische Gedichte, philosophische Abhandlungen, dazwischen Besprechungen über einschlägige Neuerscheinungen, z. B. Schuberts Werk „Ansichten von den Nachtseiten der Natur."[4]) Die Mehrzahl der Gedichte, die sich hier fanden, erinnerten an Volkslieder; die besten Sachen stammen zweifellos von Loew; dazwischen steht auch manches, das unwillkürlich etwas an Moritaten streift.[5]) Clemens Brentano, der den Ringseis'schen Kreis aufsuchte, wandte ihm bald wieder den Rücken, da er ihm zu einseitig und künstlerisch nicht bedeutsam genug erschien.[6]) Der Hauptwert der jungen Bewegung lag zweifellos in den Gefühlen und nicht in der künstlerischen Produktion. Diesen Eindruck teilt im wesentlichen auch Funk.[7]) Worüber er aber gleich Ringseis mehr hinweggeht, das sind die Schattenseiten der Bewegung. Der „Juvenismus," wie Salat die Strömung taufte,[8]) die sich übrigens nicht nur auf junge Leute erstreckte, war eine Kampfbewegung und als solche notwendigerweise nicht ohne Schlacken. Der Hauptgegner der Romantiker scheint Fingerlos, der Direktor des Gregorianums, gewesen zu sein, gewiß keine tief religiöse Natur, ein Mann, der

---

[1]) Funk (Romantik) a. a. O. S. 122.
[2]) Ebenda S. 126.
[3]) Zeitschr. f. W. u. K. 1808. S. 69.
[4]) Ebenda 1808
[5]) Vgl. ein Gedicht Rottmanns 1808. S. 52/53 „Da begunnte Don Duardos" mit dem schönen Schluß „Mögen alle, die da lieben, diese meine Lehre wissen: Gen den Tod wird und die Liebe jeder Widerstand zunichte".
[6]) Kosch a. a. O.
[7]) Funk (Romantik).
[8]) Ebenda S. 116.

gleich Zirkel die Hauptaufgabe des Priesters darin sah, das Volk über Ackerbau und ähnliche praktische Gegenstände zu belehren, der aber persönlich unantastbar war. In welch derber Weise der Kampf gegen mißliebige Personen und Gegenstände manchmal geführt wurde, dafür zeugt ein Brief des Mediziners Schultes an Montgelas vom 25. VII. 1812.[1]) Jener Aufklärer schreibt: „Es ist nicht genug, daß einer meiner Kollegen, ein geistlicher Rat, der vielen Einfluß auf die hiesige Jugend hat, in einer zahlreichen Gesellschaft junger Leute mich einen Spitzb —, einen Hundsv . . . schalt; nicht genug, daß einer der ehrwürdigsten hiesigen Professoren, der rechtschaffene Fingerlos, als Spitzbube auf den Bänken der Hörsäle und in der Universitätskirche eingeschnitzt ist, daß also kein ehrlicher Name mehr vor Verunglimpfungen sicher ist; es kam bereits dahin, daß selbst das Eigentum des Staates von den Händen fanatischer Priester beraubt wird. Aus der Universitätsbibliothek nahm der Rektor den Folianten des Pater Johst (über die Inquisition?), der so schön den Fremden zeigt, welche Fortschritte das Vaterland und mit ihm die Menschheit der Weisheit Eurer Exzellenz zu danken hat. Der Rektor rühmte sich sogar, wie ich hörte, diesen Folianten in einem feierlichen Auto Da fé verbrannt zu haben. Wo das Eigentum des Staates nicht mehr sicher ist, der gute Name nicht unbescholten bleibt, da ist auch die Person des Bürgers selbst in Gefahr." So entstand aus Gärung und Kampf eine neue Zeit.

Wir fahren in der Geschichte der Berufungen fort und kommen nun zu dem im selben Jahre wie Ast (1805) berufenen Kasseler Tiedemann.[2]) Dieser war Anatom und Zoologe und verdankte seine Berufung aus Marburg[3]) dem Fürspruch Sömmerings.[4]) Gleich Roeschlaub und Walther hatte Tiedemann vorher eine Zeitlang in Bamberg geweilt, ohne sich jedoch von der dortigen romantischen Wissenschaft allzusehr beeinflussen zu lassen.[5]) Er muß vielmehr als Vertreter der exakten Richtung angesehen werden. Der den romantischen Aerzten ziemlich abgeneigte v. Müller bezeichnet Tiedeman als den bei weitem Hervorragendsten in dem damaligen Landshuter medizinischen Kreise. Er schreibt:[6]) „Seine Monographien über das menschliche Arteriensystem, über Bau und Entwicklung des Säugetiergehirns, über Strahltiere gelten noch heute als klassisch und durch sein im Verein mit Gmelin herausgegebenes Werk „Die Verdauung nach Versuchen" hat er die Grundlage geschaffen für die Erforschung des Stoffwechsels, welche durch Bidder und Schmidt

---

[1]) M. Kr. A. MA 14 1639/1531 Ministerialkorrespondenz Montgelas.

[2]) A. D. B. Bd. 38 S. 277

[3]) Die Angabe Müllers (Ueberblick) S. 4, er sei aus Würzburg gekommen, ist irrig.

[4]) Sömmering a. a. O. II. S. 117.

[5]) Hirsch a. a. O. S. 421

[6]) Müller (Ueberblick) a. a. O. S. 4

in Dorpat, dann aber vor allem hier in München durch seinen Schwiegersohn Theodor Bischoff, durch C. Voit, Pettenkofer und Rubner zu einem so bedeutungsvollen und für die Klinik wichtigen Gebiet ausgebaut hat. Leider hat Tiedemann sehr bald (1816) Landshut wieder verlassen, indem er einen Ruf nach Heidelberg folgte."[1])

Von Würzburg kamen nach dessen Uebergabe an das Haus Toskana im Jahre 1806 noch folgende drei Professoren nach Landshut: Der auch dem Boden des Naturrechts stehende[2]) Lehrer der Pandekten Gottlieb Hufeland, ein geborener Danziger; ferner der Mathematiker Stahl, ein geborener Braunschweiger, und schließlich der Landwirtschaftslehrer Medicus aus Mannheim, ein Gegner Linnés.[3]) Die Uebernahme durch die bayrische Regierung erfolgte mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß es den vom Ausland berufenen Gelehrten hart falle, einer anderen Regierung anzugehören als derjenigen, deren Ruf sie gefolgt seien.[4])

Altdorfer war der Historiker Monnert.[5]) Zur Zeit seiner Berufung im Jahre 1807 stand er in toskana'schen Diensten. Den Grund für seine Verpflichtung nach Landshut dürfte wohl seine im selben Jahre veröffentlichte Schrift „Ueber die älteste Geschichte Bayerns und seiner Bewohner" gebildet haben. Mannert trat diesem Werke der alten Keltentheorie mit Erfolg entgegen. Im Jahre 1808 erhielt er den Auftrag, einen Plan zur Verbesserung der Geschichts- und Geographiestudien auszuarbeiten. Er fürchtete jedoch, wie er an Montgelas schrieb, daß dessen Ausführung an dem Widerstand mangelhafter Lehrer und auf „jesuitische Art" gebildeter Geistlicher scheitern würde.[6]) Mannerts 1812 erschienene Schrift über Ludwig den Bayern stellte das papstfeindliche Element in den Vordergrund und deckte sich dadurch bis zu einem gewissen Grade mit den Absichten des Ministeriums Montgelas. Das Werk erhielt einen Preis von der Akademie der Wissenschaften.

Ein Schützling Jacobis war der zu Lübeck geborene Philosoph Koeppen, der die Aufgabe hatte, seines Meisters System zu schützen.

Einen hochberühmten Rechtslehrer gewann die Regierung in dem Frankfurter Savigny, dem Vertreter des historischen Rechts. Das Streben dieses Mannes galt der Ueberwindung des Naturrechts; es war ein Streben, das den Einfluß des Göttinger Juristen Hugo verrät."[7]) „Nicht vom *Allgemeinen* (wie Feuerbach), sondern vom *Einzelnen*, von einer Versenkung nicht in bestimmte *Probleme*, sondern in bestimmte historisch

---

[1]) Ebenda S. 5.
[2]) Landsberg III 2 a. a. O. S. 115.
[3]) Moll a. a. O. (Medicus)
[4]) Univ. A. E. II 150.
[5]) A. D. B. 20 S. 190ff.
[6]) M. Kr. A. MA 14 1639 Nr. 1531.
[7]) nach Landsberg III 2.

gegebene Quellen der Wissenschaft ist Savigny ausgegangen.[1]) Es war Savignys höchstes Bestreben, alles menschliche Dasein und damit auch das eigene als ein geschichtlich bedingtes zu erfassen," während Feuerbachs Trachten danach ging, „über diese geschichtliche Bedingtheit sich zu erheben durch die Macht der philosophischen Spekulation und der schöpferischen Tat."[2]) Feuerbach erklomm den Gipfel seines Wirkens als Gesetzgeber, Savigny durch seine Warnung vor der Gesetzgebung und durch Begründung einer historischen Rechtsschule, Dinge, die allerdings erst in seine Berliner Zeit fallen. In Landshut wirkte er als Lehrer des römischen Rechtes. Während Feuerbach als Kriminalist unsterblich wurde, lebt Savigny als Zivilrechtslehrer in der Geschichte weiter.

Savigny war mit einer Schwester des Dichters Brentanos verheiratet.[3]) So ist es leicht verständlich, daß sein Haus zum Anziehungspunkt romantischer Geister wurde. Dieser Kreis, dessen bedeutendster einheimischer Vertreter der ehrwürdige Michael Sailer war — wir erinnern an bereits Erwähntes — dieser Kreis, zu dem auch Ringseis gehörte und so manche von den Münchner Berufenen, vor allem Schelling — denn die Fäden zwischen den beiden Städten schossen gar emsig hin und her — zog auch ausländische gleichgesinnte Seelen an. Caroline schrieb darüber etwas spöttisch: „Es scheint sich jetzt mancherley Volk auf die Art nach München ziehen zu wollen. Wir besitzen alleweil die ganze Ange(?) Brentanonerei.[4]) Damals weilte Bettina an der Isar, hielt sich Clemens mit seiner Familie vorübergehend hier auf, las Tieck, der durch seine Schulden allerdings unangenehm auffiel,[5]) hier im vertrauten Kreise aus Gozzi, Holberg und Shakespeare,[6]) weilte schließlich Schlegel und Mdme de Stael hier eine gewisse Zeit.

Das folgende Jahr sah die Berufung zweier Männer, die von der aufgehobenen Universität Altdorf kamen: der eine war der zu Wöhrd, einer Vorstadt des heutigen Nürnberg, geborene Literaturhistoriker Siebenkees[7]) und der andere der Altdorfer Lehrer der Geburtshilfe, namens Feiler.[8]) Aus Erlangen kam um dieselbe Zeit der zu Braunschweig geborene, wohl von Feuerbach[9]) beeinflußte Kriminalist Henke. Dieser wandte sich literarisch in scharfer Weise gegen das von alten Zeiten überkommene, sozusagen transzendental begründete Strafrecht, das

---

[1]) Hölder a. a. O. S. 37.
[2]) Ebenda S. 39.
[3]) A. D. B. Bd 30
[4]) Caroline a. a. O. S. 429 auch abgedruckt bei Loewe (Thiersch) S. 212.
[5]) Carolina a. a. O. S. 432/33 vgl. auch Brentano über Landshut. Kosch. S. 84.
[6]) Jacobs a. a. O. S. 85.
[7]) A. D. B. Bd. 34 S. 175
[8]) Univ. A. E. 62.
[9]) Landsberg a. a. O. III 2. S. 150.

sogenannte jus talionis, um später allerdings seine rationalistischen Angriffe zu widerrufen.[1]) Damit enden die Montgelasschen Berufungen an die Universität.[2])

Zusammenfassend kann man sagen: Durch diese Berufungen wurde Landshut das Feld für eine Auseinandersetzung zwischen dem altbayrischen Katholizismus und den vorwiegend norddeutschen Strömungen der Aufklärung, des humanistischen Klassizismus und der Romantik.

Der Mediziner Ringseis, der spätere Leibarzt Ludwig I., der in jenen Zeiten zu Landshut studierte, hat uns in lebhaften Farben die damalige Blüte der Universität geschildert. Aber er hat auch gleichzeitig auf das Gewaltsame, Treibhausartige hingewiesen, das sich wie überall, so auch bei der Reform dieser Hochschule breit machte. Die zahlreichen Berufungen zur Hebung des wissenschaftlichen Lebens entlockten ihm keine ungemischte Freude. Was er uns darüber rückblickend durch die Feder seiner Tochter erzählt, gilt aber nicht nur für Landshut, sondern für ganz Bayern. Wir lesen: „Die scharenhafte Berufung von Auswärtigen zu den verschiedensten bayrischen Staats- und Lehrämtern zog, ich wiederhole es gern, z. T. wahrhafte Größen der Wissenschaft und des Charakters herbei, wie der eben Genannte (Savigny) dies in hervorragendem Sinne war. Aber wenn speziell die Landshuter Verhältnisse sich besser gestaltet hatten, so blieb dennoch im ganzen und großen die Absicht Bayern zu entchristlichen, vor allem zu dekatholisieren, völlig unverkennbar und mußte zusamt der unsäglichen Anmaßung, womit von vielen Inn- und Auswärtigen dieses unser engeres Vaterland, sein Volk, seine Geschichte, seine Gesinnung mißhandelt wurden, die Gemüter tief empören."[3]) Damit sind wir zu etwas Neuem hinüber geglitten, zu der Auseinandersetzung zwischen Einheimischen und Berufenen, die man gewöhnlich mit dem Worte „Gelehrtenstreit" bezeichnet.

---

[1]) A. D. B. Henke.

[2]) Man könnte auch von der Ernennung des Wieners Schultes zum Direktor der chirurgischen Schule sprechen. Wir haben hier aber chronologische Bedenken; nach der A. D. B. war dies 1810, nach Funk muß Schultes schon früher in Landshut gewesen sein.

[3]) Ringseis I a. a. O. S. 88.

Tabelle der nach Landshut Berufenen aus der Zeit Montgelas'.

Mit Ausnahme von
Breyer, Feuerbach, Gönner, Seyffer,
die darnach nach München kamen
und an anderer Stelle behandelt sind.

Ebenso fehlen die zurückberufenen Geistlichen.

Name	Geburtsort u. -Zeit Konfession	Stellung vor der Berufung und Aufenthaltsort	Jahr der Berufung
Ast Georg	Gotha 1778 prot.	Jena. Dozent der Philosophie und Philologie	1805
Butte Wilhelm	Treis in Kurhessen 1772 prot.	Prinzenerzieher a. hessischen Hof. Dann Pfarrer z. Bärstädt im Hessen-Darmstädtischen	1804
Feiler Johann		Professor zu Altdorf für Medizin	1809
Frohn	Düsseldorf 1752	Wien, von 1795—1800 in München als Privatmann	1801
Henke	Braunschweig	Erlangen	1809
Hufeland Gottlieb	Danzig 1760	seit 1803 Professor der Pandekten in Würzburg	1806
Köppen Fr.	Lübeck prot.		1808
Mannert	Altdorf prot.	Professor für Geschichte zu Würzburg	1807
Medicus	Mannheim	Würzburg	1806
Roeschlaub	1768 zu Lichtenfels kath.	Professor der Pathologie zu Bamberg	1802
Savigny Friedrich Karl v.	21. Februar 1779 zu Frankfurt prot.	Frankfurt	1808

Stellung in Landshut	Wie lange in Landshut?
Professor der Philologie.	bis 1826.
Er wurde mit 600 fl. als Lehrer der Statistik berufen. Das Dekret wurde aber zurückgehalten, bis er sich gegen eine Anklage des Reichsanzeigers, die ihn der Verleumdung und Lüge beschuldigte, gerechtfertigt und Zeugnisse über seine häuslichen Verhältnisse beigebracht hatte. Univ. Archiv E II 35. Seit 1807 ord. Prof. mit 1200 fl.	Wurde 1813 entlassen, weil er von einer Reise nach Paris nicht zurückkehrte.
an die Lehrkanzel der Geburtshilfe zu Landshut, sowie zur Leitung des hebärztlichen Klinikums gegen eine jährliche Funktionszulage von 700 fl. (Univ. Archiv E II. 62).	
ordentlicher Professor der Staatswirtschaft und politischen Rechenkunst. 1100 fl., 1 Scheffel Weizen und 4 Scheffel Korn E. II. 83.	
Privatdozent. Nur vorübergehend an der Landshuter Universität, dann nach Nürnberg.	
In gleicher Stellung. 2500 fl. E. II. 150. 1808 wurde er zum Bürgermeister von Danzig gewählt mit 1000 Louisd'or, kehrte jedoch im Jahre 1812 infolge der dortigen Ungewitter nach Landshut zurück. Da aber seine endgültige Wiederanstellung auf Schwierigkeiten stieß, überwarf er sich mit dem Ministerium und verließ die bayrischen Dienste. Vorher war er von Gönner zum Nachfolger empfohlen worden.	
Professor der Philosophie. (E. II. 173). Stützte das System Jacobis.	
In gleicher Stellung. Verfasser von „Ueber die älteste Geschichte Bayerns und seiner Bewohner 1807". — Kaiser Ludwig IV oder der Bayer.	bis 1826.
Landwirtschaftslehrer 1400 fl. (E. I. Fasc 9; E. II. 206).	
1600 fl. (Siegelfrei mit Indigenat). 1807 eine Zulage von 200 fl. E. II. 274.	Trat 1824 in den Ruhestand.
3000 fl. Gehalt, 1500 fl. Umzugskosten, Hofratscharakter, Pension für seine Familie, Freiheit der Ortsveränderung nach dem 2ten Jahre; wenn Landshut ihm nicht behagen sollte, sollte er an eine andere Universität kommen, die inzwischen organisiert werde. Lehrer des römischen Rechts, Nachfolger Hufelands. Begründer einer historischen Rechtsschule.	1810 nach Berlin

Name	Geburtsort u. -Zeit, Konfession	Stellung vor der Berufung und Aufenthaltsort	Jahr der Berufung
Schultes Joseph	1773 zu Wien	Professor zu Innsbruck	1810 Betr. dieses Berufungsjahres vgl. S. 114 ds. Arbeit
Siebenkees	Nürnberg		1809
Stahl Konrad Dietrich	1773 Braunschweig	seit 1804 Professor in Würzburg	1806
Tiedemann	1781 Kassel prot.	Privatdozent zu Marburg Müller behauptet in seinem Ueberblick S. 4, Tiedemann sei aus Würzburg berufen worden. Dort hat er wohl eine Zeit lang studiert, war aber nicht angestellt. A. D. B. Bd. 38, S. 277.	1805
Walther Philipp Franz v.	1782 Burweiler (Kanton Edenkoben in der Pfalz)	Medizinalrat zu Bamberg	1804

Stellung in Landshut	Wie lange in Landshut?
Direktor der chirugischen Schule zu Landshut. Aufklärer. Grundriß einer Geschichte und Literatur der Botanik von Theophrastus Eresius bis auf die neuesten Zeiten 1817. Eigentlich nicht an die Universität.	† 1831 zu Landshut
Professor der Literaturgeschichte.	bis 1826.
Professor für Mathematik und Physik. E. II. 344.	1816 nach Heidelberg.
Professor für Anatomie und Zoologie. 1200 fl. (E. II. 364).	
Lehrer der Physiologie. 1200 fl. (E. I. 9) später anscheinend 2000. Als ihm aber von Bonn 3600 fl. geboten wurden, ging er 1818 dorthin. Darob großes Entsetzen. Reg. d. Kultus Min. N B 6. Die Fakultät wünschte als Nachfolger des wohl berühmten, aber nicht fleißigen Mannes einen Ausländer zunächst, etwa Langenbeck, Rust oder Gräfe und schlug dann den Einheimischen Ringseis vor. Ebenda. Das Ministerium ernannte schließlich den Chirurgen und Ophthalmologen Reisinger. (Müller, Ueberblick a. a. O. S. 8).	

Ueberblick über die wichtigste Literatur zum Gelehrtenstreit.

1. Die Einleitung zu Thierschs Briefen von Heinrich W. Thiersch (1866) V. Kapitel. Sie baut sich auf dem Nachlaß seines Vaters auf und entlehnt den allgemeinen politischen Hintergrund aus Perthes (1862).
2. Die einschlägigen Artikel über die in den Gelehrtenstreit verwickelten Personen in der Allgemeinen Deutschen Biographie.
3. Altbayrische Kulturbilder von Christian Meyer (1903). Auch diese Darstellung fußt bis zu einem gewissen Grad auf Perthes. Sie ist ziemlich tendenziös. Es sei nur folgende ironische Bemerkung herausgegriffen a. a. O. S. 227. „Man sieht, daß die damaligen Altbayern den heutigen ultramontanen Zeitungen es gleich tun an Urbanität, feinem Geschmack und Adel des Stils."
4. Gewisse Abschnitte in Bitteraufs Buch: „Bayern als Königreich" 1906.
5. Gewisse Abschnitte in Heigels Festrede: „Die Münchner Akademie von 1759—1909."
6. Kurzer Abschnitt in Doeberls Entwicklungsgeschichte Bayerns II. 1912.
7. Kurze Abschnitte in v. Raumers: „Der Ritter Lang und seine Memoiren" 1914, gedruckt 1923. Raumer hat das Verdienst, durch Einbeziehung der Lang-Pallhausen'schen Fehde die bisherige Darstellung des Gelehrtenstreites erweitert und vertieft zu haben.
8. Die nationale Bewegung in Bayern 1806—1813 von Ludwig Scheibeck 1914. Ein großer Teil dieser Arbeit (vor allem S. 38—59) ist der Darstellung des Gelehrtenstreites gewidmet. Die Angaben dieser Schrift konnten mit Ausnahme einiger ungenauer Aktenbezeichnungen im wesentlichen bestätigt werden. Das will aber nicht gar zu viel bedeuten, da in dieser Darstellung kaum Ansichten geäußert werden, sondern das Ganze mehr oder minder eine lose Aneinanderreihung von Zitaten darstellt. Außerdem sind hier z. T. Seiten des Gelehrtenstreites für die „nationale Bewegung" verwertet worden, die hiezu nicht tauglich sind. Verdienstlich ist aber auf jeden Fall das in der Arbeit reichlich herangezogene neue Aktenmaterial.

9. Die Darstellungen bei Loewe im „Schulkampf" 1917 und in seinem Buche: „Friedrich Thiersch. Ein Humanistenleben" 1925. Das Hauptinteresse Loewes gilt dem Ringen des neuhumanistischen Bildungsideals mit anderen zeitgenössischen Strömungen. Das Persönliche und das Politische bleibt dabei im Hintergrund. Es ist daher nur folgerichtig, wenn Loewe, dessen Thierschbiographie im wesentlichen eine Geschichte von Ideen ist, die Schilderung der Aretin'schen Händel mit einer sehr ausführlichen und treffenden Darstellung der Auseinandersetzung zwischen Jacobi'scher Philosophie und Landshuter Romantik beginnt. Dieser Auseinandersetzung wird schon bei Heigel gedacht, aber lange nicht in dem Ausmaße. — Durchgehend sind die Streitschriften und Zeitungsartikel bei Loewe sehr ausführlich wiedergegeben. Das Aktenmaterial bleibt demgegenüber in der Thierschbiographie stark im Hintergrund. Die Folge davon ist vor allem die, daß die Haltung, welche die Regierung jenem Streit gegenüber einnahm, aus seiner Darstellung nur schwer zu erkennen ist.

10. Das ungefähr um dieselbe Zeit wie das Loewe'sche Werk erschienene Buch von Funk: „Von der Aufklärung zur Romantik" behandelt die Aretin'sche Fehde nur sehr kurz und bringt gegenüber Loewe so gut wie kein neues Material. Es unterscheidet sich aber von dessen Darstellung in der Auffassung in einem Punkte wesentlich. Loewe spricht (a. a. O. S. 309) von der „engen Verbindung von katholisch-romantischer Strömung in Landshut und den franzosenfreundlichen Bestrebungen Bayerns." Funk aber sucht gerade nachzuweisen, daß diese beiden Richtungen in ihrem Kern grundverschieden sind. Der Beweis ist im allgemeinen geglückt; es bleiben aber doch noch etliche Verdachtsmomente zurück z. B. die Tatsache, daß Ringseis von vielen Zeitgenossen für den Verfasser der „Pläne Napoleons" gehalten werden konnte, daß die Einleitung zu den „Jungenblättern" dieses Kreises in Aretins „Morgenboten" erschien usw.

Wir selbst haben uns nun bemüht, die zeitgenössischen Briefe in reicherem Maße heranzuziehen, als es bisher geschehen ist, und das Aktenmaterial zu erweitern. Besonders durch Benutzung der anscheinend hiefür noch nicht verwerteten Stetten'schen Polizeiberichte an den Minister[1]) ist es uns gelungen, neues Licht über das Pasquilltreiben, das Attentat auf Thiersch und über die Haltung der Berufenen im Jahre 1813 zu verbreiten.

---

[1]) Ein Hinweis auf die Stetten'schen Polizeiberichte fand sich in der ganzen Literatur nur bei Raumer a. a. O. S. 194. Die Aktenbezeichnung ist bei ihm allerdings eine andere, als wir sie vorfanden. Entweder hatte Raumer eine Kopie vor sich, die in einem anderen Akt lag, oder die Aktennumerierung ist durch Neuextradition verändert worden. Wahrscheinlich geht auf die Polizeiberichte die Schilderung des Falles Ruhmann, Jasper bei Bitterauf A. f. K. G. a. a. O. zurück.

9. Kapitel.

Der Gelehrtenstreit.

Nun waren die Berufenen in Altbayern eingezogen und mit ihnen etwas Artfremdes. Jetzt galt es einander in eine gleiche Tonart zu transponieren, wollte man nicht ohne jede Verständnismöglichkeit, fensterlosen Leibniz'schen Monaden gleich, nebeneinander dahinleben. Diese notwendige Einfühlung und Umstellung auf die Schwingungen einer anderen Volksseele gelang den Pfälzern unter den Berufenen, wie schon angedeutet wurde, im allgemeinen verhältnismäßig gut. Anders lag der Fall bei den vorwiegend aus Mitteldeutschland, Franken und Württemberg stammenden Gelehrten. Akademien und Hochschulen wurden in der damaligen Zeit nur zu leicht zu Schauplätzen heftiger Fehden;[1]) zudem wirkte das protestantische Bekenntnis dieser Berufenen erschwerend. Hochmut auf der einen Seite und Mißtrauen auf der anderen, das waren die Pole, in denen sich immer neue elektrische Kraft ansammelte, um sich im sogenannten „Gelehrtenstreit" blendend und furchtbar zu entladen.

Dieses Ueberspringen der Funken begann mit dem Tage der Neugründung der Akademie (1807) und endete vorläufig mit der Versetzung des Haupts der altbayrischen Partei, des Oberhofbibliothekars Christoph von Aretin, von München nach Neuburg im Jahre 1811. Doch die leitenden Ideen dieses Streites starben nicht mit diesem Tage, sondern glommen weiter. Sie flackerten wieder auf in der Zeit der Befreiungskriege, sie zeigten ihre alte Stoßkraft in dem leidenschaftlichen Schriftwechsel des Jahres 1815 zwischen dem Archivdirektor Lang aus Franken und dessen altbayrischen Kollegen Pallhausen. Mit leichten Veränderungen spannen sie sich über die Ersgesellschaft hinüber in die Zeit Ludwig I., um dann in ungebrochener Stärke unter Max II. die politische Schaubühne zu beherrschen. Die Schrift des damaligen

---

[1]) Burke sprach in seinen Memorialen geradezu von „Rotten von Gelehrten, die Akademien genannt werden". Moll a. a. O. III. S. 620. Wagner, der Biograph Sömmerings, bezeichnet diese gelehrten Streitigkeiten als ein altes Schibboleth der deutschen Universitäten. Sömmering a. a. O. S. 111. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht die Erlanger Einweihungsrede von 1743 „Ueber die ewigen Streitigkeiten der Gelehrten und die Ursachen, warum sie nicht endigen können."

Publizisten Brater über „Die Ultramontanen und die Professorenberufungen" paßte — vom Nordlichtkalender gar nicht zu reden — mit kleinen Abwandlungen sehr gut auch in die Zeit Mongelas'. Diese Gedankengänge pflanzten sich schließlich fort bis in die Epoche Ludwig II., bis auf Schleichs Parodien auf Rumorhäuser,[1]) ja sie wirken teilweise bis in unsere Tage und werden sich fortspinnen, solange es noch Reste des alten München gibt.[2]a)

Der Gegensatz war ein alter.[2]b) Schon aus Nicolais Reisebeschreibung wehte uns etwas von diesem Geist entgegen. Therese Huber, die scharfbeobachtende Tochter des Göttinger Philologen Heyne, schrieb einmal aus München in diesem Sinne an ihren Vater.[3]) „Für die Fremden war das Terrain schon verdorben durch die Reibung, welche seit langer Zeit zwischen Nord- und Süddeutschland stattgefunden hatte; die Impertinenz, mit der letzteres von ersterem behandelt worden war, besonders die Erklärung: Süddeutschland sei der Magen, Norddeutschland der Kopf, welche ein Berliner Blatt enthielt, hatte eine Art von Selbstrache entzündet." Als der Dillinger Professor Röckel auf einer pädagogischen Reise (1805) nach Berlin kam, war die Spannung bereits zu ziemlicher Stärke angewachsen. Aus dem Bericht dieses Mannes über seine Reise ersehen wir, wie weit das gekränkte bayrische Selbstbewußtsein damals bereits durch derartige höhnische Worte norddeutscher Gelehrter aufgestachelt worden war. „Unmündig wie Kinder wollen sie uns behandeln," schrieb Röckel, „und fühlen wollen sie uns machen, daß es uns an eigener Kraft fehlt . . . als der einzig geltende Typus wollen sie glänzen . . . und alle Denker und Gelehrten Deutschlands sollen sich als huldigende Vasallen erklären und sich unbedingt ihrem Machtspruch unterwerfen. Bei Gott, dies ist zu arg. Bayern ist eine Nation."[4]) Das war zu einem Zeitpunkt, als die Berufungen nach Altbayern eben erst eingesetzt hatten.[5]) Wie entwickelten sich hier nun zunächst die Dinge?

Die z. T. mit großen Hoffnungen in ihren neuen Wirkungskreis übergesiedelten norddeutschen Gelehrten mußten da sogleich eine unangenehme Enttäuschung an sich erleben. Sie mußten nämlich gewahr werden, daß der Stand eines Professors bei der altbayrischen Bevölkerung keineswegs so angesehen war, als dies in den norddeutschen kleinen Universitätsstädten der Fall

---

[1]) Gemeint ist Richard Wagner. Ein Abdruck einer solchen Parodie findet sich: Wolf a. a. O.

[2]a) u. [2]b) Diese beiden Tatsachen kommen bei Loewe kaum zum Ausdruck. Nur auf Seite 298 seiner Thierschbiographie erfahren wir wir durch die Jenaer Literaturzeitung, daß es sich um die erneute Eröffnung des alten unseligen Kampfes zwischen Süd- und Norddeutschen handelte. Für ihn ist die Fehde im wesentlichen reine Episode, beginnend 1807 und endigend 1811. Allerdings bedingt der Titel seines Buches eine solche Einschränkung bis zu einem gewissen Grade.

[3]) Bayrische Briefe a. a. O. 1901 S. 25.

[4]) M. Kr. A. GR 1429/166.

[5]) 1805.

war.[1]) Ihre Hoffnung auf eine glänzende gesellschaftliche Stellung wurde noch durch etwas anderes beeinträchtigt, durch die Ungastlichkeit der Einheimischen. Sömmering schrieb darüber einmal ärgerlich an einen Freund:[2]) „Das bürgerliche Leben hat hier Eigenheiten, die ich noch nirgends fand, die mir aber schlechterdings nicht behagen. Was sagen Sie dazu? Seit beinahe zwei Jahren, da ich hier bin, habe ich noch keinen einzigen Abend außer meinem Zimmer zugebracht. So gesellig ist man hier."

Der Aerger schärfte die Augen in ihrer angeborenen Neigung, unangenehme Seiten am bayrischen Wesen ausfindig zu machen. Besonders war es der Eindruck des „Rohen", den ihre betrachtenden Blicke empfingen. Er ähnelte gar sehr dem, was der Historiker Perthes über das bayrische Volk schreibt, der da meint, daß bei diesem Stamme schwerlich die Faustsage hätte entstehen können und daß hier „die Gefahr, in Sitte und Bildung dem Rohen und in der Religion dem Aeußerlichen zu verfallen" niemals fern gelegen sei.[3]) Nur zu sehr beruhte der Ausspruch Eduard von Schenks auf Wahrheit, manches Mitglied der Fremdenkolonie habe zwar bedeutenden literarischen Ruhm, aber nur eine sehr geringe Kenntnis des neuen Vaterlandes und noch weniger Liebe zu demselben mitgebracht.[4]) Man behauptete in ihrem Kreise, daß die Zahl der Verbrecher hier größer sei als anderswo, erklärte wie Mannert, daß die Bayern in ihrer ganzen Originalität weniger Ausbildung und Verfeinerung als die meisten anderen Völker erhalten hätten.[5]) Der Kriminalist Feuerbach in Landshut schrieb gar:[6]) „Die Verhältnisse der Professoren hier sind Verhältnisse von Teufeln, beinahe im eigentlichen Verstande, bei denen Rohheit, Sittenlosigkeit, höllische Bosheit, Abgefeimtheit, Niederträchtigkeit, Gemeinheit vorwalten." Das bayrische Geistesleben erschien den Fremden als zurückgeblieben. Sömmering begrüßte es z. B. an dem eben nach München übergesiedelten Zentralschulrat Niethammer, daß er den Einheimischen zeigte, daß sie noch keine Philologen hätten und solche von den Protestanten holen müßten.[7]) Auch die Urteile der Berufenen über den Katholizismus und die katholische Kirche waren nicht immer milde. Sie standen jedoch, wie Ringseis anerkannt hat, an Schärfe weit zurück hinter dem, was manche

---

[1]) Siehe darüber besonders Feuerbachs Briefe
[2]) Sömmering a. a. O. 2. Abt. S. 142.
[3]) Perthes a. a. O.
[4]) Heigel. Die Münchner Akademie S. 78 a. a. O.
[5]) Pallhausen a. a. O. S. 15.
[6]) Bitterauf a. a. O. S. 31. Feuerbach neigte allerdings besonders zu Uebertreibungen. Grundlos war seine Anklage jedoch sicher nicht; denn die Gönner-Feßmayr'sche Streitschriftenliteratur enthält ebenfalls ein sehr trübes Bild von den damaligen Verhältnissen der Landshuter Professoren unter einander. Die Schilderung, die Feuerbach beim Abschied von Kiel von seinen dortigen Kollegen entwarf (12. März 1804), wirkt neben diesem Höllenbreughel wie eine Idylle von Ludwig Richter.
[7]) Sömmering a. a. O. II S. 144.

bayrischen aufklärerischen Katholiken, z. B. Feßmayer, auf diesem Gebiete sich leisteten. Sömmering bezeichnete es z. B. als eine „Nemesis", daß er beinahe eine Wohnung im Jesuitenkolleg erhalten hätte,[1]) und auch Jacobi war nicht gut auf das „Pfaffentum" zu sprechen.

Allmählich bildete sich die Atmosphäre für heftigere Entladungen. Am 2. März des Jahres 1807 wurden in den Hauptstraßen Münchens neue Laternen angebracht, die sich jedoch wenig bewährten. Der Volksmund benützte dieses Ereignis zu einem Spottvers auf die berufenen Akademiker. Mit Wohlgefallen trug der mit der neuen Zeit zerfallene alte Westenrieder das Gedichtchen in sein Tagebuch ein:[2])

Sie kosten viel und leuchten wenig,
Sie sind auch von Schlampampen her.
Drum, lieber, guter König,
Mach sie zu Akademiker!

Durch eine Rede des Präsidenten Jacobi[3]) am 22. Juli desselben Jahres über „Gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck" sollte der Streit noch weitere Kreise ziehen. Der Düsseldorfer sprach darin unter anderem mit absprechenden Worten vom katholischen Mittelalter und von dem zurückgebliebenen bayrischen Geistesleben des 18. Jahrhunderts. Er berief sich hier auf den einheimischen Geschichtsschreiber Westenrieder, was diesem Manne, der selbst Mitglied der Akademie war und es somit anhören mußte, wie die Worte, die er einst selbst seufzend geschrieben, nun in leicht überlegenem Ton aus dem Munde eines andern ihm entgegenschallten, nur peinlich sein konnte. Die Rede wirkte verstimmend, vielleicht weniger durch das, was gesagt wurde, sondern das, wie es ausgedrückt wurde.

Jacobi war nämlich ein Mann, der unter einem milden vornehmen Wesen etwas von der Leidenschaft eines französischen Fanatikers in sich schloß, der einen Schuß von französischem Esprit und französischer Schärfe des Stils sein Eigen nannte. Durch diese Veranlagung erhielten seine literarischen Fehden von vornherein die Beigabe einer größeren Heftigkeit; denn seine antithesenreiche Feder gestaltete alles verletzender, als er es vielleicht manchmal selbst beabsichtigte:[4]) seine Geisteskämpfe wurden „des guerres à mort."[5]) So stritt er sich mit Goethe, mit Forster und Körte, so geriet er ja auch in Zwist mit seinem berufenen Kollegen Schelling. Jacobi stellte strenge Anforderungen an andere, da er nicht minder hart gegen sich selbst war. Er galt für weltmännisch gebildet. Gar wundersam verstand er es der Regierung um den Bart zu gehen; gegen Gleichgestellte

---

[1]) Moll IV S. 1331.
[2]) Westenrieder Nachlaß a. a. O. S. 83.
[3]) Christian Meyer schreibt fälschlich „Jakobs" statt „Jacobi"; ebenso schreibt er „Rotthammer" statt Rottmanner.
[4]) Vgl. Schlichtegroll a. a. O. S. 27.
[5]) Bayrische Briefe a. a. O. 1901 S. 26

war er zumeist vornehm und gewinnend, während nach Unten manchmal die Herablassung in Hochmut umschlug, einen Hochmut, von dem z. B. der ganz unbeteiligte Livländer Baranoff erzählt.[1]) Seine Menschenkenntnis stand auf etwas unsicheren Füßen, hielt er doch seinen schlimmsten Feind Aretin ursprünglich für seinen besten Freund.[2]) Im Grunde genommen war der Präsident bei aller Leidenschaft doch wohl keine ausgesprochen starke Persönlichkeit,[3]) eher weich. Besonders unter den Händen seiner beiden Schwestern wurde er das knetbarste Wachs oder, wie ein Zeitgenosse das einmal ausdrückte:[4]) „Jacobi ist eine Psyche, welche bekanntlich von einem weißen und einem schwarzen Pferd gezogen wird. Seine Schwester Helene ist das schwarze, seine Schwester Lotte das weiße Pferd; sie ziehen ihn aber nicht, sondern sie zerren ihn, die eine da, die andere dorthin, die arme Psyche wird dabei ganz mager und ihre Fittiche hängen ganz ausgedörrt herab." Das war der Mann, der Führer der Berufenen, in dem sich nun mehr und mehr entwickelnden Gelehrtenstreit war.

Die unmittelbare Antwort auf seine Rede in der Akademie waren zwei altbayrische Gegenschriften; die eine stammte von dem jungen Gelehrten Rottmanner,[5]) die andere von einem gewissen Aman, der später noch eine bedeutsame Rolle in dieser Fehde spielen sollte. Rottmanners Entgegnung handelte vor allem von dem protestantischen Jesuitismus, der sich mit Macht gegen die Romantik auftue. Jacobi schickte die Schrift an Goethe, um sein päpstliches Verdammungsurteil darüber zu hören, doch der Alte von Weimar schüttelte lächelnd sein Haupt und gab seinem aufgeklärten Freund zu erkennen, daß auch er über die sogenannten dunklen Jahrhunderte günstiger denke.[6]) Als weitaus schärferer Kritiker der Jacobi'schen Rede erwies sich der Romantiker Achim v. Arnim. Dieser verwarf wohl die Amansche Schrift als schlechte Wiederholung, erhob aber die Rottmanner'sche, in der er eigenes Fühlen ahnte, weit über die des Präsidenten. „Wir sehen nicht," schrieb er in einer Rezension in den Heidelberger Jahrbüchern,[7]) „daß Rottmanner den Gegenstand erschöpft hat, aber wir sehen doch in ihm das Nationale mit dem Bessern verknüpft . . . . Jacobis Rede dagegen ist durchaus trostlos . . . Die vielleicht überspannten Erwartungen Rottmanners von seinem Volke, der Hochmut gegen norddeutsches Wesen, . . . sind mir viel erträglicher, als dieses Ja und Nein Jacobis; es ist bestimmt viel aufmunternder für die Nation."[8]) Er knüpfte daran eine

---

[1]) Thierschs Leben a. a. O. 8. Juni 1808.
[2]) Jacobi (Zöppritz) a. a. O. an Nicolovius 28. Juni 1806.
[3]) Das Urteil seines Biographen Schmid a. a. O. S. 16 ist ja wohl etwas hart, aber nicht unrichtig.
[4]) Franz Bader in „Bettina" a. a. O. S. 263.
[5]) Den genauen Titel s. u. „Rottmanner" im Quellenverzeichnis.
[6]) Heigel. Die Münchner Akademie a. a. O. S. 78.
[7]) 1808 3. Heft. S. 364. Die Rezension ist anonym erschienen, daß sie von Arnim stammt, wissen wir aus Bettinas Briefen.
[8]) Ebenda S. 367.

Mahnung.[1]) „Wir geben es zu, daß die fremden Gelehrten in Bayern von einer sehr intriganten Anzahl eigensinniger Menschen mißtrauisch belauert werden; das ist weder Nationalfehler noch gefährlich . . . Wer sich darüber nicht hinwegsetzen kann, um seiner Wissenschaft zu leben, der tat unrecht, die Grenzen seines Ländchens zu überschreiten. Aber wegen dieses Mißtrauens gerade sollten diese Fremden selbst da, wo sie eine Lücke in der Bildung ihres neuen Vaterlandes zu entdecken glaubten (wie Mannert) diese lieber füllen als eine Warnungsanzeige beifügen."

Der zweite Akt des Schauspiels führt uns auf die treibhausartig gewachsene Hof- und Zentralbibliothek. Unter Max III. hatte sie einen einzigen Bibliothekar besessen, Oefele;[2]) unter Karl Theodor hatte das Institut zwei Beamte und einen Diener aufzuweisen.[3]) Jetzt unter Montgelas wuchs deren Zahl beständig mit dem reichen Zustrom von Büchern, der aus den säkularisierten Klöstern kam. Viele von diesen Leuten waren ganz untauglich zu den übernommenen Geschäft; seit 1802 war zudem das Ausleihen von Büchern neu eingeführt worden,[4]) kurz und gut in diesem Institut machte sich unter der Fülle des Ungewohnten bald eine große Unordnung breit. Der Präsident Jacobi, dem die Bibliothek nebst anderen Instituten nach der Konstitution der Akademie unterstand, hatte darüber zu berichten. Um nicht gar zu sehr vor den Kopf zu stoßen, sondern eher aufzumuntern, drückte er ein Auge zu. Er schrieb am 12. Oktober 1807,[5]) daß, wenn man die obwaltenden Schwierigkeiten gehörig erwäge, man das Erreichte „loben und bewundern" müsse. Gleichzeitig schlug er zur Entlastung des Leiters der Bibliothek, des Barons von Aretin, die Berufung des Hofrats Hamberger aus Gotha als zweiten Bibliothekar vor.[3]) Dieser sollte das Institut nach dem Muster der berühmten Göttinger Bibliothek umgestalten.[7]) Bevor nun aber der Berufene ankam, bereitete sich der gekränkte Aretin zum Gegenschlage vor. Er suchte durch die Bibliothekswissenschaft seines altbayrischen Untergebenen Schrettinger dem Gothaer zunächst einmal zu beweisen, daß man in München doch auch nicht so ununterrichtet über Bibliothekswesen sei.[8]) Der Berufene sollte dem Baron an Amtsbefugnissen gleichgestellt sein.[9]) Gegen diese Beschränkung

---

[1]) Ebenda S. 368.
[2]) Staatskalender.
[3]) Staatskalender z. B. 1781.
[4]) Regbl.
[5]) M. Kr. A. MA 1043/2Q4 III
[6]) Ebenda.
[7]) MA 1044/206. Hamberger erhielt eigens den Auftrag, vor Antritt seiner Stelle noch einmal eine Reise nach Göttingen zu unternehmen.
[8]) Akad. d. W. VIII 241 Personalakt Aretins. Schreiben Docens.
[9]) Dienstreglement für Hamberger M. Kr. A. Fasz. 1043. Nr. 204/1. Dieser Akt wird von Scheibeck n i e richtig angegeben.

seiner Alleinherrschaft bäumte sich dieser ehrgeizige Mann auf und wurde so von nun an zur Haupttriebfeder des Gelehrtenstreites.

Was läßt sich nun über Hambergers Person sagen? Dieser war ein Mann, der dem Baron von Aretin an natürlicher Begabung wohl unterlegen, an Pflichtbewußtsein aber überlegen war. Kühl und schwunglos, wie er war, macht er den Eindruck des wohl tüchtigen, aber schwerfälligen und derben Niederdeutschen. Jacobi, der feine Weltmann und Philosoph, soll ihn einmal eine Handwerkerseele genannt haben,[1]) und ein anderer aus dem Kreise der Berufenen, Schlichtegroll, der Generalsekretär der Akademie, bezeichnete ihn als einen Mann ohne Geschmack und Takt, aber lenksam, sobald man sich die Mühe nicht verdrießen lasse, den Zaum bald anzuziehen, bald nachzulassen.[2]) Daß Hamberger sich von seiner Frau den Kopf blutig schlagen ließ,[3]) trug auch nicht zur Stärkung seines Ansehens bei. In einem aber rühmten ihn alle, die einen freudig, die anderen, weil sie nicht anders konnten, und das war sein Fleiß. Im Sommer 1809 erschien er fast mit Tagesanbruch auf der Bibliothek und widmete selbst an Sonntagen diesem Institut etliche Stunden.[4]) Trotzdem wurde Hamberger mehr angefeindet als der träge Schelling, der nicht einmal den jährlichen wissenschaftlichen Pflichtbeitrag für die Akademie leistete und seine Sekretärsstelle an der Akademie der bildenden Künste durch den jungen Langer besorgen ließ.[5]) Warum? Weil er Nebenbuhler Aretins war.

Dieser leistete nun allenthalben Widerstand, erschien zu keiner Kommissionssitzung, wirkte als Hemmschuh, so daß ihn Jacobi in einem Schreiben an den Minister als einen „aus lauter bösem Willen zusammengesetzten und ränkevollen Mann" bezeichnete, dem sein alter Mensch ausgezogen werden müsse."[6]) Die Beaufsichtigung durch die Akademie wurde dem Baron immer unangenehmer; er erklärte dieses ganze Institut für eine „bloß temporäre Anstalt," wobei sicher der Wunsch der Vater des Gedankens war.

Und wieder wechselt der Schauplatz der Handlung. Am 27. Mai des Jahres 1808 gab der Minister Montgelas einen Ball im Redoutensaal, zu dem er die Ritter des neugestifteten Zivilverdienstordens einlud.[7]) Reich waren hier die berufenen Gelehrten vertreten, die stolz mit der „rauschigen"[8]) Seide des Ordensbands paradierten, spärlich hingegen die einheimischen. Aretin, der die Auszeichnung erwartet hatte, war nicht darunter. Das Ereignis wirkte in altbayerischen Kreisen verbitternd.

---

[1]) Wenigstens behauptete das Aretin, um ihn aufzuhetzen. M. Kr. A. MA 1043/203.

[2]) Moll a. a. O. III Abt. S. 740.

[3]) Bericht über H's Krankheit M. Kr. A. MA 1044/206.

[4]) M. Kr. A. HR 291/27 Bericht vom 27. August 1809.

[5]) Therese Huber in „Bayrische Briefe". Sie ist überhaupt auf die berufenen Gelehrten nicht gut zu sprechen.

[6]) 5. August 1808

[7]) Moll a. a. O. III S. 724.

[8]) Ausdruck Westenrieders.

Ungefähr um dieselbe Zeit mochte ein anderer Vorgang sich abspielen, der so recht zeigt, wie die Bevölkerung immer lebhafteren Anteil an dem Streite nahm. Im Theater wurde „Kabale und Liebe" aufgeführt. Als nun der Major zu den Worten kam: „Und ich will es der ganzen Residenz erzählen, wie man Präsident wird": da erhob sich ein Jauchzen und Applaudieren, minutenlanger Lärm durchtobte das Theater und aller Blicke richteten sich auf den hinter dem Stuhl der Frau Minister Montgelas stehenden Präsidenten Jacobi.[1])

Die nötige Resonnanz für den Kampf war also bereits geschaffen; da kam der Krieg mit Oesterreich, das Einrücken der feindlichen Armee. Das bayerische Nationalbewußtsein ward bis zum Sieden erhitzt, und hatte sich bis dahin die Abneigung gegen die hochmütigen Fremden in Einzelausbrüchen Luft gemacht, so begann jetzt ein regelrechtes Kesseltreiben gegen die berufenenen protestantischen Gelehrten.

Gar leicht gelang es nun dem gekränkten Baron von Aretin, seine *eigene* Sache zur *allgemeinen* zu machen. Er benützte die erregte Zeit, um eine zunächst namenlose Schmähschrift in die Welt hinauszusenden, zu der er sich erst später bekannte,[2]) betitelt: „Die Pläne Napoleons und seiner Gegner". Mehr andeutungsweise als offen sprach er hier von den borussierenden, anglomanen Gelehrten in Deutschland, deren geheime Machinationen der Kaiser kenne, der auch die Missetäter, wenn die Zeit erfüllt, zur Rechenschaft ziehen werde. Er bezichtigte hier sozusagen die Münchner Gelehrten, Mitglieder des frankreichfeindlichen Tugendbundes zu sein. In einer zweiten Auflage wurde die Schrift, mit noch giftigeren Angriffen gespickt, ins französische und Lateinische übersetzt[3]) und sodann ins Hauptquartier des Imperators gebracht. Die erwünschte Wirkung konnte nicht ausbleiben. Die französische Regierung wurde auf die Gelehrten aufmerksam. „Sie haben einen gefährlichen Mann in ihrer Nähe", sagte einmal Davoust zu Max Joseph,1) — „den Präsidenten Jacobi". „Ich habe ihn immer als einen braven und rechtschaffenen Mann gekannt", antwortete der König, sich vor seine Untertanen stellend.

Der Eindruck, den man von der Aretin'schen Schrift bekommt, ist der einer etwas widerspruchsvollen Mischung von Kosmopolitentum und schlecht verhohlenem Stammesdünkel, von absprechendem Katholizismus und aufklärerischer, gleichmacherischer Toleranz. Es mag sein, daß diese gegensätzlichen Ideen, die hier in *einem* Libell vereint sind, ein Abbild der verschieden-

---

[1]) Brief Baranoffs v. 8. Juni 1808. Thierschs Leben a. a. O.

[2]) Heinrich W. J. Thiersch behauptet in „Thiersch's Leben" a. a. O. S. 72 fälschlicherweise, daß Aretin z. Z. der Abfassung dieser Schrift Landesdirektionsrat gewesen sei. Bitterauf nennt ihn unrichtig „Karl" statt „Christoph" v. A.

[3]) Von dieser zweiten Auflage behauptete Aretin allerdings, sie stamme nicht ganz von ihm. „Sammlung der Aktenstücke" a. a. O.

[4]) Meyer a. a. O. S. 229.

artig gesinnten Menschen sind, auf die sich Aretin bei seinem Vorgehen stützen wollte. Das waren nämlich außer der katholischen Partei noch unzufriedene ehemalige Illuminaten, wie wir besonders aus Briefen von Therese Huber ersehen, Illuminaten, die bei der neuen Staatsordnung nicht auf ihre Rechnung gekommen waren, und denen das Intrigieren zum Bedürfnis geworden war.

Mehr und mehr erfüllte sich nun die Luft von dem Geschrei über die „Norddeutschen". Es war dies ein Wort, das nur in einem losen Zusammenhang mit dem damit bezeichneten Gegenstande stand; denn die damit bezeichneten Gelehrten stammten größtenteils aus dem thüringischen Teil von Sachsen, also aus Mitteldeutschland. Zudem wurde mit diesem Worte ja nicht so sehr auf ihre Stammeszugehörigkeit angespielt als auf ihre Konfession, auf ihr Luthertum; denn „norddeutsch" hieß damals auch der Württemberger, der Professor aus Regensburg, sofern er sich zur protestantischen Konfession bekannte.[1]) Eine dichte Wolke von Flugschriften schneite nun auf die Isarstadt herab, von Flugschriften, die in allen Tönen das Lied sangen von den Landesvätern, von den Feinden der Kirche, den Hungerleidern, die daheim ihr Brot nicht fänden und nun auf Kosten des bayerischen Volkes sich üppig nährten. Klar und deutlich klang durch dieses Stimmengewirr die leitende Melodie hindurch: „Fort mit ihnen, fort! Sollten sie nicht willig gehen, gut, dann mit Gewalt!" Dem Worte gesellte sich die Tat, bald im Gewande des Fastnachtsscherzes, bald in Gestalt der Gehorsamsverweigerung in den Schulen, bald in der des tätlichen Angriffs.

Ein in Passau erscheinendes Blatt, Morgenbote für die österreichischen Staaten betitelt, diente dem ausgesprochenen Zweck, die Fremden lächerlich zu machen und den Haß gegen sie zu schüren. Der Hauptmitarbeiter dieser Zeitung war Aretin. Bald in harmlosen Scherzen, bald wieder in scharf zugespitzten Aphorismen oder plumpklobigen Wutausbrüchen tritt uns hier der damalige bayrische Volksgeist entgegen. Eine beliebte Zielscheibe des Spottes war die norddeutsche Literatur. „Kann es etwas Herzloseres geben," schrieb das Blatt, „als so ein Rheinwein- oder Punschlied des berüchtigten Voß oder irgend eines anderen lutherischen Magisterleins oder Konrektorleins? Wie kann aber auch bei Theewasser oder Tamarindenpunsch und Butterschnitten etwas Ehrliches herauskommen?[2]) „Mit einem Seitenhieb auf anakreontische Liebeslieder und Dichtungen im Stile der Lucinde heißt es ein andermal von den Norddeutschen: „Wir genießen unsere schönen Mädchen und Weiber, sie phantasieren und machen — kalte Betrachtungen".[3]) In die Welt Grimmelshausens glauben wir zu schauen, wenn wir die folgenden Zeilen lesen: „Der Grundzug des Süddeutschen Wesens ist

---

[1]) Jacobs a. a. O. Beilage 19. Aus einem Brief vom Jahre 1808.
[2]) Morgenbote III. Heft. pag. 271.
[3]) Nach einem Auszug in den Stetten'schen Polizeiberichten. M. Kr. A. MA 14 n. E. Nr. 1853. (8. Jan. 1810.)

Kraft, der des Norddeutschen Schwäche; daher bei jenen Ausschweifungen im Genuß der Liebe und anderen sinnlichen Vergnügungen, bei diesen Onanie, Hypochondrie, Falschheit, Feigheit, Ränkesucht. Schon im Wuchs, in der Sprache hat die Natur die Charakterverschiedenheit klar ausgedrückt . . . Komischer ist in der Welt nichts anzusehen als ein verliebter oder deutschtanzender Lutheraner. Diese auf dem ganzen Gesichte ausgedrückte Ahnung des Widerspruchs mit sich selbst, dieser in tausend linkischen Bewegungen sich äußernde Streit zwischen der gröbsten Sinnlichkeit und listigsten Heuchelei, zwischen angeborener Steifheit und ausbrechendem Mutwillen, zwischen pedantischem Stolz und dem Gefühl der eigenen Erbärmlichkeit. — Nein, ein solcher Anblick ist der größte Triumph für einen guten Katholiken.[1])

Diese Worte gingen nach der Meinung des Polizeidirektors Stetten vorzüglich auf Schlichtegroll, denn er hörte sie in einer Gesellschaft, in der dieser tanzte, beinahe im nämlichen Sinne.[2])

Auch die Antworten der Berufenen auf die Angriffe entbehrten nicht einer sarkastischen Schärfe. Unter dem Motto: Procumbit humi bos ließ der junge Thiersch eine anonyme Entgegnung erscheinen mit dem Titel: „Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland". Er führte darin aus, wie lächerlich es sei, das Talent nach geographischen Grenzen und Breiten abzuschätzen und wies darauf hin, daß Süddeutsche, die nach Norddeutschland gekommen seien, dort nicht einmal an ihre süddeutsche Abstammung erinnert worden seien.

Um einen Einblick in die Seelenstimmung solcher Berufener während dieser Händel zu geben, bringen wir einen Brief des Präsidenten Jacobi an den Minister, den er damals (und zwar am 7. Dezember 1809) schrieb.[3]) Da heißt es: „Ich will, obgleich mit zerrissenem Herzen, dem nun wiederholt von Eurer Exzellenz gegen mich geäußerten Wunsch in Beziehung auf das Aretinsche Verfahren[4]) mich insoweit fügen, daß ich auf eine förmliche Bestrafung desselben Verzicht tue, und Seine Majestät und Eure Exzellenz nicht weiter mit dieser Sache behelligen will, wenn mir nur auf die eine oder andere Weise meine durch diesen gewissenlosen Bösewicht gekränkte Ehre wiedergegeben wird . . ." „Sollte mir auch dies geweigert werden, so weiß ich nicht, zu welchem äußersten Entschluß mich die Verzweiflung führen wird. Ohne Ehre kann niemand leben, wenigstens will ich es nicht können, und selbst der schmähliche Hungertod schreckt mich nicht, wenn ich zwischen ihm und Beschimpfung wählen muß. Ich bitte Eure Exzellenz, mich nicht in längerer Ungewißheit auf diesen Brief zu lassen. Der ihn schrieb, liegt auf der Folter; jede Minute dehnt

---

[1]) Morgenbote Jahrgang 1809 S. 227.

[2]) M. Kr. A. MA 1652/1853. 8. Januar. Die Stetten'schen Berichte tragen entweder das Datum des gleichen Tages oder des vorausgehenden, d. h. der Tagesbericht über den 11. April z. B. ist unter Umständen unter diesem Datum erst am nächsten Tag geschrieben.

[3]) MA 1655/1893 M. Kr. A.

[4]) Jacobi hatte Klage geführt.

sich ihm zu einem Jahre aus."[1]) Doch die Angriffe sollten sich noch steigern.

Am 12. Dezember desselben Jahres, also fünf Tage darnach, erschien in der „Neuen oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung" ein Artikel, der in unverblümter Weise die Vertreibung der Fremden predigte. Es war dies eine Rezension Aretins über ein nie erschienenes Buch, die „Geschichte der schwedischen Akademie der Wissenschaften unter der Königin Christiana" nach dem Französischen des Ritters Arkenholz. Mit nur allzu deutlicher Anspielung auf Münchner Verhältnisse wurde hier erzählt, wie die ausländischen Gelehrten, die um jene Zeit unter Leitung des Belletristen Bourdelot nach Schweden kamen, um das Land heimlich zu katholisieren, schließlich mit Schimpf und Schanden verjagt wurden und wie das Reich daraufhin wieder mit alter Kraft emporblühte.[2])

Dem Philologen Jacobs, dem Lehrer des Kronprinzen, wurde ein Pamphlet in das Haus gebracht, worin er beschuldigt wurde, den Kronprinzen in antinapoleonischem Sinne zu beeinflussen. Man warf ihm in dieser Schmähschrift ferner vor, er habe die bayrische Nation beschimpft und gesagt, sie müsse erst umgebildet und republikanisiert werden, er habe schließlich das Papier besorgt für die österreichischen Proklamationen.[3])

Dem Präsidenten Jacobi wurde zur Last gelegt, Mdme de Stael, die von Napoleon des Landes Verwiesene, sei seine intime Freundin; ihre Reise nach München sei in genauer Verbindung mit dem Kriegstheater gestanden. Durch den protestantischen Referendär Feuerbach habe der Präsident alle Geheimnisse der Regierung erfahren und dem österreichischen Heere mitgeteilt.[4])

Wie weit beruhten nun die Anklagen dieser Schmähschriften auf Wahrheit? Wie stand es um den Vorwurf, die Berufenen verachten und verschmähten ihr neues Vaterland? Wie um den andern, sie steckten hohe Gehälter ein und leisteten dafür nichts? Bekämpften und untergruben die Freunde wirklich die bayrische Rheinbundpolitik?

Es wurde schon angedeutet, daß die Berufenen sich zum Teil ziemlich abfällig über den Charakter und die Sitten ihrer neuen Mitmenschen aussprachen. Jacobs bezeichnete um die Zeit, in der wir stehen, die Münchner als badauds, als Maulaffen.[5]) sprach von der barbarie barbarica und erklärte die Worte Boi und Boiotici für bedeutsame Assonanzen.[6]) Ein wahres Wohlgefühl bereitete es ihm, wenn er sich über den zurückgebliebenen Bildungsstand altbayerischer Geistlicher auslassen konnte. Aehnlich Thiersch. Dieser faßte seine Stellung und Aufgabe dahin auf,

---

[1]) Am 30. Dez. erhielt er als Antwort eine Zufriedenheitserklärung. M. Kr. A. MA 1655/1893.

[2]) Sammlung der Aktenstücke a. a. O.

[3]) Jacobs a. a. O., ferner MA 1655/1893. Brief an Montgelas. M. Kr. A.

[4]) Jacobs a. a. O.

[5]) Bayrische Briefe 1897 a. a. O. S. 6.

[6]) Bayrische Briefe 1897 a. a. O. S. 9.

den Bayern zunächst ihr Böotiertum zum Bewußtsein zu bringen und sie dann zu heben. Verbarg sich hier unter der Herabsetzung auch der Wunsch zu bessern, so begegnen wir reinem Hohn in einem damals viel besprochenen Worte Ritters, er wolle den Bayern beweisen, daß man dreißigtausend Gulden Schulden machen könne, ohne sie bezahlen zu müssen.[1]) Nach dem Urteile Therese Hubers, die allerdings an die Fremden bedeutend strengere Maßstäbe anlegte, als an die Einheimischen, war nur Schlichtegroll von den hervorragenden Mitgliedern der Akademie wirklich vorsichtig und zurückhaltend in seinem Benehmen gegenüber den Münchnern. Manche der Berufenen betrachteten sich nach einem Worte Montgelas' als Missionare zur Bekehrung eines wilden Volkes. Auch der Polizeidirektor Stetten, ein gewiß unparteiischer Mann, klagte in einem Berichte vom 16. Dezember 1809 über die Geringschätzung, mit der oft von Akademikern über Bayern gesprochen werde.[2])

Wie stand es nun um den Vorwurf der zu hohen Gehälter? Die Bezahlungen waren zweifellos z. T. recht stattlich, aber doch nicht von der märchenhaften Art, wie sie sich damals mancher außenstehende, aufgehetzte Altbayer vorstellen mochte. An der Spitze der reinen Akademiemitglieder stand Jacobi mit 5 000 Gulden, wozu gewöhnlich noch eine außerordentliche Vergütung von 1000 Florentinern kam;[3]) dann folgte Sömmering mit 4500 fl.[4]) Jacobs mit 3000, Schlichtegroll mit 2500 fl.[5]) Neben der schwindelnden Höhe damaliger Ministergehälter nehmen sich diese Zahlen klein aus; absolut sind sie von mittlerer Größe, sehr stattlich dagegen, wenn man sie mit den Gehältern der Einheimischen vergleicht. Denn Schrank, der bestbezahlte Altbayer erhielt 1800 fl.,[6]) Flurl gas nur 150;[7]) für manche unter ihnen war die Teilnahme mehr Ehrensache. Der stets im Zusammenhang mit den hohen Gehältern auftretende Vorwurf der Trägheit erinnert in einer Beziehung nur zu sehr an den bekannten Ruf: „Haltet den Dieb!", in anderer wieder ist er berechtigt. Schrieb doch Sömmering einmal: „Schon haben wir drei akademische Diners gehabt und kaum eine Sitzung".[8]) Auch Graf Lothar v. Stadion, der österreichische Gesandte am Münchner Hof, der viel in den Kreisen der Berufenen verkehrte, gewann einen ähnlichen Eindruck.[9]) Das Wort, die Berufenen leisteten wissenschaftlich nichts Wertvolles, ist in dieser Form wohl unsinnig; es gewinnt aber dann Bedeutung, wenn man bedenkt, daß die altbayerische Be-

---

[1]) Stetten'scher Bericht vom 9. Aug. 1809. MA 14 n. E. Nr. 1852 ½. M. Kr. A.
[2]) Ebenda.
[3]) Akad. d. W. IX. 257. Jacobi.
[4]) Ursprünglich nur 4000 und 500 fl. Wohnungsgeld, 4500 nach M. Kr. A. HR 289/8. Sömmering a. a. O.
[5]) HR 289/8 M. Kr. A.
[6]) Ebenda.
[7]) Ebenda.
[8]) Sömmering a. a. O. II. S. 134.
[9]) Scheibeck a. a. O. S. 48.

völkerung mehr praktisch Verwertbares erwartete, als tatsächlich geboten wurde.

Die gefährlichste Anklage, die gegen die Fremden erhoben wurde, war die, daß sie den Rheinbund und das ganze napoleonische System bekämpften. Auch dieser Vorwurf war wie die andern zu gleicher Zeit begründet und doch übertrieben. Die Gesinnung der Berufenen wurde im allgemeinen richtig eingeschätzt, ihre tatsächliche politische Tätigkeit dagegen erschien hohlspiegelartig vergrößert und verzerrt. Wir werden später sehen, wie die Fremden das Jahr 1813 mit einer einzigen Ausnahme sämtlich als eine Erlösung ansahen. Es war dies für sie eine Befreiung in doppeltem Sinne, eine Befreiung von Despotie und von Fremdherrschaft.

Es läßt sich nicht leugnen, daß ein gewisser Teil der Berufenen mit republikanisch-demokratischen Ideen etwas liebäugelte und schon aus diesem Grunde den Korsen, der ihr altrömisches Ideal von Männerfreiheit zuschanden gemacht hatte, mit scheelen Augen ansah. Die Entwicklung der französischen Revolution zur Alleinherrschaft war für sie eine schwere Enttäuschung. Das Frankreich von 1799 war für Jacobi eine „abgeschmackte Republik ohne Republikaner" mit „leiblicher und geistiger Sklaverei der Untertanen".[1]) „Er sah", wie Schlichtegroll nach seinem Tode von ihm erzählte, „so lange kein Glück für Frankreich, für Deutschland und die Welt, als dieser auf den noch frischen Gräbern der Pöbelherrschaft sich bildende Despotismus dauern würde."[2]) Auch Schlichtegroll selbst empfand ein inneres Widerstreben gegen das bonapartistische System.[3]) Für den Anatomen Sömmering hatte der Begriff des Kaisers, des Cäsaren, etwas Hassenswertes an sich. So schrieb er einmal von dem Monat September, als dem Monat, der glücklicherweise nicht wie die drei vorhergehenden zur Schande aller Welt nach römischen Cäsaren benannt werde.[4]) Nur der Jurist Feuerbach gehörte um diese Zeit (1809) zu den Bewunderern des napoleonischen Systems, dieses fleischgewordenen mathematischen Verstandes. In den übrigen steckte z. T. etwas von Justus Möser, jenem Ueberwinder der Aufklärung, deren letzten Ausläufer der Bonapartismus darstellte. Napoleon war aber für manche Berufenen nicht nur als Kaiser ein Gegenstand der Abneigung, sondern auch als Mensch. Sömmering, dessen ganze Briefe der Haß gegen diesen Mann durchbebt und durchzittert, betrachtete den Imperator, als er in München war, nicht anders wie als eine zwar interessante, aber häßliche Bestie.[5])

Nicht minder verabscheuten die norddeutschen Gelehrten im Durchschnitt das französische Volk. Jacobi bezeichnete die Fran-

[1]) an Joh. Friedr. Jacobi 3. April 1799. Jacobi (Roth.) a. a. O.
[2]) Schlichtegroll a. a. O. S. 20.
[3]) Akad. d. W. Brief aus dem Jahre 1813. Weiter hinten abgedruckt.
[4]) Moll IV. S. 1314.
[5]) Sömmering 2. Abt. S. 136.

zosen einmal als bloße Mechanismen,[1]) ein andermal als Teufel, als verächtliche Scheusale.[2]) Um ihretwillen hatte er das vom Feinde besetzte Düsseldorf verlassen und war nach Eutin geflohen. Von hier aus kam er nach München. Daß er in dieser Stadt manchmal das Gefühl hatte, vom Regen in die Traufe gekommen zu sein, wird man begreifen. Ebenso erging es Sömmering. Dieser schrieb einmal an seinen Freund Heyne nach Göttingen: „Ich floh hieher, um entfernter von den Feinden zu leben, fand aber doch auch bald mich von ihnen beunruhigt und fast alles, was man jetzt hören, sehen und lesen muß, verrät Einfluß, Abhängigkeit des Verabscheutesten.“[3]) Er fuhr dann fort von den homines novi zu schreiben, die über Paris und die dortigen Einrichtungen nichts besseres wüßten.[4])

Nur bei Jacobi hatte er zunächst, als er 1805 in die bayrische Hauptstadt kam, verwandte vaterländische Gesinnungen angetroffen.[5]) Als aber Thiersch 1809 in die Isarstadt kam, da konnte er rühmend berichten, dort dasselbe Wollen und Fühlen in der Fremdenkolonie angetroffen zu haben, wie im nationalen Norden.[6]) Jacobi war inzwischen zum Kristallisationspunkt einer deutschnationalen Richtung in Bayern geworden. Sein Haus wurde zum Herd des Franzosenhasses. Therese Huber spricht einmal ärgerlich von dem „gemeinen Schimpfen“ über Napoleon, das dort üblich gewesen sei.“[7]) Klagend schrieb der Exminister Montgelas später in seinen Erinnerungen, mit welcher Bereitwilligkeit die Berufenen auf die Absichten des österreichischen Gesandten in München, Lothar v. Stadion, eingegangen seien, wie dieser Einfluß des Oesterreichers so weit gegangen sei, daß der Präsident Jacobi ohne Befragen der eigenen Regierung sich für den Kriegsfall österreichische Schutzbriefe für die ihm unterstellten Sammlungen ausstellen ließ, ja daß zu Landshut Professorenfrauen beim Einzug des österreichischen Heeres Beifall klatschten wie bei einem Schauspiel.[8]) Als dann die Oesterreicher nach München kamen, da soll Jacobi sich mancherlei Blößen gegeben haben, sodaß die Schutzwache der Feinde in seinem Hause als Ehrenwache bezeichnet wurde. Manche Frauen von Akademikern verboten damals nach Therese Huber ihren Mägden, den kranken Franzosen in den Spitälern Speise zu geben, sondern nur den Oesterreichern. Als im Herbst 1809 der französische Kommandant in Landshut einen Ball gab, da waren es bezeichnenderweise zwei Berufene, die die

---

[1]) Jacobi (Roth).
[2]) Jacobi (Roth) a. a. O. 3. April 1799.
[3]) Sömmering II. S. 212.
[4]) Sömmering a. a. O. II 213.
[5]) Ebenda II S. 135.
[6]) Thierschs Leben S. 72.
[7]) Bayrische Briefe 1897. 18. Febr. 1810. Das Wort stammt angeblich nicht von Therese Huber selbst, sondern von einem ihrer norddeutschen Freunde.
[8]) Montgelas (Freyberg) 175 u. 190, außerdem Doeberl Entw. II.

Einladung dazu nicht annahmen, Mannert und Savigny.[1]) Die Berufenen waren es, wie Ringseis in seinen Erinnerungen erzählt, die damals zu Landshut bei ihren Studenten die deutsche Richtung pflegten.

Wegen der oben erwähnten Pasquille hatte Jacobi im Verein mit fünf anderen berufenen Mitgliedern der Akademie, nämlich Schlichtegroll, Breyer, Jacobs, Hamberger und Niethammer beim Stadtgericht Klage gegen Aretin gestellt. Dieser Prozeß ging nun seiner Entscheidung entgegen. Das Urteil fiel dahin aus, daß auf Grund der vorgebrachten Beweisstücke nicht hinlänglich erhärtet sei, daß die Ankläger wirklich unter den Angegriffenen zu verstehen seien; somit ging der Prozeß für Jacobi und die Seinen verloren. Aretin wurde freigesprochen. Das war am 12. Februar 1810.[2])

Der Winter 09 auf 10[3]) war für die Berufenen eine harte Zeit, denn der Hof, die Spitzen der Behörden und das meiste Militär war von der Hauptstadt abwesend. Es war eine Zeit, in der Jacobs schrieb:[4]) „Der erste Kanonenschuß, der wieder jenseits (?) der Salzach fällt, ist ein Signal zu unserem Tode oder unserer Verbannung. Glauben Sie nicht, daß ich scherze." Es war eine Zeit, in der der Philologe Thiersch nie ohne Waffe ausging,[5]) eine Zeit, in der Niethammer von guter Hand geraten wurde, auf der Hut zu sein, wolle er nicht vom erbitterten Pöbel gesteinigt oder zerrissen werden.[6]) Therese Huber lachte freilich über solche Befürchtungen, unterschätzte damit aber nur die Gefährlichkeit der Aretin'schen Partei.

Damals machte ein Pasquill in München viel von sich reden, das, was derben Humor betrifft, in der vordersten Reihe der damaligen Streitschriften steht. Es ist dies der „travestierte Wallenstein". Jacobi als „Prahlenstein" spielt darin die Rolle des Friedländers, der zum Feinde übergehen will. Das Stück wurde einer Schauspielergesellschaft übergeben, die es jedoch angeblich als eine Satire auf sich ansah; diese Entschuldigung bezeichnete der Polizeidirektor Stetten als sehr „schwach".[7]) Die Anklage tritt, wie schon angedeutet, in diesem Pasquill im Gewande des schellenbehängten Harlekins auf.[8]) Jacobis Philosophie wurde z. B. darin dem Publikum durch folgende Worte Prahlensteins vor Augen geführt:

„Hört noch von mir verborgener Weisheit Lehren,
Von mir nur könnt Ihr so was extra Kluges hören.

---

[1]) Schreiben Manuel Magolds M. Kr. A. MA 1009/43.
[2]) Sammlung der Aktenstücke S. 63—68.
[3]) Bei Scheibeck heißt es fälschlich 1808/09.
[4]) 9. Dez. 1809. Bayrische Briefe a. a. O. 1897 S. 10.
[5]) Thiersch's Leben S. 79ff.
[6]) Ebenda
[7]) M. Kr. A. MA 1652/1853. 15. Juni 1810
[8]) Daß Angriffe in ernsterem Kleide nicht fehlten, dafür spricht ein Gedicht Rottmanners in der Münchner politischen Zeitung vom 21. November 1809, welches geradezu auf hohem Kothurn einherschreitet. Abgedruckt „Bitterauf. A. f. K. G." a. a. O.

(singt) Im Arsch ist's finster: Warum soll's im Arsch
nicht finster sein,
Scheint ja das ganze Jahr keine Sonn' hinein."[1])

Etwas geschmackvoller wurde in dem gleichen Stück der Hofrat Breyer der Nachwelt überliefert. Es handelt sich hier besonders um die Stelle, wo die Partei der schwarzen Brüder bei ihrem Versuch, zum Feinde überzugehen, verhaftet und verhört wird.

Piccolomini alias Anselmo (scl. Feuerbach): Butter, woher des Landes?

Butter: Theologiarum Studiosus aus Schwabenland, dann plötzlich Professor historiarum et membrum academiae ex gratia excellentissimi Prahlensteinii. Macht mich nicht unglücklich, ich will schreiben, wie ihr wollt, nur nehmt mir meine Bücher nicht, sonst kann ich nichts mehr produzieren; denn so lange ich lebe, habe ich noch nicht drei Zeilen selbst gemacht."[2])

Damals in den ersten Monaten des Jahres 1810 war es, daß nach Landshut geschrieben wurde, man möge dort nur den Aufstand beginnen und gegen die Fremden losschlagen, hier in München sei alles bereit.[3])

Da griff die Regierung ein. Am 23. Februar 1810 erschien in allerhöchster Weisung, daß, nachdem die Sache durch Zeitschriften und dergleichen zu einem Skandal ausgewachsen sei, es beiden Parteien bei Strafe der Dienstentlassung verboten sei, irgend eine jenen Streit berührende Druckschrift zu veröffentlichen. Die Pressefehde wurde damit freilich ziemlich unterbunden, der Gelehrtenstreit aber keineswegs unterdrückt. Im Gegenteil, das Treiben wurde nur noch toller.

Als Thiersch am Palmsonntag des Jahres 1810 predigen wollte, da kam ein kleines Mädchen zu ihm in die Sakristei und brachte ihm folgendes niedliche Zettelchen:[5]) „Wenn Sie, Herr Magister, sich unterstehen, das Wörtchen „u n d" mehr als 20 Mal in Ihrem heutigen Vortrag auszusprechen, so rechnen sie auf eine ausgezeichnete Beschimpfung." Thiersch stieg auf die Kanzel, da sah er drüben im Mittelgang einige seiner Gegner stehen, darunter auch Aretin. Sie warteten, daß er die Fassung verliere, sollten sich aber in ihrem Herzenswunsch getäuscht sehen und so unterblieb denn die angedrohte Beschimpfung.

An dem nämlichen Tage wurde dem geheimen Rate v. Feuerbach ein Streich gespielt, der für beide Teile nicht ungefährlich war. Er war ein Abbild einer Szene in Jacobis Haus, die damit geendigt hatte, daß die Polizei den Präsidenten vor den Insulten der aufgehetzten Menge schützen mußte.[6]) Man schickte

---

[1]) XIII. Auftritt. Beilage zu M. Kr. A. MA 1652/1853.
[2]) Ebenda. 18. Auftritt.
[3]) Thiersch's Leben S. 79ff.
[4]) M. Kr. A. HR 292/1.
[5]) Thiersch's Leben. S. 73 a. a. O.
[6]) Westenrieder. Nachlaß. Seite 93. a. a. O.

dem Kriminalisten nämlich Bauernweiber, Handwerker, Kutscher und so weiter mit tausenderlei nicht bezahlten und nicht bestellten Dingen ins Haus, zum Schluß gar noch die Leichenfrauen mit dem Sarg, da sie gehört hätten, der Herr Geheimrat sei an einer Alteration gestorben.[1]) Auch ein Hundescherer war darunter und eine Jüdin, die ihre verlorenen und ausgeschriebenen Ohrringe angeblich hier abholen konnte.[2]) Um diese Frau zu benachrichtigen, hatte der Anstifter eigens am Abend vorher einen weiten und unangenehmen Weg zurücklegen müssen. Man sieht, es war keinerlei Mühe gescheut worden, um die Sache möglichst wirkungsvoll zu gestalten. Man hoffte, daß all diese verärgerten, enttäuschten Leute ihre Wut an dem Berufenen auslassen würden. Diese mephistophelische Berechnung ging jedoch nur z. T. in Erfüllung, z. T. aber schlug sie unerwarteter Weise in das Gegenteil um. Der Pfeil flog auf den Schützen selbst zurück. Einer der Angeführten machte sich auf die Suche nach dem, der ihn angestiftet hatte, in Feuerbachs Haus zu gehen, und — er fand ihm. So wurde das ganze Komplott aufgedeckt, der Schleier, der über Aretins Gefolgschaft bisher lag, gelüftet.

Eine hervorragende Rolle spielte dabei die Polizei. Deren Direktor von Stetten hatte unmittelbar nach jener Szene im Hause des Vielgeplagten, dem kurz vorher der Hofmeister seiner Kinder, ein wegen Kirchenraubs entlassener katholischer Geistlicher, Papiere entwendet hatte, um sie Aretin zu übergeben,[3]) an den Minister geschrieben (16. April):[4]) „Ich werde nicht rasten, bis ich die Sache aufgeklärt habe, und sollte ich die Kosten aus meiner eigenen Börse bestreiten müssen." Vorsichtig, lauernd ginger vor, im Gegensatz zu dem nur allzu stürmischen Feuerbach. Er hätte wohl alle unterirdischen Gänge bloßgelegt, wenn ihm nicht von anderer Seite, vor allem von Graf Morawitzky[5]) entgegengearbeitet worden wäre. Stetten war kein besonderer Feind der Berufenen, aber er war, was in diesen erregten Zeiten selten war, wirklich unparteiisch. Die Maßregeln, die er und seine Untergebenen nun trafen, waren von z. T. unglaublicher Geriebenheit, so daß sich die Berichte darüber an Montgelas stellenweise wie ein spannender Detektivroman lesen. Der Polizeidirektor hatte nur einen Fehler, nämlich den, sich durch den augenblicklichen Eindruck so bestechen zu lassen, daß darüber frühere Ansichten schier völlig in den Hintergrund traten.

Die Leute nun, auf die das Argusauge der Verfolgung fiel, waren zunächst einmal: ein Student der Jurisprudenz aus Landshut namens Schultes, wohl der Hauptbeteiligte,[6]) dann der

---

[1]) Feuerbach a. a. O.
[2]) M. Kr. A. 1652/1853 Bericht vom 16. April.
[3]) Ebenda 14. April.
[4]) Ebenda.
[5]) Dieser war gegen die Verhaftung der Schuldigen. M. Kr. A. MA 14 m. E. Nr. 1895. Bericht vom 30. Juni/1. Juli. — Nach Aretin soll Morawitzky auch einmal die Ausführung eines Jacobi'schen Befehls betreffs der Bibliothek verboten haben.
[6]) M. Kr. A. 1652/1855. 18. April.

Professor am Lyceum Pütter, ein schmutziger Geistlicher, der im Verdacht einer venerischen Krankheit stand,[1]) und mit Schultes eine chiffrierte Korrespondenz nach Landshut führte, ferner ein Vergelebe namens Schmitz[2]) und der schon einmal erwähnte Amann,[3]) der damals Gehilfe an der Redaktion des Regierungsblattes war, also vorwiegend junge Leute. Diese vier wurden sofort verhaftet und in den neuen Turm gesperrt. Im Verdacht der Verbindung mit den Genannten stand der junge Armansber,[4]) wohl ein Sohn des späteren Ministers. Als Verbreiter von Schmähschriften entpuppten sich Müller,[5]) der Redakteur der Oberdeutschen Literaturzeitung, ferner ein Geistlicher namens Ellinger[6]) und ein gewisser Kaufmann Hopfner.[7]) Der junge Student Stichaner schließlich,[8]) ein Neffe des bekannten damaligen Generalkreiskommissairs gleichen Namens, stellte sich als derjenige heraus, der durch Anschlag eines Zettels gegen Butte und Feuerbach sein Scherflein zur Sache Aretins beigetragen hatte. Dieser selbst stand zusammen mit dem Landshuter Dozenten Hellersberg mehr im Hintergrund. Stetten hoffte wohl, daß auch diese beiden der Polizei in die Hände fallen möchten, doch diese Erwartung ging nicht in Erfüllung.

Eine Art von Nebenkriegsschauplatz bildete das Münchner Gymnasium mit seinem Ueberbau, dem Lyceum. Hier fanden während dieser ganzen Zeit mehr oder minder heftige Reibungen statt zwischen den Berufenen einerseits und dem Rektor Weiler und den Schülern anderseits. Der Streit zwischen Philanthropinismus und Humanismus verquickte sich hier mit der politischen Fehde. Der Rektor fühlte sich von seinem norddeutschen Kollegen zurückgesetzt und verspottet; die Schüler hingegen waren durch zu hohe Anforderungen und Verhetzung gegen ihre neuen Lehrer aufgebracht. Es kam so weit, daß Thiersch seine Klasse wegen Aufruhr vor Gericht verklagte.[9]) Jacobs suchte sich, als die Wogen gar zu hoch gingen, mit Weiller zu versöhnen. Höhnisch schrieb darüber sein altbayerischer Kollege Pütter an seinen Freund Schultes nach Landshut:[10]) „Jacobs schrieb an Direktor Weiller ein äußerst demütigendes, beinahe an Erniedrigung grenzendes Billet, in welchem er ihn in den höflichsten Ausdrücken bittet, ihm alles zu verzeihen, was er ihm zu Leid getan hätte, er werde von dieser Stunde an sein innigster Freund sein." „Sehen Sie diese Kanaille an", fügte er hinzu, „lange genug

---

[1]) Wenigstens besaß er Instrumente zu der Heilung. MA 14 n. E. Nr. 1895. 4./5. April.
[2]) MA 1652/1853 18. April.
[3]) Ebenda.
[4]) Ebenda.
[5]) MA 14 n. E. Nr. 1895. 4. März.
[6]) MA 14 n. E. Nr. 1852 1/2.
[7]) MA 1652/1853 1. Juli.
[8]) Ebenda 20. April.
[9]) Reg. d. Wil. Gymn. Rektoratstagebuch 1809/10. Vor allem die Klageschrift Weillers gegen Thiersch vom 30. März 1810, sowie den Nachtrag vom 11. Juni.
[10]) MA 1652/1853 M. Kr. A. Bericht vom 19. April.

haben sie unsere Landleute beschimpft, jetzt geht die Reihe an sie." Am 23. April 1810 konnte man im Schulgebäude ein Blatt mit folgendem Inhalt angeschlagen finden:[1]) „Das Publikum wird hiemit in Kenntnis gesetzt, daß die Herren Jacobi, Feuerbach, Schlichtegroll, Jacobs, Breyer, Niethammer, Hamberger und Birof (?) zwischen heute und dem 1. Mai an Mausgift krepieren werden; wer von bekannten armen Sündern noch etwas zu fordern haben mag, mag sich in der benannten Frist gehörig anmelden." Noch lange bildeten die Räume des Gymnasiums und Lyceums einen Kampfplatz. Erst im Herbst 1811 kam es zu einer Versöhnung zwischen den beiden Hauptgegnern Thiersch und Weiller, dem Humanisten, und dem Realisten, dem „Apostel der Seichtigkeit", wie ihn Jacobs einmal benannt hatte.

Das Jahr 1810 war das Jahr, in dem Thiersch, Niethammer, Feuerbach, Jacobs und andere den Gedanken erwogen, die bayrische Hauptstadt zu verlassen. Bezeichnend für die Stimmung, die damals unter den protestantischen Gelehrten herrschte, ist die Tatsache, daß der junge Platen, der selbst Protestant war, im Münchner Kadettenkorps erzogen wurde und viel in Kreisen der Berufenen verkehrte, damals an einer „Bartholomäusnacht" dichtete.[2]) Als der Hof und die Spitzen der Behörden endlich zurückgekehrt waren, schrieb Jacobi an den Minister folgende von hartem Dulden kündende Zeilen (5. Juni 1810:[3]) „Ce que j'ai eu endurer pendant les derniers sept mois, cette serie ininterompue de tourments que chaque jour varioit et augmentoit, m'a fait vieillir de dix ans. Mon ame est brisée, non coeur est au desespoir; Vous avez trop tardé, Monsieur le comte, à revenir au milieu des nous!" Schlichtegroll gar drückte im selben Monat (30. Juni 1810) seine Hoffnungslosigkeit in folgende niederschmetternde Worte aus: „Ich sehe meine Lage an, wie die eines Soldaten, der gegen eine Batterie geführt wird und 100 gegen 1 wetten kann, daß er nicht davon kommt."[4])

Wie stellten sich nun der König und sein Minister Montgelas zu dem Streite? Was fingen sie jetzt mit den Berufenen, den Verabscheuten der Menge, an? — Sie hielten sie trotz den starken Anfeindungen und zwar beide aus ähnlichen, teils völlig verschiedenen Beweggründen. Beim König Max war es wohl vor allem die angeborene Gutmütigkeit, die ihn veranlaßte, für diese gehetzten Wesen einzutreten.[5]) Aber noch eine andere Triebfeder wirkte dabei in seinem Innern mit, das gekränkte Selbstgefühl; er hatte das klare Bewußtsein, Aretin und die Seinen suchten einen ge-

---

[1]) Scheibeck a. a. O. 47.

[2]) Tagebücher Platens. Scheffler, der Herausgeber des Platenschen Briefwechsels, schreibt (S. XX) zwar: „In München wurde der Ansbacher Platen — Münchner". Doch dem widerspricht unseres Erachtens zu viel.

[3]) M. Kr. A. MA 1639/1531.

[4]) Moll III. S. 728.

[5]) Vgl. sein Eintreten für Jacobi gegenüber Davoust.

wissen Druck auszuüben, jene Fremden fallen zu lassen;[1]) ein fremder Wille sollte ihm aufgedrängt werden, ohne daß die nötige Form gewahrt wurde — ohne daß die Beeinflussung so unmerklich geschah, daß er schier ohne es zu wissen, eines anderen Wünsche vollführte, eine Kunst, auf die sich nach Langs Memoiren Montgelas meisterhaft verstanden haben muß. — Dagegen bäumte er sich auf.

Gaben beim Könige Gefühle den Ausschlag, so war des Ministers Verhalten bei diesem Streit mehr durch Gründe politischer Klugheit bedingt. Was ihn mit dem Könige einte, war eine Ablehnung der deutschnationalen Gesinnung der Berufenen. Die ganzen Vorgänge waren ihm anscheinend im höchsten Grade peinlich. Einerseits empfand er ja die Angriffe auf die Fremden als Anschläge auf sein System, auf seine Regierung; wo sie sich als solche einwandfrei nachweisen ließen, ging er mit ziemlicher Rücksichtslosigkeit vor, wo sie aber mehr den Personen galten, da zog er sich doch etwas zurück. Da drückte er hie und da ein Auge zu, wenn den Leuten, die sich für Missionare zur Belehrung von Wilden hielten,[2]) ein kleiner Dämpfer aufgesetzt wurde. Es dünkte ihn vielleicht doch vorteilhafter, hier die Zügel des Staates manchmal etwas schleifen zu lassen und, was er hier auf der einen Seite an Autorität verlor, auf der anderen durch das Wohlwollen der breitern Massen wieder etwas zu gewinnen. Der Höhepunkt der Zeit, wo er gewohnt war, die Gefühle jener Schichten erbarmungslos vor den Kopf zu stoßen, war doch bereits vorüber. Im allgemeinen, cum grano salis wird man ja wohl sagen können, er bemühte sich möglichst unparteiisch zu sein, wohlverstanden *nur erselbst*, denn wir werden später noch sehen, daß starke Kräfte in Kreisen der bayrischen Verwaltung und Justiz entschieden fremdenfeindlich waren. Daß Mongelas diese Bemühung, über den Streitenden zu stehen, bis zu einem gewissen Grade gelungen ist, dafür spricht, daß sowohl Jacobi wie auch Aretin ungefähr um dieselbe Zeit in Schreiben an den Minister erklärten, sie gewännen den Eindruck, als ständen sie außerhalb des Schutzes der Gesetze.[3])

Schlimm sah es in jenen Tagen auf der Hofbibliothek aus,

---

[1]) Siehe vor allem Feuerbach a. a. O. II. S. 175. Diesem gab er als eine Art von Schmerzensgeld für die ihm gespielten Streiche ein Reisegeld von 2000 fl.

[2]) Montgelas. (Freyberg) S. 175f.

[3]) Jacobi und die Seinen hatten um Untersuchung und öffentlichen Schutz gebeten. Sie erhielten daraufhin die höflich ausweichende Antwort, „man habe niemals Ursache gefunden, in die Rechtlichkeit ihrer Gesinnungen und ihre treue Anhänglichkeit an den König den geringsten Zweifel zu setzen". Ihre Hoffnung auf öffentlichen Schutz und Bestrafung der Gegner war völlig unberücksichtigt geblieben. 26. Juli 1810. M. Kr. A. MA 1043 204. — Ungefähr um dieselbe Zeit bat Aretin um Schutz gegen Angriffe in französischen Zeitungen, die angeblich aus Augsburg stammten. Er verlangte Nennung des Einsenders und öffentlichen Widerruf. Auch bei ihm wurde die eigentliche Bitte höflich umgangen, worüber sich Aretin alsdann beschwerte. Regierungsantwort 14. Okt. 1810. MA 1043/204. M. Kr. A.

wo der Aretin'sche Einfluß am unmittelbarsten zum Ausdruck kam. Der Gothaer Hamberger wurde dort bis an die Tore des Wahnsinns gehetzt.[1]) Sein vielleicht manchmal wenig schonendes Bestreben nach Reformen stieß bei einem großen Teil des Personals und vor allem beim Vorstande selbst auf heftigen Widerstand. Ueber die erhöhte Arbeit half den Bibliotheksangestellten nicht einmal die „ächt bayrische Selbstverleugnung" hinweg, deren sie sie sich in einer damaligen Beschwerde rühmten.[2]) Jenes Selbstlob wirkt in dem dort gebrauchten Zusammenhang derart komisch, daß Hamberger mit Recht spotten konnte „Alte und junge Männer glauben sich dadurch zu empfehlen, daß sie das Ertragen des Verlustes eines Vakanztages wöchentlich unter ihre glänzendsten Heldentaten zählen."[3]) Das Personal verweigerte im Lauf des Streites dem Berufenen z. T. die Dienstleistung und klagte beim Stadtgericht gegen ihn, Hamberger und Aretin befehdeten einander ihrerseits in Beschwerden: Dem Baron wurden von der Gegenseite grobe Untätigkeit sowie Unregelmäßigkeiten zur Last gelegt; der Berufene hingegen wurde von dem Altbayern als unwissend und ungeschickt geschildert. Das Benehmen Hambergers war nicht immer einwandfrei, aber es war harmlos im Vergleich zu dem, was Aretin tat. Jacobi, der den Fall untersuchen mußte, erhielt den Eindruck einer vollendeten Auflösung der Zucht unter dem Bibliothekspersonal. Er schrieb, was sich beim Lesen der Akten aufdränge, sei ein „Gemeng von Mißfallen an strenger Ordnung und Furcht vor grausamer Rache einer gegenwärtig durch Beschränkung gereizten, über das bessere Gedeihen des Institutes bei der Neuordnung der Dinge und über jedes Mitwirken dazu grimmig erbosten, vielleicht einst wieder auflebenden Gewalt.[4])

Dem Philologen Jacobs war inzwischen der vulkanische Boden Münchens zu heiß geworden, er beschloß deshalb, wieder nach seinem stillen Gotha zurückzukehren. Vor seiner Abreise wurde ihm aber von Aretin noch ein schlimmer Streich gespielt. Er hatte die Aufgabe erhalten, einen Katalog griechischer Handschriften zu revidieren. Als er nun eines Tages wieder sein separates Zimmer auf der Bibliothek betrat, um das Werk fortzuführen, da fehlten von dem mehrteiligen Katalog zwei Bände. Alles Nachfragen, es war vergeblich; sie waren wohl gestohlen worden, um die Vollendung der Arbeit zu hindern. Beschwerden bei Aretin waren erfolglos; im Gegenteil, dieser drehte nun den Stiel um, begann den Angriff. Er bezichtigte Jacobs der Lüge, forderte eine Ehrenerklärung für das Personal oder Nennung des Täters und stellte, als dies nicht geschah, Klage beim Hofgericht. Dort wirkte er einen Stadtarrest des Berufenen, sowie Stellung einer

---

[1]) Er starb schließlich im Irrenhaus.

[2]) M. Kr. A. MA 1043/205.

[3]) Akad. d. W. IX. 255. Hambergers Personalakt. Siehe auch VIII. 241. Personalakt Aretins.

[4]) M. Kr. A. MA 1043/205/VIII.

Sicherheit von 1000 Talern wegen des schwebenden Verfahrens.[1]) Ferner forderte er die gleiche Summe als Genugtuung wegen erlittener Beleidigungen und bemühte sich so, dem Scheidenden die letzten Tages seines Aufenthalts in der bayrischen Hauptstadt möglichst unangenehm zu gestalten. Das Haus des Berufenen wurde unter Aufsicht der Polizei gestellt, alle herauskommenden Leute angehalten und ausgefragt.[2]) Zwar wurde Jacobs mit seiner Klage abgewiesen, aber die Abreise des Philologen, der in Gotha erwartet wurde, war durch solche Zwischenfälle doch um ein Erkleckliches hinausgeschoben worden. Als er endlich München verließ, mochten ihn andere Berufene wohl darum beneiden.

Unterdessen ging der zweite große Pasquillprozeß seiner Entscheidung entgegen. Er hatte seinen Anfang genommen mit der Verhaftung der Veranstalter jener bunten Szene in Feuerbachs Haus am Palmsonntag des Jahres 1810. Die Anklageschrift[3]) gegen jene vier zählte zwanzig Punkte. Sie enthielt so ziemlich alle Streiche, die den Berufenen im Verlauf von eineinhalb Jahren gespielt worden waren, und verdient es deshalb, an dieser Stelle wiedergegeben zu werden.

1. Die „grammatische Geißel", ein handschriftlicher Aufsatz, durch welchen in der durch die Akademie erlassenen Bekanntmachung für die Preisaufgabe einer verbesserten teutschen Sprachlehrer gegen siebzig Sprachfehler gerügt werden, während das kgl. Reskript, wodurch der Akademie die Bekanntmachung der Preisaufgabe aufgetragen wurde, ganz frei von grammatischen Fehlern sei.

2. Der „Vorschlag zur Errichtung einer gemeinnützigen Gesellschaft patriotischer Bayern", worin Bemerkungen über die gewöhnlichen Einrichtungen von gelehrten Gesellschaften und deren wenigen Nutzen vorkommen.

3. Alleruntertänigste Bittschriften an S. M. den König d. d. 13. November 1809 mit beigefügten Namen der Herren Jacobi Jacobs, Schlichtegroll, Feuerbach, Sömmering und Niethammer, welche darin um Unterstützung wegen verschiedener gegen sie ausgestreuter im Aufsatz umständlich erzählter Verleumdungen bitten; ebenfalls ein handschriftlicher Aufsatz.

4. „Ein halbes Dutzend Lutheraner nach dem Leben geschildert, eine handschriftliche sogenannte Charakteristik von den H. H. Jacobi, Feuerbach, Breyer, Jacobs und Niethammer. (Wie der bei Loewe (Thiersch) S. 315 abgedruckte Auszug beweist, eine überaus schmutzige Schmähschrift.)

5. Ein Zettel mit 7 Namen, einem Totenkopf und Galgen, welcher beim botanischen Garten auf einem Schnellgalgen befestigt wurde.

6. „Der travestierte Wallenstein", ein Stück in Knittelversen, worin verschiedene Gelehrte ziemlich kenntlich bezeichnet als Teilnehmer des schwarzen Bundes auftreten.

---

[1] Jacobs a. a. O. S. 119.
[2] Brief Jacobs' an Montgelas M. Kr. A. MA 1639/1531.
[3] Aktenmäßige Aufschlüsse. a. a. O.

7. „Saufgelage der lutherischen Gelehrten im Akademiezimmer, den 10. März 1810", ein Zettel, den Professor Thiersch an der Tür des Gymnasiums gefunden hatte.

8. Gedruckte Anzeige der betrübten Aeltern Anselm Bachfeuer und Henriette Bicoja über den am 12. Februar erfolgten Tod ihres Kindes Eulalia Inepta Obscura. (Bezog sich auf den verlorengegangenen Injurienprozeß.)

9. Apokrypher Brief des Präsidenten Jacobi an den ehemaligen Jesuitenbruder Odermatt, worin dieser eingeladen wird, sich mit dem Pfarrer zum heiligen Geist auf ein freundschaftliches Kolloquium, die zu Paris zur Sprache gekommene Religionsvereinigung in allen Bundesstaaten betreffend, bei Jacobi einzufinden.

10. Protokoll über erwähntes Kolloquium.

11. Aufsatz über die Feier des Geburtstages des Präsidenten Jacobi, welcher an die Zeitung für die elegante Welt eingesandt worden, und Nachrichten von einer dabei stattgefunden Maskerade in altdeutscher Tracht, dann von einem Gespräch zwischen zwei bayrischen Karrikaturmasken enthielt.

12. Die Bestellung von Wagen usw. zum Präsidenten Jacobi.

13. (Apokrypher) Briefwechsel zwischen den H. Feuerbach und Sömmering, dann dem Polizeidirektor, worin ersterer den zweiten zum Zweikampf fordert, dann aber den Polizeidirektor von dem stattzuhabenden Duell in Kenntnis setzt und Hausarrest erhält (diese Korrespondenz war angeblich bei einem Diner im Museum vorgelesen und von dem gegenwärtigen Herrn v. S. nicht ausdrücklich widersprochen worden).[1])

14. Bestellung von Weibern usw. zu Herrn Geh. R. Feuerbach (schon oben erwähnt).

15. Ein in der Nacht vom 11. auf 12ten Jänner zu Landshut angeschlagener Zettel mit der Nachricht, daß Herr von Feuerbach den Charakter eines K. österreichischen Geheimrats und Professor Tiedemann wegen seiner Verdienste um die verwundeten österreichischen Offiziere eine Gehaltszulage von fl. 200 erhalten haben.

16. Ein ähnlicher Anschlag über Professor Butte.

17. Die schon erwähnte Geschichte mit dem Professor Thiersch am Morgen des Palmsonntags zugestellten Billet, worin demselben angekündigt wird, daß, wenn er in der von ihm zu haltenden Predigt das Wort „und" mehr als zwanzigmal gebrauchen würde, er auf eine ausgezeichnete Beschimpfung rechnen solle.

18. Eine Antrittsrede des Professors Thiersch, ganz im Sinne der Teutschheitsapostel abgefaßt, worin er einige indifferente Stellen als die seinigen erkannte.

---

[1]) Daß etwas Aehnliches vorgefallen sein muß, kann man aus einem Briefe Therese Hubers an ihren Vater entnehmen, worin sie schreibt: „Sömmering, der Furchtsamste, hatte sich gescheit zurückgezogen, als seine Furchtsamkeit selbst ihm die Händel mit Feuerbach zugezogen, die beide gleich lächerlich gemacht haben.

19. Angebliche Aufhetzung der Schuljugend gegen Professor Thiersch und verschiedene im Schulhause angeschlagene Pasquille.

20. „Contre fait der hiesigen Polizei" ein Aufsatz gegen dieselbe.

Von diesen zwanzig Nummern der Anklageschrift waren durch eine Erkenntnis des Apellationsgerichts vom 24. Juli 1810 der dritte, vierte und zwanzigste als kriminell, die übrigen aber als teils zivil, teils (als) Polizeifälle erklärt worden. Zugleich hatte das Stadtgericht Befehl erhalten, die Arretierten gegen Handgelübde, den Amann aber, gegen den sich nichts ergeben hatte, ohne weitere Förmlichkeiten zu entlassen.[1])

Die definitive Erkenntnis des Appellationsgerichtes erfolgte nun am 18. Februar 1811, also nach ungefähr ¾ Jahren dahin, daß Schultes, Pütter und Schmitz des Verdachtes der Verbreitung obenerwähnter Pasquille schuldig seien, ihnen aber der ausgestandene Arrest als Strafe angerechnet, und nur ein scharfer Verweis, sowie eine zweckmäßige Ermahnung für die Zukunft erteilt werden sollten. Damit waren sie in Bezug auf diesen Prozeß und dieses Urteil restituiert und rehabilitiert.[2]) Wir enthalten uns hier jeglichen Kommentars darüber, werden aber später die Meinung Stettens über diese Art des Verfahrens bringen.

Acht Tage darnach sollte München Zeuge eines Ereignisses werden, das vielleicht den Höhepunkt des Gelehrtenstreites darstellt, nämlich des Anschlags auf den jungen Philologen Thiersch. Es war am Fastnachtsmontag,[3]) abends um 9 Uhr. Der Thüringer kehrte von einer Gesellschaft bei Jacobi zurück, bog in die einsame Schulgasse ein, lenkte seinen Schritt an einer königlichen Wache vorbei dem Seminargebäude zu, wo er seine Wohnung hatte, und wollte eben die Klinke der Haustüre niederdrücken, — da erhielt er von rückwärts einen Stich in den Nacken. Als er umblickte, sah er eine männliche Maske von mehr als mittlerer Größe, die in einen dunklen Mantel gehüllt war, in der Richtung auf die Löwengrube davoneilen. Den Dolch, mit dem der Stoß geführt, noch im Nacken, stürzte der Getroffene in das Haus, dessen Türe der eben mit seinem Neffen heimgekommene Assessor Urban gerade hatte schließen wollen. Um nicht zu verbluten, ließ der Philologe in Erinnerung an Epaminondas die Mordwaffe stecken, bis der herbeigerufene Arzt kam, der ihn ermattet auf dem Boden liegend antraf. Die Wunde war nicht allzu gefährlich; sie wäre es aber wahrscheinlich geworden, wenn der Dolch nicht dadurch, daß die noch nicht verschlossene Türe nachgab, etwas in seiner Richtung abgeglitten wäre. Die Heilung verzögerte sich aber doch;

---

[1]] Aktenmäßige Aufschlüsse a. a. O.

[2]] Ebenda. Prof. Bütter wurde übrigens erst 1816 wieder angestellt. Reg. d. Wil. Gymn.

[3]] 26. Februar. Nach dem Bericht Weillers (Reg. d. Wil. Gymn.) und den Stetten'schen Polizeiberichten (M. Kr. A. MA 14 n. E. Nr. 1895) H. W. Thiersch und der auf ihm fußende Scheibeck schreiben fälschlicherweise 28. Febr., ebenso Loewe.

denn als kurz darauf das Weinmillersche Theater abbrannte, und Thiersch, der auf seinem Krankenlager hingebettet lag, den blutig roten Feuerschein am nächtlichen Himmel sah, da wähnte er, man wolle ihn in seiner Wohnung in Brand stecken und verfiel in heftiges Fieber.[1]) Wer war nun der Täter? Konnte man den Anschlag in Zusammenhang mit bisherigen Anfeindungen der Gelehrten bringen?

Zur Aufklärung dieser Fragen benützten wir im Gegensatz zu früheren Bearbeitern, denen im wesentlichen nur die Thiersch'schen Briefe und die von einem Anhänger Aretins stammende gedruckte Darstellung des Falles zur Verfügung stand, die sehr ergiebigen, im Kreisarchiv liegenden Tagesberichte des Polizeidirektors Stetten an Montgelas.[2]) Sie breiten in weitgehender Weise Licht über die bisher ziemlich ungeklärte Angelegenheit.

Der erste, auf den der Verdacht der Täterschaft fiel, war ein exkludierter Schüler des Gymnasiums, namens Geiger. Dieser hatte sich kurz nach dem Anschlag in eigenartiger Weise im Seminargebäude herumgetrieben, war bis auf Thierschs Zimmer gegangen, wie wenn er, von einer geheimen Unruhe getrieben, noch einmal sehen wollte, ob sein Werk auch von Erfolg gekrönt sei. Noch tiefer in die schwarzen Wolken des Verdachts geriet der junge Bursche in der Folge dadurch, daß er beim Verhör nicht weniger als drei verschiedene Aussagen machte, die erste bei seiner Verhaftung seinem Vater gegenüber, die beiden anderen vor der Behörde. Die zweite Aeußerung nun besagte, daß er an dem betreffenden Abend beim Scheuerl'schen Kaffee dem bunten Maskentreiben zugesehen habe, als hinter seinem Rücken ein ihm unbekannter Mann mit den Worten vorübergegangen sei, drüben bei der Maxburg sei ein Mann gestochen worden.[3]) Stetten, der Geiger persönlich nicht für den Täter selbst,[4]) sondern nur für dessen Mitwisser hielt, glaubte nun dem vermuteten Mörder auf Greifweite nahe zu sein. Denn er faßte den ziemlich einleuchtenden Gedanken, daß niemand anders als dieser selbst der Ueberbringer dieser Botschaft war, daß er aber kein Unbekannter gewesen, sondern ein naher Freund des Exkludierten, der ihn auf diese Weise aufforderte, an seiner Stelle nachzusehen, wie die Dinge stünden. Ein Geständnis Geigers — und alles war erledigt. Da widerrief dieser seine Worte[5]) und gab jetzt an, schon vorher in der Nähe des Tatorts gewesen zu sein, um dort ein Rendezvous mit einem Dienstmädchen zu halten. Um den Ruf des Mädchens nicht zu schädigen, habe er vorher anders

---

[1]] MA 14 n. E. Nr. 1895.

[2]] Auch in der neuen Thierschbiographie von Loewe sind diese wichtigen Aktenstücke nicht verwertet, wie hier nochmals betont sei; ebensowenig in der Funk'schen Darstellung des Gelehrtenstreites.

[3]] M. Kr. A. MA 14 n. E. Nr. 1895. (Nr. des Zettelkatalogs; der Faszikel stand darin nicht verzeichnet. Für die Bestellung des Akts genügt jedenfalls die gemachte Angabe.) 26. Febr.

[4]] Ebenda.

[5]] Ebenda 1. März.

ausgesagt. Da sich seine Angabe durch Zeugnis bestätigte, wurde er aus der Haft entlassen. Der Verdacht einer gewissen Mitwisserschaft ist aber trotzdem nach unserem Erachten noch nicht ganz von ihm gewaschen. Denn die Bestellung zum Stelldichein kann ja auch ein Vorwand gewesen sein, um sich nicht verdächtig allein in der einsamen, nächtlichen Gasse herumtreiben zu müssen. Jedenfalls gemahnt sein ganzes Gebaren nach der Verhaftung etwas an die Gewohnheit des Tintenfisches, das Wasser zu trüben, um eine Verfolgung zu erschweren.

Auch Professor Pütter wurde in dieser Sache verhaftet, um wieder freigelassen zu werden;[1]) ebenso trat Müller, der Redakteur der oberdeutschen Literaturzeitung vorübergehend in den Bereich der Verdachtsmöglichkeiten.[2]) Eine andere Färbung erhielt der Fall durch das auftauchende Gerücht, Thiersch habe sich den Stich selbst beigebracht, um sich eine Märtyrergloriole zu verschaffen; er sei ja Briefe schreibend vom herbeieilenden Arzt angetroffen worden. Fast gleichzeitig wurde die Ansicht in die Welt gesetzt, der junge Gelehrte sei einem Eifersuchtsanfall zum Opfer gefallen — um einer „Hure" willen, wie der gebrauchte Ausdruck lautete.[3])

All diese Möglichkeiten aber verblassen und schrumpfen zusammen, wenn neben ihnen der Schatten Amanns aus dem Hexenkessel aufsteigt. Denn wir können heute nach Kenntnis der Stetten'schen Polizeiberichte mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit sagen, daß dieser spätere Mitarbeiter an der Eos es war, der jenen meuchlerischen Dolch zückte. Etwa fünf Tatsachen belasten ihn; sie passen aufeinander, wie die Teile einer zerbrochenen Münze.

Zunächst eine allgemeine Drohung. Amann soll einmal gesagt haben, er hasse die fremden Gelehrten, denn sie trügen Schuld an seiner Zurücksetzung.[4]) Aber er wolle sich rächen und man werde von ihm Taten hören, über welche die Welt staunen werde.[5])

Dieser allgemeine Haß erhielt nun die Richtung auf eine bestimmte Person. Der Philologe Thiersch hatte nämlich kurz vor dem Anschlag die Stelle eines Adjunkten an der Akademie erhalten, eine Stelle, auf die sich unter anderem vor allem Amann Hoffnung gemacht hatte. Die Ernennung stammte laut Regierungsblatt vom 24. Dezember 1810, veröffentlicht wurde sie Anfang des Jahres 1811.[6]) Loewe stellt es im Schulkampf halbwegs so dar,[7]) als ob die Adjunktenstelle sozusagen eine Entschädigung für den erlittenen Anschlag gewesen sei; das

---

[1]] Aktenmäßige Aufschlüsse.
[2]] MA 14 n. E. Nr. 1895. 4. März.
[3]] Worte Pernicis; siehe nächste Seite.
[4]] Jacobi soll nach Bettina tatsächlich mehr als einem jungen Mann die Laufbahn verdorben haben, bloß, weil er mit Rottmanner bekannt war. Bettina a. a. O. S. 263 und 277.
[5]] MA 14 n. E. Nr. 1895. 28. Febr.
[6]] Regbl. 1811 S. 94.
[7]] Loewe a. a. O. S. 78. (Schulkampf.)

ist jedoch sehr irreführend. In der Thierschbiographie unterblieb dies wohl, als Datum der Ernennung wird aber fälschlich der 22. Dezember angegeben (a. a. O. S. 327).

Als drittes Moment fällt ins Gewicht: Der Vermutete hatte kein sicheres Alibi. Er weilte nicht wie gewöhnlich den ganzen Abend im Scheuerl'schen Cafe, sondern war um die fragliche Zeit zusammen mit noch zwei andern mehr als eine halbe Stunde abwesend.[1]) Die Stühle wurden dabei markiert. Vorher hatte er sich eindringlich, aber leise redend in italienischer Sprache mit den beiden andern unterhalten. Der eine von diesen ist unbekannt, der andere aber war ein Kaufmann Pernicci aus Riva, der wegen Debauchierung bayrischer Untertanen ausgewiesen werden sollte. Es ist dies derselbe Pernicci, der sich später mit dem Gerücht, daß Thiersch um einer Hure willen angefallen worden, an den vermuteten Untersuchungsbeamten in auffälliger Weise heranmachte. Stetten vermutete einmal, daß von diesem Kaufmann auch der Dolch stammte, der ein Tyroler Puffer war.[2])

Ferner: die Beschreibung des Täters paßt auf Amann. Ein gewisser Spraul, der an jenem Abend seinen Sohn ins Kadettenkorps führte, beschreibt die Maske, die sich wohl eine halbe Stunde lang vor dem Anschlag vor dem Seminargebäude aufhielt und die spärlichen Vorübergehenden musterte, als einen Mann von mehr als mittlerer Größe mit grauem Mantel und rundem Hut. Diese Beschreibung aber passe auf Amann.[3]) Nach desselben Zeugen Aussage kam eine Maske im Schäferkostüm an dem Wartenden haarscharf vorbeigelaufen und teilte ihm anscheinend etwas mit, wobei Stetten vermutete, daß die Ankunft Thierschs auf diese Weise gemeldet wurde.

Und nun der Schlußstein: Thiersch selbst äußerte kurz nach dem Anschlag den Verdacht, daß der politische Heißsporn Amann die Tat begangen habe.[4]) Dasselbe war nach dem Polizeibericht vom 1. März die damalige allgemeine Meinung des Münchner Publikums.

Aber trotz diesen schwer belastenden Tatsachen ging man gegen Amann nicht vor, z. T. weil man nicht wollte, z. T. weil man sich scheute. Das wissen wir hie und da wörtlich aus Schreiben Stettens und, wo wir es nicht ausgesprochen finden, da können wir es ahnen.

Um zum vollen Verständnis zu gelangen, müssen wir etwas weiter ausholen. Die Untersuchung förderte nämlich das Vorhandensein einer geheimen Verbindung zu Tage, die bei

---

[1]) MA 14 n. E. Nr. 1895. 7. März.

[2]) Ebenda. 4. März; statt Puffer findet sich auch das Wort „Schmitzer". In den „Aktenmäßigen Aufschlüssen" ist von der Zeugenaussage zweier Freunde Amans die Rede, die darauf hinausläuft, der Angeschuldigte sei am fraglichen Abend von 8½—10 Uhr im Scheuerl'schen Kaffee stets in ihrer Nähe gewesen. Diese Aussage deckt sich, wie gesagt, mit der obigen nicht, ergänzt sie jedoch und bestärkt sie beinahe.

[3]) MA 14 n. E. Nr. 1895. 2. März.

[4]) Ebenda 28. Febr.

Aretin unter dem Vorwand einer Theaterprobe zusammenkam.[1]) Daß Amann Mitglied war, mußte man; man kannte auch den Veranstalter der Zusammenkünfte. Es war dies ein gewisser Komponist Eckschläger, derselbe, der einmal vor Gericht erklärte, er halte den Hofrat Hamberger für einen rechtschaffenen Mann, daß man aber rechtschaffen und zu gleicher Zeit ein Esel sein könne, werde wohl niemand bestreiten. Das Dunkel aber, das über den übrigen Teilnehmern lag, ließ sich nicht aufhellen. Stetten schrieb nun am 7. März[2]) z. T. mit Bezug auf diese Gesellschaft, die Tat wäre nicht geschehen, wenn die Gelehrten ihm mehr vertraut hätten, ihm die Existenz der geheimen Gesellschaften früher angezeigt hätten, wie sie gewiß nicht geschehen sein würde, wäre die Untersuchung gegen die Pasquillanten mit aller Strenge fortgesetzt worden und wären dieselben mit Nachdruck bestraft worden. Diese bewegten Klagen über Mangel an tatkräftigem Vorgehen, über scheues Zurückweichen, statt der Verschwörung die Tarnkappe zu entreißen, kehren immer wieder. Besonders ärgerlich ist er auf den Direktor des Hofgerichts, den Grafen Seyboldsdorf, der im Rufe stand, ein ausgesprochener Gegner der Fremden zu sein, wenn auch das ihm zugeschriebene Wort bei Verbrennung der englischen Waren, es wäre besser, man würfe die protestantischen Gelehrten ins Feuer statt der englischen Waren, wohl nicht aus seinem Munde geflossen ist. Dieser Mann geriet nämlich in den Verdacht, die Untersuchung des Falles absichtlich einem unfähigen Assessor übergeben zu haben, um sie im Sande verlaufen zu lassen. Stetten beschwerte sich darob, daß kein Ernst gemacht werde, daß dies die Aretin'sche Partei nur zu sehr fühle und so alle Arbeit vergebens sei: „Und ich will es nicht verbergen, daß dieser Umstand es ist, der mich in der gegenwärtigen Untersuchung gegen denjenigen, welcher den Professor Thiersch ermorden wollte, zaghaft macht und ich mir nicht einmal eine Aeußerung deshalb erlaube, und dieses um so mehr, da auch kein Mensch mir nur einige Data an Händen gibt, welche vielleicht in der Folge Aufklärung geben könnten, die einen, weil sie ihr Interesse bei dem Schweigen finden und weil sie überhaupt parteiisch sind und die andern, weil sie sich vor den Gegnern der norddeutschen Gelehrten fürchten. — Schultes, Amann, Pütter und Schmitz wurden zwei Monate nach ihrer Arretierung, als die über sie verhängte Untersuchung noch nicht geendigt, und obgleich sie sich durch ihre Angaben als schuldig bekannten, entlassen, um noch größeres Uebel als zuvor zu schaffen, während Ruhmann und Jasper bei einem ungleich geringeren Vergehen, welches noch überdies in der Trunkenheit begangen wurde (sie hatten sich regierungsfeindliche, österreichfreundliche Aeußerungen erlaubt[3]), nun schon mehr als ein Jahr sich in dem Arrest befinden. Wahrhaft, ich muß mich des Nach-

[1]] MA 14 n. E. Nr. 1895. 4. März. (Aussagen eines gewissen Brögler; außerdem solche des Theaterintendanten de la Motte.)
[2]] Ebenda.
[3]] Der Verf.

denkens über diesen Gegenstand enthalten. Aber meine Pflicht erfordert es, das Obige in Anregung zu bringen, indem ohne der Justiz zu nahe zu treten, es doch immer ein nachteiliges Licht auf dieselbe wirft, daß gerade dieser bedeutende Gegenstand auf diese Weise behandelt wird, wie es wirklich der Fall ist."[1]) So verlief die Untersuchung im Sande, zur Freude des überwiegenden Teils der gebildeten Schichten Altbayerns, während die gutmütigere, niedere Bevölkerung die Tat mit Abscheu aufgenommen hatte.

Im Jahre 1816 nun veröffentlichte ein ungenannter Anhänger Aretins, ein Beamter, eine Broschüre, betitelt „Aktenmäßige Aufschlüsse über den im Jahre 1811 auf den Professor Thiersch in München versuchten meuchelmörderischen Anschlag." Hier suchte er zu beweisen, was schon ehedem ausgestreut worden war, nämlich, daß Eifersucht das Motiv zur Tat gewesen sei. Als Täter stellte er einen Geisteskranken hin, namens Kern, der im Jahre 1812, ein Jahr nach dem Thiersch'schen Attentat und ungefähr um dieselbe Zeit, seinen Duzbruder „Dorsch" ermordete. Wir erwähnten diesen letzten Namen, weil sogar dessen Klangähnlichkeit mit dem Worte „Thiersch" in dieser Schrift als belastend angeführt wurde. Die Möglichkeit, daß Kern der Täter war, wurde in den bisherigen Darstellungen meist etwas verächtlich behandelt. Dies war jedoch nicht voll berechtigt. Denn sogar der Polizeidirektor Stetten hielt jene Erklärung des Falles für einleuchtend,[2]) allerdings ist zu bedenken, daß dieser Mann, wie schon erwähnt wurde, sich vom augenblicklichen Eindruck nur allzusehr beeinflussen ließ. Prüft man nämlich die Sache näher, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß die größere Wahrscheinlichkeit doch für eine Täterschaft Almanns spricht. Vergleicht man die Darstellung aus dem Lager Aretins, die sich anscheinend vorwiegend auf Akten des Hofgerichts stützt, mit den ursprünglichen Polizeiakten, so gewahrt man, daß in jener Schrift wichtige Tatsachen ausgelassen wurden; z. B. hören wir hier kein Wort von der sehr verdächtigen Figur Perniccis. Es zeigt sich ferner, daß manche Sachen leicht abgeändert wurden, z. B. wird in dieser Schrift die Größe des mutmaßlichen Täters als m i t t e l angegeben, abgesehen von einer Ausnahme, während die Zeugenaussagen in den Polizeiakten von m e h r a l s M i t t e l g r ö ß e sprechen. Weiller, der den Täter allerdings nicht selbst gesehen hatte, bezeichnete ihn gar als g r o ß.[3]) Weshalb diese Retouche? Nun, sie erfolgte deshalb, weil der Mann, den man als Täter und Rivalen hinstellen wollte, da nämlich Kern, der Liebhaber einer Beamtenstochter, die im Seminargebäude wohnte, nur „k l e i n b i s m i t t e l g r o ß" war,[4]) also andernfalls der Größen-

[1]] M. Kr. A. MA 14 n. E. Nr. 1895. 23./24. März.
[2]] M. Kr. A. MA 1652/1856. 19./20. Febr. 1812.
[3]] Reg. d. Wil. Gymn.
[4]] Er war nach den „Aktenmäßigen Aufschlüssen" 5 Schuh, 1 Zoll groß. Nachdem der Schuh zwischen 30 und 32 cm schwankte, war er also nur 1,52½—1,62⅝ m groß.

unterschied zwischen dem gesichteten Täter und dem dafür hingestellten nur zu sehr in die Augen gefallen wäre.

Unterdessen war eine Hochverratsuntersuchung gegen die berufenen Gelehrten, die nach Feuerbach Angabe,[1]) auf ausdrücklichen Antrag der französischen Regierung und auf Drängen des Großherzogs von Berg eingeleitet worden war, einem anscheinend ergebnislosen Ende entgegengereift. So konnte denn das Justizministerium am 2. März des Jahres 1811 zur Besänftigung der erregten Gemüter im Namen des Königs mitteilen:[2]) „Wir haben aus dem bei der kompetenten Gerichtsbehörde erfolgten rechtlichen Beschluß mit Wohlgefallen gesehen, daß einige die Aufmerksamkeit der Untersuchungsbehörden in Anspruch genommen habende Gerüchte und Ausstreuungen über die Existenz staatsverräterischer Verbindungen in Bayern unbegründet gefunden wurden. Sowohl zur Rechtfertigung der verunglimpften Individuen, worunter verdiente, bei öffentlichen Anstalten angestellte Männer, als zur Berichtigung der Urteile des Publikums beauftragen wir hiermit das Justizministerium, dieses Resultat der eingeleiteten Untersuchung zur öffentlichen Kenntnis zu bringen." Gleichzeitig wurde die Versetzung des wichtigsten Gegners der Berufenen in München, des Barons von Aretin, in die Wege geleitet. Um dessen altbayrischen Anhang nicht zu sehr zu kränken, erfolgte diese Kaltstellung in der Form einer Beförderung Aretins zum 1. Direktor des Appellationsgerichtes in Neuburg.

Was können wir nun nach all diesen Ereignissen als das wirkliche Denken dieses berühmt-berüchtigten Führers[3]) im Gelehrtenstreit herausschälen. Wir wollen fest zugreifen, da packen wir eine quallige Masse; wir wollen genau hinsehen, sein Bild zeichnen, da verschwimmen die Linien, wechseln die Farben und das Einzige, was sich stets gleich bleibt, das ist die tolle, bunte Mischung von kindlichem Charakter mit allen Vorzügen und Schwächen, und einem Schuß von dem Wesen eines in seinem Handwerk ergrauten Intriganten. Alles andere aber, Aretins politische, religiöse Ansichten, sie sind nur mit großer Mühe zu erkennen, nur schwer aus dem Wust von Lüge, Unaufrichtigkeit, Unsinn und Widerspruch in sich selbst herauszulösen. In skeptischen Augenblicken kam uns manchmal der Gedanke: alles ist Heuchelei, was dieser Mann schreibt, Religion und Vaterland, sie sind ihm nur ein eitler Tand, sind eine willkommene Maske, um darunter den dunklen Plänen gekränkten Ehrgeizes nachzugehen. Immer wieder drängte sich dann als eine Entschuldigung zweifelhafter Art der Eindruck auf: das ist kein Mann in

---

[1]) Feuerbach a. a. O. II. 20. Okt. 1824.
[2]) M. Kr. A. MA 1043 Nr. 204/1.
[3]) Aretin war selbst kein reiner Altbayer; seine Familie geht angeblich auf einen armenischen Prinzen zurück (Lang a. a. O.; A. D. B. I S. 518); sowohl seine erste, wie auch seine zweite Frau waren höchstwahrscheinlich Norddeutsche. M. Kr. A. MF. 517/1144.

der Mitte der Dreißiger,[1]) das ist ein kleiner Schuljunge, ein Kobold, der hier seine boshaften Späße zur Erheiterung des Publikums zum besten gibt. Etwas Aehnliches meinte auch Therese Huber[2]) und fügte hinzu, er sei gar nicht böse im Grunde seines Wesens. Tatsächlich war Aretin hilfsbedürftigen Untergebenen gegenüber sehr warmfühlig.[3])

Sein wenig einwandfreies Benehmen im bibliothekarischen Dienst wurde schon gestreift. Er erschien gewöhnlich erst um 11 Uhr an seiner Arbeitsstätte, wo er dann zunächst Geschäftsleute abfertigte, die er in Privatangelegenheiten dorthin bestellt hatte.[4]) Untergebene, die merkantilistisch geübt waren, befreite er vom Dienst, um sie zu Privatbesorgungen ständig um sich zu haben, während pflichteifrige Beamte, wie Schrettinger, zurückgesetzt wurden.[5]) Infolge reichlichen Glänzens mit Abwesenheit erwarb er sich den Ehrentitel „Der unsichtbare Obere."

Seine Hauptstärke beruhte auf seinem derben Witz und seiner Leidenschaft, die in ihrer Wucht selbst über grobe Widersprüche bei der Lektüre seiner Schriften glatt hinwegführt.

In seinem Bestreben, einen augenblicklichen Vorteil für sich herauszuschlagen, scheute er selbst vor Hinterlist[6]) und entehrenden Handlungen nicht zurück. Er entblödete sich nicht, den Mann, den er vorher bis auf das Messer anfeindete, darnach zu bitten, für ihn um eine idielle oder materielle Belohnung einzugeben. Es war Jacobi gemeint. Aretin gebrauchte dabei den schönen Zusatz, der Präsident könne ja für sich um eine noch größere bitten.[7]) Selbstverständlich wurde er abgewiesen. Man kann wohl sagen: Nichts hat dem bayrischen Volk im Gelehrtenstreit und in dessen späterer Darstellung so geschadet, als die Tatsache, daß es in dieser Sache einen Vorkämpfer wie Christoph von Aretin hatte. Denn an und für sich kann es niemand einem Volke verübeln, wenn es sich gegen das Eindringen fremder Elemente zur Wehr setzt.

Bei seinem Abschied von München erhielt Aretin für seine bibliothekarische Tätigkeit zwar kein volles Absolutorium, aber doch ein beschränktes.[8]) Es ist zweifelhaft, ob er auch dieses verdiente. Die Erteilung muß jedoch als geschickter Schachzug angesehen werden. Es sollte nicht mehr unnötig Staub aufgewirbelt werden. Der Triumph der Berufenen durfte sich nicht gar zu glänzend gestalten. Als die Versetzung Aretins bekannt wurde, da schrieb Stetten sehr bezeichnend: „Man fürchtet und vielleicht nicht durchaus mit Unrecht, daß diese Partei (die der

---

[1]) Aretin ist 1773 geboren.
[2]) Bayrische Briefe.
[3]) Schreiben eines Angestellten der Bibliothek vom 2. Okt. 1807. M. Kr. A. MA 1043/204/III.
[4]) Gleicher Akt.
[5]) Schreiben Schrettingers. Akad. d. W. VIII 241 Pers. Akt Aretin.
[6]) Ein Beispiel einer solchen Hinterträgerei, wodurch er Hamberger gegen Jacobi aufhetzen wollte, findet sich MA 1043/205. M. Kr. A.
[7]) M. Kr. A. MA 1043/204/1.
[8]) Ebenda Nr. 204/III.

norddeutschen Gelehrten) stolz ihr Haupt erheben und mit noch größerer Geringschätzung auf die Bayern herabblicken wird und dieses ist, was auch ich, so wie ich diese Partei habe kennen lernen, fürchten möchte."

Eine Epoche des Kampfes war zu Ende.[1]) Nun wurde es eine Zeitlang etwas ruhiger, wenn auch das Gepläukel nie ganz aufhörte. So trug der Atheismusstreit zwischen Schelling und Jacobi im Jahre 1812 keineswegs zur Festigung der erschütterten Akademie bei. Man erhob jetzt den Vorwurf, dieses Institut sei nicht so viel Kreuzer wert als es Gulden koste.[2]) Die weibische Haltung vieler Akademiker während des Streites konnte man nie vergessen. Westenrieder, der Verärgerte,[3]) veröffentlichte in diesem Jahre mit nur allzu deutlicher Beziehung auf Münchner Gelehrte im 9. Band seiner „Beiträge" einen Aufsatz, betitelt: „Von einigen Kennzeichen des verfallenden wissenschaftlichen Geschmacks."[4]) Er sprach darin von der „fürchterlichen Fadheit und Charakterlosigkeit[5]) so vieler gelehrter Zeitgenossen, die für Geld überall hin und zu allem zu haben seien. Sie würden gehätschelt, indes die katholische Geistlichkeit in grober Weise vernachlässigt werde. Die Regierung verbot auf die Angriffe hin das Buch, leitete aber gleichzeitig eine Umgestaltung der Akademie in die Wege.[6]) Jacobi trat in den Ruhestand. Das Institut erhielt zur Aufsicht einen königlichen Kommissär, wodurch das Vertrauen der Bevölkerung zu dieser gelehrten Anstalt sichtlich gehoben wurde.[7])

Die außenpolitische Lage änderte sich unterdessen beträchtlich. Der Stern Napoleons begann zu erbleichen. Der Finessenfepperl ließ auf der Straße sein zwar albern klingendes, ob seiner Wahrheit aber doch gefährliches Sprüchlein hören: „Eins, zwei, drei; mit dem Napoleon ist's vorbei!"[8]) Mit der verschlechterten äußeren Lage wuchs in Regierungskreisen die Angst vor Untergrabung des Systems. Erhielten nun die norddeutschen Berufenen fernen Besuch, so erhob sich sofort die Vermutung, es seien Abgesandte des Tugendbundes bei ihnen abgestiegen.[9])

---

[1]] Die Angst vor feindlichen Katholiken zitterte in der protestantischen Fremdenkolonie noch lange nach. Man sah in hypnotischem Zwang selbst da Katholiken, wo keine waren. Voll Schreck schrieb der junge Platen einmal nach Gotha, er habe vernommen, daß Goethe katholisch geworden sei. Das Bekenntnis wurde in München mehr betont, wie in der protestantischen Heimat.

[2]] M. Kr. A. MA 1652/1856. 9. März.

[3]] Am 8. Aug. 1807 hatte er geschrieben: „Ich könnte über mein Vaterland, mit welchem ein so arger Spott getrieben wird, blutige Tränen weinen." Immer wieder bezeichnete er sich von nun an als einen Stockobskuranten oder Aethiopen, den man eben nicht weiß waschen könne. Moll a. a. O. IV.

[4]] Kapitel XI.

[5]] Ebenda S. 379.

[6]] Prantl. Akademie a. a. O.

[7]] MA 14 n. E. Nr. 1864. 2. Sept.

[8]] Stetten'sche Polizeiberichte.

[9]] Ebenda.

Der Verdacht der geheimen Verbindung verdichtete sich aber niemals zu etwas wirklich Greifbarem; er fiel vorübergehend auf Sömmering,[1]) auf Feuerbach,[2]) auf die Frau des Apellationsgerichtsrats Liebeskind aus Ansbach[3]) und auf andere. Im Frühjahr 1813 äußerte zu Landshut ein Professor der Geschichte, wahrscheinlich Mannert, die anstößigen Worte: „Die Deutschen müssen herrschen oder die Menschheit geht unter." Dieser Satz, der vielleicht nur eine geistige Herrschaft im Sinne hatte,[4]) wirkte auf Montgelas wie Nadelstiche. Der Fall wurde streng untersucht, ohne daß jedoch der Urheber dieses Wortes mit Sicherheit festgestellt werden konnte. Die damaligen Briefe Sömmerings an seinen norddeutschen Freund Ebel sind vollgespickt von politischen Nachrichten, die der Anatom entweder in auswärtigen Zeitungen gelesen hatte oder die ihm als Geheimnis ins Ohr geraunt worden waren. Ihr Grundton war durchaus antinapoleonisch. Gar manchmal finden sich in diesen Schreiben die für das damalige Polizeisystem so charakteristischen Worte: „Es ist zu gefährlich, die Sache zu Papier zu bringen; sie werden mündlich einmal davon hören."[5]) Bei allen diesen Briefen ist zu bedenken, daß Sömmering, der überall drohende geheime Verbindungen witterte, selbst gerne den Schleier solch geheimer Beziehungen um sich zog. Die Post der Berufenen wurde in jenen Tagen einer ziemlich sorgfältigen Prüfung unterzogen.[6]) Man fürchtete nämlich bei einem etwaigen Einbruch des Feindes einen Abfall der Fremden sowie der Neubayern. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht ein Bericht des Polizeidirektors vom 25. April,[7]) worin er die Hoffnung ausspricht, daß sich kein Feind der Hauptstadt nähern möge. „Denn zu groß ist," fährt er fort, „auch der Einfluß, welchen die hiehergekommenen, oft mit bedeutenden Vorteilen sicher versetzten Bewohner ehemals preußischer Provinzen sich verschafften; sie bilden eine eigene Klasse der hiesigen Einwohner, auch ziehen sie sich in dem gesellschaftlichen Leben von den übrigen zurück, sie haben ihre eigenen Kränzchen und Bälle, bei denen nur diejenigen Zutritt erhalten, die sich ihnen genähert haben und die gleichen Gesinnungen mit ihnen hegen und sollte es das Unglück wollen, daß feindliche Truppen sich München nähern, so bin ich überzeugt, daß diese Kaste eine nicht unbedeutende Rolle spielen wird." — Genau sechs Monate später findet sich in Stettens Polizeiberichten der Vermerk,[8]) zu Landshut sei eine Tugendbundloge aufgedeckt worden. Zu den Mit-

[1]) Ebenda. MA 14 n. E. 1864. (15. Okt.) u. 1869 (Frühjahr 1813).
[2]) Ebenda.
[3]) MA 14 n. E. 1864. 15. Okt. 1812.
[4]) Grauert a. a. O.
[5]) Sömmering a. a. O.
[6]) Siehe unter anderem Scheibeck. S. 67 a. a. O.
[7]) M. Kr. A. MA 14 n. E. Nr. 1869.
[8]) Ebenda Nr. 1875 25. Sept. 1813.

gliedern dieser enthüllten Verbindung gehörte unter anderem angeblich der junge Schlichtegroll. Dieser leugnete jedoch bei seiner Vernehmung hartnäckig alles ab. Was weiter aus der Sache wurde, wissen wir nicht.

Mittlerweile wurde der Vertrag von Ried geschlossen; Bayern trat auf die Seite der Verbündeten und großer Jubel griff in der Fremdenkolonie um sich. Wundersam enthüllt uns dieses freudige Gefühl, endlich Farbe bekennen zu dürfen, dieses Aufatmen von einem langen Druck ein Brief Schlichtegrolls vom 12. Oktober (dem Maximilianstage) an Zschokke:[1]) „Ich schreibe Dir heute mit frohem, bewegtem Herzen; so habe ich diesen Tag noch nie gefeiert. Es lag bis jetzt zwischen meinem herzlich geliebten König und mir ein Etwas, das mir wehe tat und meinem aufrechten Sinne Schmerz machte. Ich sah ihn mit für dieses Land übermäßigen Anstrengungen eine Sache unterstützen, die ich nicht für gerecht und dauerhaft halte, und bei allen diesen Opfern dieses Landes Selbständigkeit und Hoheit und der würdigen Herrscherfamilie Regiment noch nicht einmal gesichert, sondern von der Willkür eines einzigen Mächtigen oder eines Kabinettes abhängig, das schmerzte mein echt bayrisch gewordenes Gemüt. Die soldatische Härte, mit welcher der allein Mächtige die Mächtigen behandelte, erstreckte sich auch auf den Einzelnen und alle; denn wer sklavisch gehorchen muß, herrscht leicht wieder despotisch, wo er kann; der milde Geist unserer guten Regierung wäre allmählich verschwunden, wenn dies länger gedauert hätte — und nun die tiefe Heuchelei, die entstand; für denselben Despotismus, den jeder im Herzen verwünschte, zog unsere Jugend ins Feld und kam nicht wieder oder mit zerschossenen kranken Gliedern heim; mit dem Heiligsten wurde ein offenbarer Spott getrieben und für die Schlacht von Lützen ein Tedeum in München gesungen, bei dem auch nicht einer Gott lobte. Ich habe das lebendige Gefühl in mir und schwöre es Dir, der an meiner aufrichtigen Versicherung an dieser Stelle nicht zweifeln kann, ich halte den Tod für leichter zu ertragen als ein solches Leben, und wenn ich gleich Hausvater bin, so bin ich doch froh und heiter bereit, mein Leben dran zu setzen, nun aus einer solchen Lage zu kommen." Wir begegnen nun in der Folge einer Reihe von Meldungen Berufener oder ihrer Söhne zum Heere. Diese Begeisterung wurde jedoch in Regierungskreisen nicht mit ungemischter Freude aufgenommen. Als Niethammer der Landesverteidigung beitreten wollte und sein Vorhaben dem Minister mitteilte, da meinte dieser: „Ich weiß nicht, wie das zugeht; solange wir mit Frank-

---

[1]) Akad. d. W. XI. 268. Personalakt Schlichtegrolls. Abschrift eines von einem Antiquar angebotenen Briefes. — Auch der Eintritt Schlichtegrolls in bayrische Dienste war z. T. aus deutschnationalen Gründen erfolgt. Er sah wie so viele andere die Münchner Akademie als einen Rettungsanker der deutschen Wissenschaft an, nachdem die einst maßgebende Universität Göttingen an Jerôme fiel und ihre freie Wirksamkeit verlor. Vgl. Moll a. a. O. III. 716, ferner Sömmering a. a. O.

reicht alliiert waren, da wollte niemand dienen; jetzt greift alles zu den Waffen. Sind die Herren so kampflustig, so mögen sie in die Glieder der Linientruppen eintreten."[1]) Der Philologe Thiersch ging 1814 zum Jägerkorps, exerzierte dort fleißig, aber ein Verbot des Kronprinzen hinderte ihn, ins Feld auszurücken.

Fast einsam stand damals unter berufenen Mitgliedern der Akademie der Ritter Lang da, einem Don Quichotte gleich, der am liebsten noch einmal die alte Zeit heraufbeschworen hätte, die Zeit vor jenem „unglücklichen Traktat von Ried," wie er sich einmal ausdrückte.[2]) Eine gewisse Gesinnungsverwandtschaft fand er in Therese Huber. Dieser Frau war allerdings ein „politisch Lied" überhaupt „ein garstig Lied." In bewegten Tönen klagte sie in jenen Tagen über die gräßliche Kannegießerei, die in der Fremdenkolonie herrsche, über den wüsten Franzosenhaß. Von Literatur sehe und höre man in diesen Kreisen gar nichts mehr; am schlimmsten trieben es die Weiber; kaum beträten sie das Zimmer, so fingen sie mit Politik an.[3])

Der Expräsident Jacobi schrieb in jenen Tagen der Begeisterung (18. IV. 14)[4]) an Jean Paul von seinem Krankenlager, daß er geglaubt habe sterben zu müssen, aber nicht sterben konnte „vor Freude an den herrlichen Ereignissen," die er erlebte. „Das Herz ist mir so voll," jubelte er, „von dem vorher noch nie Geschehenen, das sich seit achtzehn Monaten zugetragen hat; mein Geist wird dadurch auch über die Vergangenheit wunderbar erleuchtet . . . Welche Offenbarung! Ja, es ist ein Fortschritt in der Menschheit, eine Vorsehungsgewalt." Wir sehen hier ziemlich deutlich die vielfach typische Verquickung des Befreiungsgedankens mit dem Freiheitssehnen. Wir sind sehr geneigt zu glauben, daß bei Jacobi das letztere das stärkere war. Dies wird uns besonders deutlich, wenn wir sein späteres Verhalten in der Schmalz'schen Affäre betrachten. Damals schrieb er von den Fürsten:[5]) „Aus der verheißenen Volksvertretung werden sie etwas machen, das nur als eine Verspottung der Völker dastehen wird. Ein leeres Possenspiel und recht viel Polizei darum her, vorn und hinten und an allen Seiten. Deswegen hoffe ich allein noch auf Frankreich, und habe nichts dawider, wenn es Elsaß und Lothringen behält."[6]) Die Franzosen als Volk waren ihm zuwider, der Kaiser Napoleon erst recht; der französische Freiheitsgedanke aber fand lebhaften Anklang in seiner Brust. König Max hatte nicht ganz unrecht, wenn er in den Tagen der

---

[1]] Raumer a. a. O. S. 195. Die Begeisterung der Norddeutschen soll Montgelas dabei sogar als „Schwindel" bezeichnet haben.

[2]] Lang a. a. O.

[3]] Bayrische Briefe a. a. O. 1901 S. 37.

[4]] Jacobi (Zoeppritz) a. a. O. S. 118.

[5]] An Nicolovius 1815. Jacobi (Zoeppritz) a. a. O.

[6]] Nicht unrichtig schreibt Alfred Schmid über die letzten Jahre Jacobis (a a. O. S. 17): „Die Gegenwart in Politik und Geistesleben verstand er nicht mehr und sie verstand ihn nicht mehr", während Loewe auch hier etwas verbrämt. (Thiersch a. a. O. S. 121/22.)

Befreiungskriege von den norddeutschen Gelehrten einmal als von „deutschen Jacobinern" sprach.[1])

Dieses Wort war besonders auf den Kriminalisten Feuerbach gemünzt. Der international angehauchte Freiheitsgedanke trat sogar bei diesem Manne damals fast noch stärker hervor als bei Jacobi. Aber während der Präsident, trotz manchen Anerkennungen von seiner Seite, gar bald den Montgelas'schen Absolutismus bekämpft hatte, war der Frankfurter durch die blendenden Seiten dieses Gebäudes und dessen überragende Spitze, den Korsen, viel länger gefesselt worden. Das Gespenst absolutistischer Weltherrschaft hatte erst später begonnen, auch ihm Grauen einzuflößen. Das Jahr 1813 bestärkte ihn in seinen neuen Anschauungen. Er verfaßte nun eine Reihe leidenschaftlicher Schriften, weniger im Sinne der Befreiungs- als der Freiheitskriege: Zunächst als Erwiderung auf die den altbayrischen Standpunkt vertretende Schrift Aretins: „Was wollen wir?" die Broschüre „Was sollen wir?"

Das war kurz nach der Schlacht von Leipzig; es folgte ein Aufsatz „Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europas." Im Jahre 1814 reihten sich noch zwei andere an, betitelt: „Die Weltherrschaft, das Grab der Menschheit" und „Ueber deutsche Freiheit und Vertretung deutscher Völker durch Landstände." Diese Schriften, die z. T. nur durch eine Ueberlistung des Zensors hatten erscheinen können,[2]) erregten das Mißtrauen des Ministers, besonders die letzte. Es hieß, Feuerbach „habe in der Person des feindlichen Souverains die Majestät beleidigt," habe „die ruhige, leidenschaftslose, würdige Sprache"[3]) vermissen lassen; man beschuldigte ihn geheimer Verbindungen, dessen, wovor es Montgelas am meisten graute; der Minister Reigersberg schürte anscheinend dabei mit. „Daß man," so schrieb der also Verdächtigte,[4]) „bloß auf sich gestellt, aus eigener innerer Begeisterung, ohne Eigennutz auf eigene Gefahr einer guten Sache dienen könne, das ist ohnehin einer Hofseele nicht begreiflich zu machen. Mein gelehrter Briefwechsel mit verschiedenen deutschen Gelehrten, von denen einige auf Davousts Liste gestanden, wie von Villers, konnte der Lüge noch größeren Schein geben. Ob man nicht noch größere Bübereien begangen, ob man nicht den falschen Schlüssen auch noch falsche Tatsachen und Urkunden untergeschoben, konnte ich nicht wissen; nur das wußte ich, daß Montgelas, der mich tödlich haßte, weil er meinen Charakter und meine Feder fürchtete, und weil ich nie vor ihm gekrochen, auch das Schlechteste zu begehen fähig sei." So wurde denn Feuerbach am 21. Mai des Jahres 1814[5]) strafweise als zweiter Präsident des Appellationsgerichtes nach

[1]] Feuerbach a. a. O. II. S. 275.
[2]] Näheres darüber bietet der Stetten'sche Bericht vom 17. Dez. 1813 MA 14 n. E. Nr. 1878.
[3]] Feuerbach a. a. O. I. S. 273.
[4]] S. 275. Ebenda.
[5]] Regbl.

Bamberg versetzt, auf Geheiß des Königs allerdings unter Belassung seines vollen Gehaltes.[1]) 1816 jedoch wollte man ihn sogar nach Oesterreich abstoßen.[2])

Ein großer Teil der altbayrischen Bevölkerung stand der Begeisterung in der Fremdenkolonie durchaus verständnislos gegenüber.[3]) Als der junge Niethammer, der noch Gymnasiast war, seinen Aufruf zu den Fahnen veröffentlichte, da wurde gespottet, daß nun sogar Kinder, die kaum einen Marsch nach Dachau aushielten, zu den Waffen griffen. Es wäre wirklich nötig, Kindermägde anzuwerben, damit sie diesem Zug von Vaterlandsverteidigern folgten.[4])

Das letzte Aufflackern des Gelehrtenstreites unter Montgelas erleben wir in der heftigen Auseinandersetzung zwischen dem Ritter von Lang aus Franken und seinem altbayrischen Kollegen Vincenz von Pallhausen im Jahre 1815. Die Wurzeln und Grundgedanken dieser Fehde reichen jedoch bedeutend weiter zurück. Es handelte sich zunächst um zwei rein akademische Fragen: 1. „Gehörte der Nordgau in seiner vollen Ausdehnung zum alten Bayern?" und 2. „Sind die Bayern keltischer Abstammung?" Diese beiden gelehrten Probleme erhielten aber durch die Zeitverhältnisse sofort ein politisches Gepräge. Das Bayern des Rheinbunds hatte nämlich ein gewisses Interesse, sie bejaht zu sehen, vor allem die zweite; denn dann war sein Bund mit Frankreich eine Allianz stammverwandter Völker. Die beiden Fragen wurden so letzten Endes zu einem Schibboleth, einem Erkennungswert, einem Scheidepunkt voraussetzungsloser und wunschbedingter Wissenschaft. Aufklärung und Romantik, kritischer Verstand und heißes Wollen stritten miteinander. Die Einleitung des Kampfes erfolgte durch Untersuchungen des Neubayern Mannert über diese Probleme in einem 1807 veröffentlichten Buch über „Die älteste Geschichte Bajuwariens und seiner Bewohner."[5]) Der Berufene erklärte hier,[6]) er schäme sich geradezu dessen, was bayrische Gelehrte über den Nordgau vorbrächten. „Die angeführten Gründe," schrieb er, „verdienen diesen Namen nicht; aber jeder patriotische Bayer bleibt dem ungeachtet innig überzeugt von der Wahrheit der Behauptung." Mannert selbst war nämlich in den beiden obigen Streitfragen

[1]] Landsberg weist bei Beurteilung dieser Lösung ausdrücklich auf das Inkorrekte im Verhalten Feuerbachs hin. (a. a. O. 3. Abteilung. 2. Halbband. S. 130.) Er tut dies in einer etwas übertriebenen Weise, aber er tut es mit Recht, wie er auch mit Recht darauf hinwies, daß Feuerbach schon 1805 durch sein disziplinwidriges Verlassen Landshuts sich die Gnade der Regierung eigentlich verscherzt hatte (a. a. O. II. S. 126.) Während Landsberg nun die Pflichten Feuerbachs als Beamter vielleicht zu scharf betont, denken Meyer, Scheibeck und Loewe überhaupt nicht daran und fehlen dadurch ebenso.

[2]] Hölder a. a. O. S. 16.

[3]] vgl. zu diesen Fragen auch Doeberl, Bayern und die deutsche Erhebung wider Napoleon I. 1909.

[4]] MA 14 n. E. Nr. 1879. 21. Jenner.

[5]] Nürnberg und Sulzbach 1807.

[6]] Ebenda S. 266 (nach Pallhausens Angabe).

zu durchaus verneinendem Ergebnis gelangt. Da trat der altbayrische Archivar Pallhausen gegen ihn auf den Plan. Dessen Erwiderung war derart heftig, daß ihm deshalb von Zentner eine Rüge erteilt wurde.[1])

Im Jahre 1810/11 erhielt nun Mannert einen sehr wertvollen Bundesgenossen, den Ritter Lang. Im Mittelpunkt der Fehde über die bayrische Urzeit stand nunmehr aber nicht mehr das Mannert'sche Buch, sondern eine merkwürdige Schrift Pallhausens, ein Zwitterding von Poesie wertloser Art und historischer Wissenschaft, die in tiefgründigen Noten schwelgt, eine bayrische Geschichte von „Garibald, dem ersten König Bojariens und seiner Tochter Theodelinde, der ersten Königin in Italien." Es war dies ein Buch, von dem Lang höhnte, daß sein erster Teil in sundergauischen Hexametern abgefaßt sei, und daß die Gründlichkeit der Darstellung nur noch den einzigen Zweifel übrig lasse, ob es überhaupt einmal einen Garibald, wenigstens einen König Garibald gegeben habe.[2]) Haben Sie den dummen Garibald von Pallhausen schon gelesen?" fragte der kleine Spötter mit dem wenig passenden Namen Lang die Leute in den Wirtshäusern und auf der Straße.[3]) Als der Ritter von Montgelas Gnaden nun zum Ehrenmitglied der Akademie dekretiert wurde, da war er damit keineswegs zufrieden, sondern beschwerte sich darüber mit der Begründung, daß sogar Pallhausen „frequentierendes" Mitglied dieses Institutes sei.[4]) Der Streit verschärfte sich. In einer Klassensitzung erklärte jetzt der Berufene den altbayrischen Gelehrten einmal, es wäre Zeit, daß sie — in Hinblick auf die bayrische Geschichte — einmal die Kinderschuhe auszögen — zu Knaben — Jünglingen heranreiften.[5]) In seinen Memoiren schildert uns Lang, mit welchem Mißfallen seine aufgeklärten historischen Arbeiten in dem alten Jesuitenlande aufgenommen wurden. „Ueberall stellten sich mir in diesem neuen Grundlegen und Aufbauen die unterirdischen Sümpfe grundloser Fabeln und Legenden und das wüste Treiben einer kritiklosen, nachbetenden historischen Liebhaberei dar. Die Heiligkeit der historischen Fabeln sollte gleichsam als Vorwall und Schanze „für alle übrigen Wunder- und Wallfahrtsgeschichten dienen.[6]) Wir ersehen allerdings aus Obigem, daß Langs Benehmen zum Widerspruch reizen mußte, ja, daß er wohl zu denjenigen berufenen Gelehrten gehörte, die ihrer Verachtung altbayrischer Zustände den offensten Ausdruck gaben.

Im Jahre 1812 nun veröffentlichte er in den Denkschriften der Akademie eine Abhandlung über „Die Vereinigung des bayrischen Staates aus den einzelnen Bestandteilen der ältesten Stämme, Gauen und Gebiete." Hier rollte er die alten Mannert'schen Streitfragen noch einmal auf. Zunächst gab er einen

[1] Reg. d. Kult. Min. NB 7 Convol VI. 9. März 1808.
[2] Pallhausen a. a. O. S. 5.
[3] Ebenda Abschnitt III.
[4] Ebenda.
[5] Ebenda S. 7.
[6] Lang a. a. O. II. Teil. S. 167.

Ueberblick über die Vertreter der verschiedenen wissenschaftlichen Anschauungen. Da wurden denn die Verfechter der Keltenhypothese erwähnt, die da annahmen, daß die Bayern mit den keltischen Bojern gleichbedeutend seien: Aventin, Brunner, Adlzreiter, Lori und zum Schluß der Verfasser der Garibaldischen Geschichten, Pallhausen; dann die der entgegengesetzten Auffassung: Mannert und dessen Vorläufer: Leibnitz, Spener, Coccei, Hert (?) und endlich ein Einspänner, Feßmayer, der da meinte, die ganze vorkarolingische Zeit sei so dunkel, daß man lieber darübe hinweggehe. Lang vertrat, wie schon angedeutet wurde, die zweite Meinung und verfocht sie mit großer Hartnäckigkeit. Pallhausen schrieb gegen die Denkschrift eine Erwiderung. Lang parierte den Hieb durch Herausgabe eines boshaften Schriftchens, betitelt „Lehrreiche Betrachtungen über die Garibaldi'schen Geschichten," Er wies hier unter anderem auf eine Stelle bei Cäsar hin, die der Keltentheorie widerspreche und fügte dann mit scheinbar ganz harmlos dummem Gesicht hinzu: „Das ist nun freilich eine arge Kühnheit des Cäsar, so was gegen das alte System der bayrischen Chronikschreiber und Garibaldianer zu bezeugen; vielleicht ist das auch eine Ursache gewesen, warum ihn der Brutus ermordet hat."[1])

Diese Angriffe ließen Pallhausen nicht ruhen. Er setzte sich hin, um Langs Schrift Punkt für Punkt zu widerlegen, sie mit Noten zu beleuchten (1815). Was dabei herauskam, war eine Broschüre, die, wie wenig andere davon zeugt, welche gewaltige Menge von elektrischer Energie sich doch immer wieder in den beiden feindlichen Polen ansammelte. Es sind zwei ebenbürtige Fechter, die sich hier gegenüberstehen und, wenn trotzdem mancher wohlbedachte Hieb nicht saß, so rührte das daher, weil die Parade von gleicher Gewandtheit war. Sehr richtig bemerkt Raumer über die beiden Streiter:[2]) „Ist Lang gewandte, malitiöser, so bringt Pallhausen oft genug durch seine drastische Derbheit die Lacher auf seine Seite." Wer an den einzelnen Stellen immer recht hatte, das nachzuweisen, ginge über den Rahmen dieser Arbeit hinaus; der Gesamteindruck ist der, daß hier viel mit halben Worten gearbeitet, Widerspruch um des Widerspruchs willen geleistet wurde. Erlebten wir vielleicht im Morgenboten und im „travestierten Wallenstein" den derbsten Niederschlag des Gelehrtenstreites, so können wir hier dessen wutgeschwollensten Ausdruck beobachten. Pallhausen stellte geradezu die Forderung auf, Lang solle sich vor Gericht verantworten, weil er Bayern hochverräterischer Weise um den Nordgau habe bringen wollen.

Waren aber die Gefühle des altbayrischen Archivars schon den Fremden gegenüber von der Schärfe des unvermischten Essigs, so goß er die volle Schale seines durch Verbitterung und Zurücksetzung vergifteten Zorns über diejenigen Landsleute aus, die während jenes Streites den Berufenen willig entgegengekommen

---

[1]] Pallhausen a. a. O. S. 49.
[2]] S. 188 a. a. O. Raumer.

waren. Sie waren nicht zahlreich. In seinen Verdammungsworten über diese kleine Schar drückt sich noch einmal die ganze altbayrische Gefühlswelt während des Gelehrtenstreites aus, sind noch einmal die verschiedenen Stimmen in einem Fortissimo zusammengefaßt. „Ich sage einige wenige," schrieb er nun rückblickend in Bezug auf diese Freunde der Berufenen,[1]) „ja zum Glück und zur Ehre des Vaterlandes nur sehr wenige Bayern; ich meyne euch, ihr feigen oder feilen Sklavenseelen! die ihr keinen Begriff von Nationalehre habt, die ihr euch von Auswärtigen mit Schimpf und Spott wie Hunde mit Wasser übergießen lasset, dann euch abschüttelt und ihnen wieder schwänzelnd aufwartet oder gefälligst apportieret und rapportieret; ihr, die ihr euch auf die niedrigste Art mißhandeln laßt, um dadurch von eueren Peinigern eine armselige Gunst oder einen zweydeutigen Lobspruch zu verdienen; ihr, die ihr es nicht wißt, daß ihr euch selbst und euern Brüdern die schmählichsten Sklavenketten schmiedet; die ihr nicht ahnet, daß euere Kinder und Kindeskinder einst an den Schwellen der Fremdlinge — Gäste werden sie in den alten baierischen Landtafeln genannt — doch ich will nicht weiter reden. Denket selbst nach, wenn ihr noch einen Sinn für Nationalehre, oder einen Nationalgeist habt, wenn euch das Wohl euerer Brüder, euerer Kinder und Kindeskinder am Herzen liegt — ihr schlosset euch dortmals an die sogenannte verfeinerte Welt an: ihr habt bald hier; bald dort die Achseln gezuckt und mit scheinbarer Zurückhaltung den Wunsch geäußert, daß — der genannte Herr Mannert von mir mit Zartheit hätte behandelt werden mögen." Es läßt sich nun allerdings nicht leugnen, daß in diesen bissig unkenden Worten eine gewisse Prophetengabe lag, daß das alte München eben dem Einfluß dieser fremden Elemente auf die Dauer nicht ganz gewachsen war, daß es auf diese Weise allmählich notwendig seinen Charakter verlieren mußte, was allerdings ja die Absicht der Regierung war.

Bei der Gesamtheit der altbayrischen Aeußerungen haben wir — soweit es sich nicht um eigentliche Schmähschriften handelt — etwas in Anschlag zu bringen, was Alois Huber in seinem „München im Jahre 1819" erwähnt und was erst recht für die vorhergehende Montgelas'sche Zeit gilt, nämlich, daß der Münchner damals „vielfältig sich verschiedener Ausdrücke bediente, die sonst als Beleidigung genommen werden, wenn man die angenommene Sitte nicht kennt." Damit soll selbstverständlich nicht gesagt werden, daß jene zweifelhaften Hochachtungsbezeugungen nun etwa alle in ein Nichts zusammenschwänden; sie bleiben auch so in der Mehrzahl noch ironische Komplimente von stattlicher Größe. Die Abneigung gegen die Fremden steckte dem bayrischen Volke nun einmal im Blut. Als Albrecht V. den Tonkünstler Orlando di Lasso aus Flandern an seinen Hof zog, da drückten ihm seine Räte „ihr herzliches Mitleiden" darüber aus, daß er solche hergelaufene, unbekannte, liederliche Leute in

[1]) Pallhausen a. a. O. S. 17.

seiner Umgebung überhand nehmen lasse.[1]) Nicht viel besser erging es den unter den folgenden Fürsten berufenen Italienern und Franzosen, wenn auch nie so schlecht wie schließlich den Norddeutschen. Das so deutsche Wort: „Der ist auch nicht weit her", ist sicher nicht in Bayern entstanden. Aehnliche Erscheinungen wie in den „Reing'schmeckten" haben wir zwar auch anderswo, aber das Altbayern um die Wende des 18./19. Jahrhunderts war doch wohl das Land, wo infolge einer Verkettung von Umständen dieser Fremdenhaß am ausgeprägtesten war.

Auch im damaligen Preußen wirkten Ausländer, Neupreußen: der Reichsfreiherr von Stein aus Nassau, der Hannoveraner Scharnhorst; der Pommer und ursprünglich schwedische Untertan Ernst Moritz Arndt; der katholische Sohn eines würzburgischen Offiziers, Gneisenau. Zwar wissen wir von letzterem, daß er infolge seiner Konfession einigen Hindernissen im Staate Friedrich Wilhelms III. begegnete, im übrigen aber können wir, besonders nach dem, was Bismarck rückblickend über diese Zeit berichtet,[2]) annehmen, daß im damaligen Preußen die Aufnahme von Katholiken und Angehörigen anderer deutscher Stämme recht günstig war. Man empfand es in diesem Lande als eine angenehme Abwechslung in der Eintönigkeit, wenn jemand in der Gesellschaft von sich sagen konnte, er sei katholisch. Ja, das Vereinzelte wurde ob seiner Seltenheit gesucht, geriet in den Ruf der Vornehmheit. So konnte es kommen, daß der junge Savigny, dessen Vater, der berühmte Rechtsgelehrte, protestantisch und dessen Mutter katholisch war, vor die Wahl des Bekenntnisses gestellt, das katholische der Mutter wählte und zwar unter anderm aus folgendem sehr bezeichnenden Beweggrund: „Protestantisch ist ja jeder dumme Junge."

Auch im benachbarten Oesterreich war das Verfahren, das man einschlug, ein völlig anderes als in Bayern. Während Ringseis den Uebertritt Friedrich Schlegels, des Verfassers der etwas berüchtigten Lucinde, zum Katholizismus begrüßte, betrachtete man drüben den Renegaten, der sich damals in Wien aufhielt, gerade um dieses Schrittes willen mit argwöhnischen Augen. Sein Landsmann Gentz hingegen, der seit 1802 in österreichischen Diensten stand und stets Protestant blieb, wurde von solchem Mißtrauen verschont.[3])

Die Abneigung gegen die Fremden war in Altbayern tiefer liegend, schwerer zu überwinden, als selbst in England, wo das Wort foreign doch eine geringschätzende Bedeutung hat. Denn dort war es möglich, daß ein Mann, der die ablehnenden Gefühle des Volkes gegenüber den Ausländern geschickt verspottete, wie Defoe in seinem True born Englishman, lebhaften Beifall fand, während man an der Isar in solchen Dingen wahrscheinlich keinen Spaß verstanden hätte.

---

[1]] Trautmann II a. a. O. S. 23.
[2]] Gedanken und Erinnerungen 2. Bd. Kapitel „Intrigen".
[3]] Varnhagen a. a. O. III. S. 279/80.

Die Form, in die hier diese Ablehnung, dieser Haß gekleidet wurde, war manchmal von großer Wirksamkeit, von derbem Humor durchflossen, besonders bei Pallhausen. Sie erreichte jedoch damals nie diese künstlerische Stilisierung, diese Ueberwindung des Zufälligen, mit der im Norden ein halbes Jahrhundert vorher ein anderer seinen Aerger über die bevorzugten Ausländer zu Papier brachte, nämlich Lessing in seiner „Minna von Barnhelm" durch die Gestalt des Leutnants Riccaut de la Marliniere.

Aber trotz der erwähnten wechselseitigen Abstoßung ging doch im großen und ganzen sachte eine gewisse Verschmelzung vor sich. Diejenigen Berufenen, die sich so wenig eingewöhnen konnten in Altbayern, daß sie vorzogen, dieses Land wieder zu verlassen, sind nur wenige im Vergleich mit der Gesamtzahl der Berufenen. Vorübergehend haben allerdings mehrere den Gedanken der Rückkehr erwogen.

Unter denjenigen, die wegen Verfolgung oder wegen Abneigung gegen altbayrische Verhältnisse ihren neuen Wirkungskreis wieder verließen, wäre etwa der Philologe Jacobs zu nennen (1810),[1]) dann der Ritter Lang (Herbst 1815). Versetzungsgesuche mit dieser Begründung haben wir ferner von zwei Landshuter Berufenen: Schultes (1812)[2]) und Medicus (1816).[3]) Die übrigen, die dem altbayrischen Boden aus eigenem Antrieb wieder den Rücken kehrten, etwa Savigny,[4]) Stumpf,[5]) Maximilian Jacoby,[6]) Tiedemann,[7]) Sömmering[8]) u. a. taten dies nicht aus dem ausgesprochenen Grunde, daß Altbayern für sie ein durchaus ungastliches und feindliches Land sei, wo sie sich nie und nimmer eingewöhnen könnten.

Die Berufenen, von denen wir eben sprachen, stellen, wie gesagt, nur einen kleinen Bruchteil derjenigen dar, die in Altbayern ausharrten und dort Anpassungsmöglichkeiten fanden. Wir haben zwar keine Heiraten zwischen Einheimischen und Mitgliedern der norddeutsch-sächsischen Kolonie feststellen können — so weit ging die Verständigung nicht —, aber doch solche zwischen Einheimischen und Rheinländern, z. B. die Verehelichung Eduard v. Schenks, des späteren Ministers, mit der Tochter des altbayrischen Staatsrats Neumayr (1814).[9]) Die Pfälzer bildeten dann wiederum die Brücke zu den Norddeutschen. Hier wäre die Heirat des jungen Schlichtegroll mit einer Tochter des Staatsrats Kobell[10]) zu nennen. Diese Heiraten bilden sozusagen ein Symbol der sich allmählich anbahnenden Verständigung der verschiedenen Stämme.

---

[1]) Dessen einer Sohn trug sich jedoch einmal mit dem Gedanken, wieder in bayrische Dienste zu treten. (Platen.)
[2]) M. Kr. A. MA 1639/1531.
[3]) Ebenda.
[4]) 1810.
[5]) 1817.
[6]) 1816.
[7]) 1816.
[8]) 1820.
[9]) Heigel (Neumayr) 1814. a. a. O. S. 30.
[10]) 1822 M. Kr. A. MA 1548/890.

10. Kapitel.

Schluß.

Was war nun das Endergebnis der Berufungen, das was sie einer späteren Zeit überlieferten, nicht was sie erreichen wollten? Zunächst politisch: Aus dem alten patrimonialen Stammesstaat war ein moderner Staat geworden. Vermittler dieses neuen Staatsideals waren vor allem die Rheinländer und Pfälzer. Zweitens kulturell: Aus der Akademie der Wissenschaften und der Universität waren durch die Berufungen Institute geworden, die auch auswärts Klang und Ruf besaßen. Auf dem Gebiete des Schulwesens bedeuten die Berufungen einen vollen Sieg des Neuhumanismus über den realistischen Schulgedanken, auf dem Felde der Kunst eine Herrschaft der eklektischen Düsseldorfer Schule, die den Unterbau für eine klassizistisch-romantische Epoche bilden konnte und sollte. Den Gedanken der Duldung haben die Berufungen allerdings fast eher gehemmt als gefördert.

Unter Ludwig I. wurden diese Aufpfropfungen dann fortgesetzt. Es wurden nun vorwiegend Künstler an die Isar gezogen, Leute, die sich ziemlich leicht, oft sogar mit Begeisterung in die neue Umwelt fanden, gesellig gar bald in ihrer Umgebung aufgingen und es entstand allmählich das schon länger vorbereitete Kulturmünchnertum. Es kam ein kleiner Rückschlag, ein Stocken; es kam das Jahr 48, der König dankte ab und eine neue Aera der Berufungen brach an, die Aera Max II. Von der vorhergehenden unterschied sie sich vor allem dadurch, daß nun das gelehrte Element wieder etwas überwog; Liebig, Sybel, um nur ein paar Namen zu nennen, zogen damals in München ein. Die Abschließung der neuen Kolonie war wieder schärfer, die Auseinandersetzung mit den Einheimischen weniger reibungslos; der einsetzende Gegendruck ließ so manchen Stein des neuen Gebäudes abbröckeln. Die letzte „Berufung" und vielleicht auch den letzten Sieg des Urmünchnertums erleben wir dann in der Berufung und Entlassung Richard Wagners unter Ludwig II.[1]) Es folgte der Eintritt in das Reich und was bisher nur tropfenweise, nur schubartig geschehen war, das wurde jetzt in vergrößertem Maßstabe fortgesetzt; was bis dahin immer eines gewissen Antriebs von oben bedurft hatte, das vollzog sich nun von selbst aus freien Stücken und immer mehr wandelte sich das alte München — ja es ging leider zum großen Teile unter dieser Masseneinwanderung des Artfremden zugrunde. Doch da schlingen sich bereits die Fäden herüber zur Politik, da endet die Wissenschaft, weil der Abstand fehlt: da mag deshalb auch unsere Arbeit schließen.

[1]) Wolf a. a. O.

Beilage.

Münchner Kreisarchiv. MA Fasc. 1631. Nr. 1405.

Aus einem Brief A. Weishaupts aus Gotha 12. Juni 1810 an Montgelas.

Sie haben so viel für Kunst und Wissenschaft getan, wie in keinem anderen Land geschieht. Der Aufwand, welcher dafür gemacht wird, ist königlich. Aber gnädiger Herr! Vergeben Sie meine Freimütigkeit, und sollte ich auch Ihre Ungnade dadurch verdienen. Ich muß es sagen, denn es gilt Ihren Ruhm, und Ihre großen Absichten werden vereitelt, wenn Sie diesen Weg fortgehen, so werden Sie Ihren Zweck sicher verfehlen. Die Schulen und Wissenschaften in Bayern sind in Händen von Leuten, welche unfehlbar zur Barbarei verkehren. Die Sophisten der heutigen Zeit haben sich der Schulen bemächtigt, und des Schadens ist schon so viel geschehen, daß vielleicht zwei Menschenalter verloren sind. Diesem Uebel kann auch dadurch in etwas gesteuert werden, daß die Kunst, die Geschichte, die alte Literatur und vorzüglich die Erfahrungs-Wissenschaften von allen spekulativen, so ekelhaften Untersuchungen begnadigt werden. Alle Wissenschaften arten heutzutage aus, aber keine so sehr als die Philosophie. Selbst in protestantischen Staaten greift die Pest um sich, und wir gehen mit Riesenschritten der Barbarei, dem Aberglauben so gewiß entgegen, als wir schon dermalen unter der schrecklichsten despotischen Zuchtrute stehen. Es wird noch schlimmer werden, und von diesem nun gerade verdorbenen Menschengeschlechte steht uns das Aeußerste bevor, wenn dereinst die aufkeimenden exzentrischen Genies zur Reife gelangen, und öffentliche Stellen erhalten, wo sie dann alles unter und über sich kehren.

Mit Schmerz und Unmut habe ich mitkommenden Brief gelesen, wie da zu helfen sei, muß ich Euerer Einsicht überlassen; aber gnädiger Herr! Geholfen muß werden; Ihre Ehre, Bayerns Ehre ist dabei interessiert. Was wird die Welt dazu sagen, wenn nun all diese mit so vielem Kostenaufwand berufenen Gelehrten wieder davon gehen, oder vertrieben werdn. Euere Exzellenz sollten hören, was ich hören muß. Das ganze protestantische

Deutschland fand ich alarmiert, und erwartet Genugtung. Erfolgt diese nicht, so gewinnt niemand mehr als ich. So ist es sodann erwiesen, daß in diesem Lande kein vernünftiger Mensch gedeihen kann. Die bayerische Nation erscheint sodann als intolerant. Selbst in Oesterreich wird der Morgenbote verboten, und in Bayern erscheint er fortdauernd! Was soll aus der Akademie werden? Dieses Institut, dessen einer Teil dem Gelächter und der Verfolgung preisgegeben ist, indessen ein anderer auf die gröbste Art verleumdet, hat all sein Ansehen, Achtung und Einfluß verloren. Wie soll dieses alles ersetzt werden? Ich muß auch hinzu setzen, daß gerade die Gelehrten, welche Sie von hier erhalten haben, diejenigen sind, welche Ihren Ruf nach München am besten verdient haben. In ganz Deutschland werden Sie keinen zweiten so tätigen Bibliothekar finden wie Hamberger, und die ungeheure, so wie als auch (?) einzige und echte Bibliothek, dieses Kleinod Münchens, wird ihrer ersten Verwirrung preisgegeben, wenn Sie diesen Mann verlieren.

Verzeihen, Exzellenz, darum meine Freimütigkeit. Ich kann nicht anders, ich muß sprechen, es mag daraus werden, was daraus will, denn diese Herren Sophisten und Aftergelehrten machen es zu arg. Auf Sie, gnädiger Herr, sind alle Augen im In- und vorzüglich im Auslande gerichtet, von Ihnen erwartet der gesammelte (?) und vernünftige Teil der Menschen Hilfe und Unterstützung. Es gebricht Ihnen weder an Macht noch Wissen. Schaffen Sie also diesen Skandal hinweg, oder die Ehre Bayerns ist auf immer verloren.

Noch eine einzige dringende Bitte, wenn mein Fürwort etwas vermag, so bitte ich Euere Exzellenz, die Universität Erlangen von dem Landshuter Studienplan zu befreien, und mit . . die Universität Landshut nach dem Beispiel und Einrichtung von Erlangen zu organisieren. Sie werden zuverlässig besser dabei fahren.

Ich habe mein Gewissen und meine Pflicht entledigt, und ersterbe unter tiefster Verehrung Euerer Exzellenz

untertänigst gehorsamst

A. Weishaupt.

Quellen- und Literatur Verzeichnis.

A. Ungedruckte Quellen.

Akten der Akademie der Wissenschaften zu München. **Akad. d. W.**
Akten des Münchener Kreisarchivs. **M. Kr. A.**
Registratur des Kultusministeriums. **Reg. d. Kult. Min.**
Registratur des Wilhelmsgymnasiums zu München. **Reg. d. Wil. Gymn.**
Akten des Münchner Universitätsarchivs. **Univ. A.**

B. Gedruckte Quellen.

Adom, A. Aus dem Leben eines Schlachtenmalers herg. von H. Holland. Stuttgart 1886. **Adam.**

Aktenmäßige Aufschlüsse über den im Jahre 1811 auf den Professor Thiersch in München versuchten meuchelmörderischen Anschlag. — 1816. **Aktenmäßige Aufschlüsse.**

Aretin, Christoph von. Die Plane Napoleons und seiner Gegner besonders in Teutschland und Oesterreich. München 1809. **Aretin.**

Artistisches München im Jahre 1835 oder Verzeichnis gegenwärtig in Bayerns Hauptstadt lebender Architekten, Bildhauer, Tondichter, Maler, Kupferstecher, Lithographen, Mechaniker. Aus den von ihnen selbst entworfenen oder revidierten Artikeln zusammengestellt und als Seitenstück zum Gelehrten München im Jahre 1834 herausgegeben durch Adolf von Schaden. München 1836. **Artistisches München.**

Bayrische Briefe. Mitgeteilt von Geiger in Forschungen zur Kultur- und Literaturgeschichte Bayerns von Reinhardtstöttner. 5. u. 9. Bd. 1897 und 1901. **Bayrische Briefe.**

Bayern und seine Hauptstadt im Lichte von Reisenden und fremden Kundgebungen in Forschungen zur Kultur und Literaturgeschichte Bayerns von Reinhardtstöttner. 11. Bd. **Bayern und seine Hauptstadt.**

Achim von Arnim und Bettina Brentano, bearbeitet von Reinhold Steig. Stuttgart u. Berlin 1913. **Bettina.**

Briefe eines reisenden Nordländers. anonym Köln 1812

Carolinens Leben in ihren Briefen; eingeleitet von Ricarda Huch in „Memoiren und Chroniken" 1. Bd. Leipzig 1914. **Caroline.**

Anselm Ritter von Feuerbachs weiland Kgl. bayrischen wirklichen Staatsraaths und Appellationsgerichts-Präsidenten „Leben und Wirken" aus seinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern, Vorträgen und Denkschriften veröffentlicht von seinem Sohn Ludwig Feuerbach. Leipzig 1852. **Feuerbach.**

Gelehrtes München im Jahre 1834 . . . . zusammengestellt und herausgegeben durch A. v. Schaden. **Gelehrtes München.**

Emil Grimm. Erinnerungen aus meinem Leben. Hrsg. von Adolf Stoll. Leipzig 1911. **Grimm.**

Heidelberger Jahrbücher. 1. Jahrgang 1808.

Friedrich Heinrich Jacobis auserlesener Briefwechsel. Leipzig 1827. Hrsg. von Roth. **Jacobi (Roth).**

Aus Jacobis Nachlaß ungedruckter Briefe von und an Jacobi. Von Rudolf Zoeppritz. Leipzig 1869. Diese Ausgabe enthält auch Briefe über den Gelehrtenstreit, während die Roth'sche Ausgabe solche nicht besitzt.) **Jacobi (Zoeppritz).**

Personalien gesammelt von Friedrich Jacobs. Leipzig 1840. **Jacobs.**

Kobell, Luise von. Unter den vier ersten Königen Bayerns. München 1894. (Behandelt allerdings hauptsächlich die Zeit Max II. Für dessen Berufungen siehe auch R. Braun-Artaria „Von berühmten Zeitgenossen" (München).) **Kobell.**

Memoiren des Karl Heinrich Ritter von Lang. Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit. Braunschweig 1842. **Lang.**

Mittelschulgeschichtliche Dokumente Altbayerns einschließlich Regensburgs. Bd. 1 u. 2. Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. 41 u. 42. Berlin 1907/08. **Lurz.**

Lebenserinnerungen des Johann Christian v. Mannlich. Nach der französischen Originalhandschrift hersg. von Eugen Stollreither. Berlin 1910. **Mannlich.**

Des Freiherrn Carl Erenbert von Moll Mitteilungen aus seinem Briefwechsel. 1829—34. (Nur in 50 Exemplaren vorhanden.) **Moll.**

Denkwürdigkeiten des Grafen Maximilian von Montgelas über die innere Staatsverwaltung nebst einer Ein-Einleitung von M. Doeberl. München 1908. **Montgelas (Doeberl).**

Graf Maximilian von Montgelas, Denkwürdigkeiten 1799 bis 1817 im Auszug aus dem französischen Original übersetzt von M. Freiherrn v. Freyberg-Eisenberg und herg. von L. Graf v. Montgelas 1887. **Montgelas (Freyberg).**

München unter König Maximilian Joseph I. Ein historischer Versuch zu Bayerns rechter Würdigung von Dr. Christian Müller. 1. Teil. Mainz 1816. **Müller (München).**

Nicolai. Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. I. Bd. 1783. VI. Bd. 1785. **Nicolai.**

Niethammer. Der Streit des Philantropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichtes unserer Zeit. 1808. **Niethammer.**

Karl Heinrich v. Langs diplomatische Widerlegungen der von Vincenz von Pallhausen gemachten kritischen Bemerkungen oder Karl Heinrichs v. Lang lehrreiche Betrachtungen über die Garibaldischen Geschichten. Mit Noten beleuchtet vom obengenannten v. Pallhausen. München 1815. **Pallhausen.**

Garibald erster König Bojariens oder die Urgeschichte der Bayern. München 1810. (115 Seiten poetischer Text und 297 Seiten prosaische Noten.) **Pallhausen (Garibald).**

Briefwechsel des Grafen August von Platen. Hrg. von Scheffler und Bornstein. München 1911. **Platen.**

Churbayrisches und kgl. bairisches Regierungsblatt 1799 bis 1817. **Regbl.**

Erinnerungen des Dr. Johann Nepomuk von Ringseis. Regensburg und Amberg 1866. I. Band. **Ringseis.**

Roeckel. Pädagogische Reise durch Deutschland. Veranlaßt auf allerhöchsten Befehl der bayrischen Regierung im Jahre 1805. Dillingen 1808. **Roeckel.**

Denkrede zum Andenken Heinrich Schenks weiland klg. bayrischen effektiven Geheimrats, Generaldirektors der Finanzen, Kommandeurs des Zivildienstordens, Ehrenmitglieds der kgl. Akademie der Wissenschaften und der Künste durch Friedrich Roth. D. kgl. bayrischer Oberfinanzrat und ordentliches wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften. 1813. **Roth.**

Kritik der Abhandlung Fr. H. Jacobis über „Gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck (Landshut) von Karl Rottmanner, der freien Künste Doktor. **Rottmanner.**

Ueber den Zustand des Königreichs Bayern nach amtlichen Quellen von Dr. Ignatz Rudhart. Stuttgart und Tübingen 1825. **Rudthart.**

Sammlung der Aktenstücke in Sachen des Präsidenten der kgl. Akademie der Wissenschaften zu München Friedrich Heinrich Jacobi und fünf Consorten, nämlich des Generalsekretärs Schlichtegroll, Hofraths Breyer, Hofraths Jakobs, Hofraths Hamberger, und Ober-Schul- und Kirchenraths Niethammer als Kläger gegen den königl. Oberhofbibliothekär Chr. Freiherrn von Aretin als Beklagten puncto injuriarum atrocissimarum et satisfactionis. Baiern 1810. **Sammlung der Aktenstücke.**

Schlichtegroll. Friedrich Heinrich Jacobi nach seinem Leben, Lehren und Wirken. München 1819. **Schlichtegroll.**

Christian Gottfried Schütz. Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes nebst einer Auswahl aus seinem litterarischen Briefwechsel mit den berühmtesten Gelehrten und Dichtern seiner Zeit. Herausgegeben von seinem Sohne Friedr. Karl Jul. Schütz. **Schütz.**

Samuel Thomas von Sömmerings Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen. Hrg. von Rudolf Wagner. 1844. 1. Abt. Briefe berühmter Zeitgenossen an Sömmering. 2. Abt. Leben Sömmerings nebst einem Anhang von Briefen und Aufsätzen. **Sömmering.**

Bayrischer Hof- und Staatskalender. **Staatskalender.**

Ueber gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern von Friedrich Thiersch. 3 Bde. Stuttgart 1829. **Thiersch (Gelehrte Schulen).**

Thiersch. Gedenkrede in der Akademie der Wissenschaften. 1819. **Thiersch (Jacobi).**

Friedrich Thierschs Leben. Hrg. von Heinrich W. J. Thiersch. Leipzig und Heidelberg 1866. **Thierschs Leben.**

Gedächtnisrede auf Georg Friedrich weiland Freiherrn von Zentner. Vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der kgl. Akademie der Wissenschaften zu München zur Feier ihres 78. Stiftungsfestes am 28. März 1837 von Friedrich Thiersch. **Thiersch (Zentner).**

Versuch einer Gallerie kurpfalzbayrischer Staatsdiener. 1. Lieferung 1791. **Versuch einer Gallerie.**

Friedrich Heinrich Jacobi nach seinem Leben, Lehren und Wirken. München 1819. Nr. II. Vorlesung des Direktor von Weiller. **Weiller (Jacobi).**

Zum Andenken an Adolph Heinrich Friedr. von Schlichtegroll. Vorgelesen von Kajetan von Weiller. München 1823. **Weiller (Schlichtegroll).**

Neue Beiträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik u. s. w. München 1812. 9. Bd. **Westenrieder Beiträge.**

Aus dem handschriftlichen Nachlasse L. Westenrieders von August Kluckhohn. I. Abt. Denkwürdigkeiten und Tagebücher im 16. Bd. 2. Abt. der Abhandlungen der historischen Klasse der königlichen bayrischen Akademie der Wissenschaften. München 1882. **Westenrieders Nachlaß.**

Ein Jahrhundert München 1800—1900. Zeitgenössische Bilder und Dokumente. Gesammelt und herausgegeben von Georg Jakob Wolf. 2. Aufl. München 1921. **Wolf.**

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. 1808—10. Herg. von Ast.

Darstellungen.

Allgemeine Deutsche Biographie. **A. D. B.**

K. v. Amira. Montgelas über seine innere Politik in: Süddeutsche Monatshefte Jhrg. VII Nr. 1 (Januar 1910). **Amira.**

Baader. Lexikon verstorbener bayrischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts. 1824. **Baader.**

Bitterauf, Theodor. Bayern als Königreich 1806—1906. München 1906. **Bitterauf.**

Bitterauf, Theodor. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung nung im Königreich Bayern im Jahre 1813 bis zum Abschluß des Vertrags von Ried. Archiv für Kulturgeschichte 1913. **Bitterauf. A. f. K. G.**

Doeberl, Ludwig, Maximilian von Montgelas und das Prinzip der Staatssouveränität. München 1925. **Ludwig Doeberl.**

Doeberl, Michael, Entwicklungsgeschichte Bayerns. I. Bd. Von den ältesten Zeiten bis zum Westfälischen Frieden. München 1916. 3. Aufl. II. Bd. Vom Westfälischen Frieden bis zum Tode Maximilians I. 1. u. 2. Auflage. 1912. **Doeberl. Entw.**

Doeberl, Michael. Bayern und Deutschland im 19. Jahrhundert. München 1917. Festrede.

Doeberl, Michael. Bayern und die deutsche Erhebung wider Napoleon I. in Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu München. 24. Bd. 1909.

Doeberl, Michael. Die Publizistik in Bayern vor 100 Jahren. Allg. Zeitung 1903. Nr. 262.

Ebner, Eduard. Geschichte des Realschulwesens in Bayern. I. Teil. Festschrift. Hrg. vom bayrischen Realschulmännerverein anläßlich seines 50jährigen Bestehens. München und Berlin 1924. **Ebner.**

Ersch und Gruber. Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste. Leipzig 1861. **Ersch und Gruber.**

Feuchtwanger, Siegbert. Das öffentliche Bauwesen in Bayern vom Ende des Mittealters bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Oberbayrisches Archiv. Bd. 56. **Feuchtwanger.**

Feulner, Adolf. Münchner Maler um 1800. Ausstellung in der Galerie Heinemann zu München 1920. **Feulner.**

Fleischmann, Maximilian. Anselm v. Feuerbach, der Jurist, als Philosoph. München 1906. **Fleischmann.**

Funk, Philipp. „Die Romantik in München" in Das Bayerland XXXV 11/12. **Funk (Bayerland).**

Funk, Philipp. Von der Aufklärung zur Romantik. Studien zur Vorgeschichte der Münchner Romantik. München 1925. (Kösel-Pustet.) **Funk (Romantik).**

Goebel, Gustav. Anfänge der Aufklärung in Altbayern. 1901. **Goebel.**

Grauert. Deutschnationale Regungen in Süddeutschland während der Jahre 1812/13. Festschrift der Görresgesellschaft für von Hertling. **Grauert.**
Hanfstängel, Eberhardt. Malerei und Plastik im alten und neuen München. Bayerland XXXV 11/12. **Hanfstängel.**
Heigel, Theodor. „Christian von Mannlichs Memoiren" in Neue historische Vorträge. **Heigel (Mannlich).**
Heigel, Theodor. „Die Münchner Akademie von 1759—1909" in Deutsche Reden 1916. **Heigel. Die Münchner Akademie.**
Heigel, Theodor. Ueber handschriftliche Lebenserinnerungen des bayrischen Staatsrats Clemens von Neumayr.
Heigel, Theodor. Forschungen zur Geschichte Bayerns XV. München und Berlin 1907. **Heigel (Neumayr).**
Heigel, Theodor. Neue Denkwürdigkeiten vom pfalzbayrischen Hofe unter Karl Theodor" in Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns. München 1890 neue Folge.
Heigel, Theodor. Lorenz Westenrieder in „Neue geschichtliche Essays" 1902. **Heigel. Westenrieder.**
Herrmann. Friedrich Ast als Neuhumanist. Münchner Dissertation 1912. **Herrmann.**
Hirsch, August. Geschichte der medizinischen Wissenschaften in Deutschland. München und Leipzig 1893. **Hirsch.**
Hölder, E. Savigny und Feuerbach, die Koryphäen der deutschen Rechtswissenschaft. Berlin 1881. **Hölder.**
Huch, Ricarda. Die Romantik. 12. Aufl. 1922. **Huch.**
Joachimsen, Paul. Aus der Vergangenheit des Münchner Wilhelmsgymnasiums. Programm 1909. **Joachimsen.**
Keiper. „Karl Freiherr von Zyllenhardt und seine Heimat" in Mannheimer Geschichtsblätter. 1907. Nr. 2. **Keiper.**
Kluckhohn, August. Ueber Lorenz Westenrieders Leben und Schriften. Bayrische Bibliothek. Bamberg 1890. **Kluckhohn.**
Kosch, Wilhelm. Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813—1918. München 1925/26. Lieferung I—VI. **Kosch.**
Legband, Paul. Münchner Bühne und Literatur. Oberbayr. Archiv. 1904. **Legband.**
Lipowsky. Karl Theodor, wie er war und wie es wahr ist. Sulzbach 1828. **Lipowsky.**
Loewe, Hans. Die Entwicklung des Schulkampfs in Bayern bis zum vollständigen Sieg des Neuhumanismus. Berlin 1917. Beiheft II der Monumenta Germaniae Paedagogica. **Loewe (Schulkampf).**
Loewe, Hans. Friedrich Thiersch. Ein Humanistenleben im Rahmen der Geistesgeschichte seiner Zeit. Die Zeit des Reifens. München und Berlin 1925. **Loewe (Thiersch).**
Lorenz, Ferdinand. DasGeistesleben in Bayern um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Forschungen zur Geschichte Bayerns XIII. München 1905. **Lorenz.**
Mannheimer Geschichtsblätter. Verschiedene Aufsätze.
Merkle. S. „Johann Michael Sailer" in „Religiöse Erzieher der katholischen Kirche. Leipzig 1920. **Merkle.**
Meyer, Christian. „Altbayrische Kulturbilder in Quellen und Forschungen zur deutschen besonders hohenzollernschen Geschichte. München 1903. **Meyer.**
Th. Meyer-Steineg und Karl Sudhoff. Geschichte der Medizin im Ueberblick mit Abbildungen. 2. Aufl. Jena 1922. **Meyer-Steineg.**
Du Moulin-Eckart. Bayrische Zustände und die französische Propaganda im Jahre 1796. Forsch. zur Geschichte Bayerns II. 1894. **Du Moulin-Eckart.**

v. Müller, Friedrich. Spekulation und Mystik in der Heilkunde. Ein Ueberblick über die leitenden Ideen der Medizin im letzten Jahrhundert. Rektoratsrede. München 1914. **Müller. Ueberblick.**
Muncker, Franz. „Ein Berliner über München vor 100 Jahren." Jahrbuch für Münchner Geschichte 1887. **Muncker.**
Nadler. Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. 3. Bd. Regensburg 1918. **Nadler.**
Oldenbourg R. Die Münchner Malerei im 19. Jahrhundert. 1. Teil. München 1922. **Oldenbourg.**
Paulsen, Friedrich. Geschichte des gelehrten Unterrichts. II. Bd. 2. Aufl. Leipzig 1897. **Paulsen.**
Perthes. Politische Personen und Zustände in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. 1862. **Perthes.**
Prantl, Karl. Die Akademie der Wissenschaften in München. Bavaria 1860. I. 2. Abteilung. **Prantl. Akademie.**
Prantl, Karl. Die Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München. München 1872. **Prantl. Universität.**
Prantl, Karl. Geschichte der Volksbildung und des Unterrichts in Oberbayern und Niederbayern. Bavaria 1860 I. 1. Abteilung. **Prantl. Volksbildung.**
Raumer v. Der Ritter Lang und seine Memoiren. München und Berlin 1923. **Raumer.**
Riehl, Berthold. Die Gründung der Akademie der bildenden Künste in München. Beilage zur Allg. Zeitung 1896. Nr. 61. **Riehl.**
Scheibeck. Die deutschnationale Bewegung in Altbayern 1806 bis 1813. Münchner Dissertation 1914. **Scheibeck.**
Schmid, A. Fr. Friedrich Heinrich Jacobi, eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seiner Philosophie. Heidelberg 1908. **Schmid.**
Schöppler, Hermann. Die Entwicklung einer staatlichen Medizin in Bayern. Sonderdruck aus der „Münchner medizinischen Wochenschrift" 1925. Nr. 24. **Schöppler.**
Schwegler, Albert. Geschichte der Philosophie im Umriß. Leipzig. **Schwegler.**
Stieler, Eugen v. Die königliche Akademie der bildenden Künste zu München 1808—1858. München 1909. **Stieler.**
Stumpf, Pleikhardt. Denkwürdige Bayern. München 1865. **Stumpf.**
Trautmann, Karl. Kulturbilder aus Altmünchen. 2. Reihe. München 1915. **Trautmann.**
Vehse. Geschichte der Höfe der Häuser Bayern, Württemberg, Baden und Hessen. **Vehse.**
Windelband. Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. **Windelband.**
Zschokke. Bayrische Geschichte. 8. Bd. 1818. **Zschokke.**

Lebenslauf.

Ich bin am 13. März 1900 zu Nürnberg als Sohn des damaligen praktischen Arztes Dr. Paul Burkhard geboren. Im Jahre 1919 absolvierte ich in meiner Vaterstadt das humanistische Gymnasium, nachdem ich im Jahre vorher kurze Zeit zum Heeresdienst eingezogen worden war. Darauf begab ich mich auf die Universitäten Würzburg, Erlangen, Göttingen und München, auf denen ich mich dem Studium der Geschichte, der Germanistik, der englischen Philologie und der Kunstgeschichte widmete. Im Jahre 1924 unterzog ich mich in München dem 1. Abschnitt der Lehramtsprüfung für Deutsch, Geschichte und Englisch, im folgenden Jahre dem 2ten. Dann war ich als Präfekt am Schülerheim in Landsberg tätig, seit Frühjahr 1926 bin ich am Dr. Luciusschen Knabeninstitut in Oberhessen beschäftigt.

Die Anregung zu der vorliegenden Dissertation verdanke ich Herrn Geheimrat Prof. Dr. Döberl. Ihm meinen besonderen Dank auszusprechen für das rege Interesse, das er der Entwicklung meiner Arbeit entgegenbrachte, möchte ich an dieser Stelle nicht versäumen.